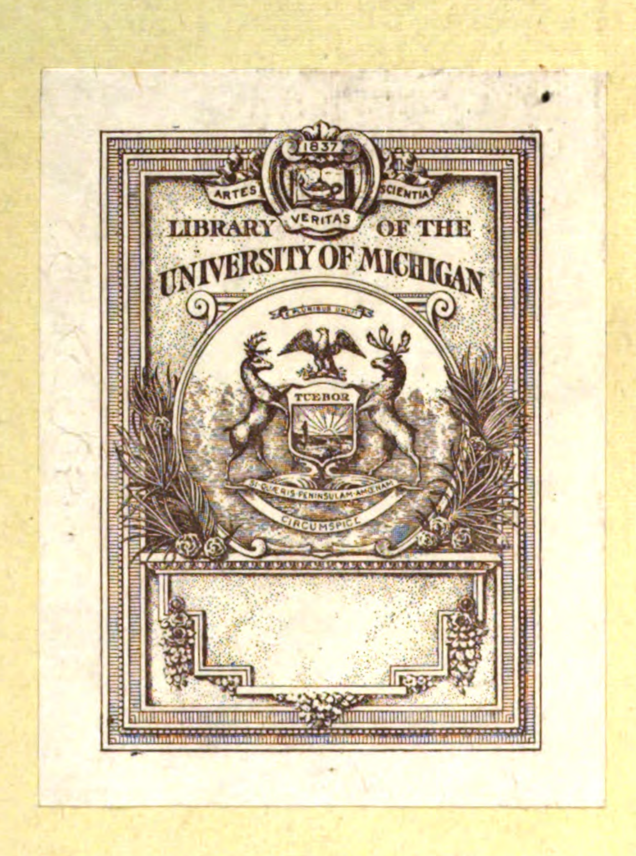

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von **A. Kuhn.**

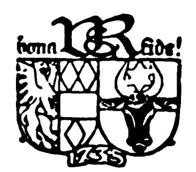
Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 48. Band.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1918

Inhalt.



Zeitschrift

für

vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von A. Kuhn.

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und W. Schulze.

Der ganzen Reihe 48. Band,
1. u. 2. Heft.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1917

Ausgeg. 7. Aug. 1917. Preis des Bandes (4 zwanglos erscheinende Hefte) 12 Mk.
Mit einer Beilage von der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung und von
Karl W. Hiersemann, beide in Leipzig.

Inhalt:

Die Führung der Redaktionsgeschäfte hat für den 48. Band W. Schulze übernommen. Es steht jedoch den Herren Mitarbeitern frei, an welchen der drei Herausgeber sie ihre Beiträge schicken wollen.

Manuskriptsendungen wolle man richten entweder an Prof. Dr. *Adalb. Bezzenberger* (Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2), oder an Prof. Dr. *E. Kuhn* (München 31, Hess-Str. 2), oder an Prof. Dr. *W. Schulze* (Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 72).

Die Redaktion bittet, zu den Manuskripten im allgemeinen lose Quartblätter zu verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, von welchen die Redaktion ein Rezensions-Exemplar erbittet. Für unverlangt eingehende Rezensions-Exemplare wird keinerlei Verbindlichkeit übernommen.

Aorist und Imperfektum.[1]

Einleitung.

Der äußere Anlaß für mich, die folgende Untersuchung anzustellen und zu veröffentlichen, war das Erscheinen der Dissertation von Hillesum De imperfecti et aoristi usu Thucydideo. pars prior Lugduni Batavorum mcmviii. Der Gegenstand interessierte mich besonders, da ich im Jahre 1882 dieselbe Frage für den gleichen Schriftsteller in einer Prüfungsarbeit behandelt hatte. In der Zwischenzeit hatte sie viele Köpfe beschäftigt; daß sie noch immer nicht zur Ruhe kommen will, zeigt, wie schwierig die Verständigung ist.

Wenn ich nun im folgenden meinen eigenen Standpunkt darlege, so will ich nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß im einzelnen das Richtige schon überall gefunden ist und daß es sich also, wie ja an sich natürlich, weniger um neue Ergebnisse und Umgestaltung herrschender Lehrmeinungen handelt, als um eine Änderung der Anschauungen über das Zustandekommen der im Griechischen vorliegenden Tempusbedeutungen und um eine andre Einordnung der sprachlichen Tatsachen in das System der Grammatik.

Die Untersuchung hat eine sprachwissenschaftliche und eine philologische Seite. Es ist nicht möglich, eine davon auszuschalten; die Philologen haben gesucht, sich die sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte zu eigen zu machen, die Sprachforscher sind bemüht gewesen, sich den Methoden der Philologie anzupassen. Nichtsdestoweniger hat jede der beiden Seiten ihre gesonderte Geschichte; die sprachwissenschaftliche Entwickelung der Frage will ich ausführlicher, die philologische kürzer darlegen, um so zu zeigen, wie die Streitpunkte entstanden sind und was einer endgültigen Lösung entgegenstand.

---

[1]) Erweiterte Fassung eines im Verein für klassische Philologie am 24. 4. 1914 gehaltenen Vortrags, vgl. den Bericht Sokrates 2, 630f.

1. Die sprachwissenschaftliche Untersuchung der Frage.

Buttmann hatte Ausf. Gramm. 2, 11 die Formen wie *ἔβην* „ursprüngliche Imperfekte hypothetischer Präsensformen *βῆμι* etc.“ genannt. Dem entsprechend definierte Curtius Das Verbum 1 ², 181 (1873) den Unterschied zwischen Imperfekt und Aorist als einen negativen. „Vom formellen Standpunkt aus läßt sich darüber kaum mehr als dies sagen. Aoristformen sind solche Formen des Präteritums ..., welchen entsprechende Indikative eines Präsens ... nicht zur Seite stehen. *ἔ-φη-ν* und *ἔ-βη-ν* sind vollkommen gleich gebildet, jenes ist Imperfekt, weil sich daneben *φη-μί* findet, dies Aorist, weil **βῆμι* unerhört ist.“ [1])

Es ist klar, daß diese Definition, die auf eine reine Äußerlichkeit hinauslief, so gut sie den Tatsachen gerecht wurde, nicht befriedigen konnte, weil sie nichts erklärt. Auf den ersten Seiten des zweiten Bandes macht Curtius selbst schon auf die zunächstliegenden Einwände aufmerksam. So gilt *ἔτραφε* bei Homer als Aorist zum Präsens *τρέφω*, bei Theokrit als Imperfekt zu *τράφω*; *ᾐσθόμην* gilt als Aorist, aber bei Isokrates ist *αἴσθομαι* gut bezeugt; *ἔδραμε* ist Aorist, aber ai. *adramat* Imperfekt; *δράκων* als Substantiv ist kaum anders zu verstehen als etwa *Μελπομένη*.

Einen wesentlichen Schritt weiter ging Leo Meyer in den „Griechischen Aoristen“, Berlin 1879. Das Buch, das eine Unmenge feinsinniger Beobachtungen enthält und über zahlreiche Erscheinungen zum ersten Mal Licht verbreitet hat, berührt die Hauptfrage, deren Lösung sich der Verfasser vorgesetzt hat, Seite 25 in einer längeren Erörterung, die ich wegen ihres prinzipiellen Inhalts wiederholen muß.

„In unmittelbarstem Zusammenhange mit den Formen des kürzesten Aorists (gemeint sind Formen wie ai. *ádām*, gr. *ἔβην*) aber müssen wir auch diejenigen Formen genauer in Erwägung ziehen, die nach der Bezeichnung der altindischen Grammatik den Verben der zweiten Klasse angehören ..., oder mit andern Worten diejenigen präsentischen Formen, die zur Kennzeichnung des Präsens gar kein äußeres Element anfügen, sondern die Personalsuffixe ... unmittelbar an ... die gemeiniglich sogenannte Wurzel anschließen.

---

[1]) Vgl. Benfey, kurze Sanskritgramm. (1855) S. 158 von der Form des Wurzelaorists: „Sie ist das Imperfekt von Verben, welche einst nach der II. Konj. Kl. flektiert wurden, aber in dem uns bekannten Sprachgebrauch ein besonderes Thema für das Präsens gebildet haben.“ Entsprechend S. 160 vom thematischen Aorist.

Mit allen präsentischen Formen wird der geläufigen Anschauung nach die Dauer der Handlung bezeichnet. — Aber noch mehr als die . . . Aoriste zeichnen sich die Präsens- oder Dauerformen durch Verschiedenartigkeit der Bildung aus. Wie nun aber alles Sprachliche zunächst nur als fest und eng durch die Form gebunden zu denken ist, oder mit anderen Worten alle verschiedene Form ursprünglich auch verschiedene Bedeutung in sich schließt, und wie dem entsprechend auf der anderen Seite auch mit aller gleichen Form ursprünglich die gleiche Bedeutung verbunden sein wird, so kann man auch gar nicht daran zweifeln, daß alle verschiedenen Präsens- oder Dauerformen auch ursprünglich verschiedenes bedeutet haben, was mit dem Präsens als solchem vielleicht gar nichts zu tun hatte, mochte es auch später insgesamt einfach als präsentisch aufgefaßt werden. . . . .

Wo nun aber solche besondere Kennzeichen ganz fehlen, da kann auch nach dem oben Bemerkten streng genommen von der Bedeutungsfärbung gar keine Rede sein, die an jenen wirklich vorhandenen aoristischen oder präsentischen Zeichen haftet, wir dürfen also aussprechen, daß der in Frage stehende kürzeste sogenannte Aoriststamm ebensowenig etwas eigentümlich Aoristisches, als der ihm zur Seite gestellte Präsensstamm etwas eigentümlich Präsentisches enthalten kann."

Der Untersuchung der Bedeutung der sogenannten Wurzelaoriste und der formgleichen Imperfekte des Griechischen ist nun der Rest der 175 Seiten umfassenden Abhandlung gewidmet, und hierbei wird der ernsthafte Versuch unternommen, nicht nur *ἔφην*, bei dem Aoristbedeutung auch von anderen behauptet wird, sondern auch *ᾖα* und *ἦα* als Aoriste zu erweisen. Auf den drei letzten Seiten sucht Leo Meyer sich mit den für ihn unbequemen Präsentia *εἰμί, ἐπίσταμαι, κεῖμαι* und *ἧμαι* abzufinden; er schließt: „Wir haben in ihnen also Bildungen von nur ganz vereinzelter Art und wir dürfen deshalb diejenige Ansicht als eine völlig willkürliche nicht bloß, sondern auch als eine an und für sich ganz absurde bezeichnen, nach der kurze Aoristformen, wie *ἔβη* . . . ursprünglich nichts anderes als Imperfekte von Präsentien wie **βῆμι* . . . gewesen seien, als wäre die Sprache, jene Aoristformen ohne nebenliegende Präsensformen selbständig zu bilden, etwa gar nicht im Stande gewesen".

In diesen Ausführungen liegen sowohl die Keime für die Fortschritte, die die Forschung in der nächsten Zeit auf diesem Gebiete machte, als auch die Quellen der Fehler, unter denen

ihre Ergebnisse leiden mußten, ausgesprochen. Ein wichtiger Fortschritt war die Verbindung der sprachwissenschaftlichen Methode mit der philologischen, die wohl in diesem Buche zuerst mit voller Absicht vollzogen wurde und seitdem so glänzende Nachfolge gefunden hat. Aber bedenklich ist sogleich die Behauptung, daß die ursprüngliche Formengleichheit der „kürzesten Aoriste“ mit den Imperfekten der Wurzelklasse auf ursprüngliche Bedeutungsgleichheit schließen lasse; dabei ist besonders erstaunlich, daß Leo Meyer es wagt, die „Kürzesten Aoriste“ ganz vom Präsens in ihrer Entstehung zu lösen, ja sogar das Präsens der Wurzelklasse als unursprüngliche Neubildung darzustellen. Hier liegt auch der Keim zu seinem großen Irrtum: weil die kürzesten Aoriste kein präsensbildendes Element enthalten, so bezeichnen sie nach ihm die Handlung in ihrer reinsten Form, losgelöst von der Beziehung auf Dauer oder Wiederholung. Daß auch für die thematischen Aoriste der gleiche Fall vorliegt, wie Curtius schon gesehen hatte, erwähnt Leo Meyer nicht; die im Griechischen nur ganz vereinzelten Fälle präsentischer Formen hat er offenbar für Entgleisungen gehalten. Seine Absicht geht also dahin, nachzuweisen, daß der kürzeste Aorist seine eigentümliche Bedeutung auf Grund seiner eigentümlichen Form habe und daß diese Form und Bedeutung nicht von Anfang an geeignet gewesen sei, zur Präsensbildung erweitert zu werden. Durch die Einmischung dieser aus den Formverhältnissen abgeleiteten Ansicht erhält der Induktionsbeweis, der durch die Vorlegung des vollständigen homerischen Materials erbracht werden soll, von Anfang an eine subjektiv gefärbte Richtung, und da das Ergebnis bei dem zweifellos durativen *εἰμί* handgreiflich falsch wird, so wird der Leser veranlaßt, ihm auch da nicht zu trauen, wo wertvolle neue Beobachtungen vorliegen, z. B. bei *ἔφην*. Hieraus erklärt sich wohl zum Teil, daß Leo Meyers Buch keinen nachhaltigen Eindruck hervorgerufen hat; daß es besonders von philologischer Seite so gut wie ganz ignoriert wurde, soll dabei als gewissermaßen selbstverständlich nicht besonders hervorgehoben werden.

Das wirkliche Ergebnis der Untersuchung ist nur negativ: Wenn im Griechischen *ἦα* Imperfekt, *ἔβην* aber Aorist ist, wozu hinzugefügt werden kann, wenn im Altindischen *āsam* Imperfekt, *agām* aber Aorist ist, so kann der Unterschied der Tempora nicht in der Form der Tempora gesucht werden, und der gleiche Schluß war unmittelbar auch für das Verhältnis der thematischen Aoriste zum Präsensstamm zu ziehen.

Im gleichen Jahre 1879 erschien Delbrücks Buch Die Grundlagen der griechischen Syntax (Syntaktische Forschungen 4). Delbrück berührt zwar die Frage nach der Entstehung des zweiten Aorists S. 100: „Von dem Indikativ des zweiten [1]) ... Aorists ist es teils sicher, teils wahrscheinlich, daß er in der allerältesten Zeit nichts war als ein Imperfektum. Von Formen wie *ásthāt* ἔστη ist das unzweifelhaft, ... von ἔλιπε usw. ist es sehr wahrscheinlich, da wir im Sanskrit analoge Präsensbildungen besitzen. ... Es entsteht also die Frage, wie ἔστη ἔλιπε usw. zu Aoristen geworden sind. Die Antwort gibt die Geschichte des Präsensstammes. Das älteste Sanskrit zeigt uns, daß bei vielen Verben mehrere Präsensbildungen von einer Wurzel vorhanden waren. So findet sich z. B. von *bhar: bhárti, bhárati* und *bíbharti.* Eine Verschiedenheit der Bedeutung empfinden wir nicht mehr, indessen ist doch anzunehmen, daß sie einst vorhanden war. Man kann dazu annehmen, daß *bhárti* die momentane, *bhárati* die dauernde, *bíbharti* die wiederholte Handlung bedeutete. Es waren also bei einem Verbum verschiedene Aktionen im Präsensstamme bezeichnet. Nachdem nun aber im Präsens des Indogermanischen die Änderung eingetreten war, daß in ihm nicht mehr verschiedene Aktionen, sondern nur eine Aktion, nämlich die Handlung, die man gewöhnlich als dauernde bezeichnet, zum Ausdruck kam, waren Formen wie *bhárti* im Präsens überflüssig geworden und verschmolzen allmählich mit dem *s*-Aorist zu einem der Bedeutung nach einheitlichen Tempus.

Die hier geschilderte Revolution hat sich allem Anschein nach in der indogermanischen Grundsprache vollzogen, es mußte aber hier derselben wenigstens Erwähnung getan werden, weil beim Präsens die Frage aufgeworfen werden muß, ob sich im Griechischen die Spuren der Zeit, die dieser Umwälzung vorherging, erhalten haben."

Delbrück ist zwar weniger radikal in seinen Ansichten, allein sein Gedankengang bewegt sich im wesentlichen in derselben Richtung wie der Leo Meyers. Auch ihm sind die nicht unbedeutenden Reste, die die zweite Präsensklasse im Altindischen, Altiranischen, Griechischen aufweist, offenbar unbequem; daß Präsensformen dieser Art überflüssig geworden seien, daß die Wurzelklasse die momentane Bedeutung gehabt habe, sind Annahmen, die nur dem Wurzelaorist zu Liebe gemacht werden,

[1]) Der Text lautet: „des zweiten oder thematischen Aorists", was ich für ein bloßes Versehen halte.



die aber um so weniger einleuchten, als für den thematischen Aorist, dessen Vertreter teils zur ersten, teils zur sechsten Präsensklasse gehören, dieselbe Annahme nötig wird, das thematische Präsens aber in dieser Annahme für die dauernde Bedeutung in Anspruch genommen wird. Aber die Schwierigkeit wird nicht, wie bei Leo Meyer, hinwegdekretiert, sondern in eine Periode der Ursprache verlegt, die zur Zeit der Sprachtrennung schon überwunden war und die im Griechischen nur noch in gewissen Spuren der Präsensstammfunktionen nachwirkt. Sehen wir, welche Spuren der Verfasser zu bemerken glaubt.

Delbrück weist zunächst darauf hin, daß eine Anzahl wichtiger Verba sich auf die Bildung bestimmter Tempora beschränke. „Es gibt zwei Arten von Verbis, nämlich solche, welche nur in einer Aktion denkbar sind (gewissermaßen präsentische, aoristische Verba), und andere, welche in mehreren Aktionen denkbar sind“ (S. 93). Er meint sodann (S. 111), es würde ein schwer verständlicher Luxus sein, wenn die mehrfachen Präsensbildungen von derselben Wurzel, die das Indische und Griechische aufweisen, gleichbedeutend wären. „Ist es somit (S. 112) sehr wahrscheinlich, daß das Präsens einst verschiedene Aktionen in sich vereinigte, welche nur dadurch zu einem Tempus vereinigt wurden, daß sie im Indikativ praes. das Nichtvergangene ausdrückten, so ist doch zugleich zu konstatieren, daß im überlieferten Griechisch die Verschiedenheiten der Aktionen bereits so gut wie ganz ausgeglichen sind und das Präsens ein Tempus mit einheitlicher Aktion geworden ist.“

Demnach scheut sich Delbrück, „in dem gelegentlichen aoristischen Gebrauch von ἦν und ἔφη etwas Uraltes zu finden“. Ebensowenig glaubt er (S. 113), „daß sich der futurische Gebrauch von *εἶμι ἔδομαι πίομαι* aus dem Umstande erkläre, daß *εἶμι* usw. Präsentia der eintretenden Handlung, oder wie man es in der slavischen Grammatik ausdrückt, perfektive Verba gewesen seien“. „Es wäre also als Resultat dieser Untersuchung anzusehen, daß zwar unzweifelhaft im Indogermanischen ein Präsens der eintretenden Handlung vorhanden gewesen ist, daß es aber unentschieden bleibt, ob noch sichere Spuren dieses Zustandes sich im Griechischen erkennen lassen.“

Über das Verhältnis des Imperfekts zum Aorist finden wir endlich die Bemerkungen (S. 105): „Das alte Tempus der Erzählung ist das Imperfektum und nicht der Aorist. So findet sich das Imperfektum im Sanskrit und Iranischen, im Griechischen

macht der Aorist dem Imperfektum Konkurrenz, nicht als ob er mit demselben gleichbedeutend wäre, sondern insofern im Griechischen häufig nicht Erzählung, sondern Konstatierung beliebt wird. Die Inder und Iranier versetzen, indem sie das Imperfektum gebrauchen, den Hörer mit seiner Phantasie mitten in die Handlung, die Griechen teilen im Aorist die eingetretenen Handlungen mit, ohne dieselben in ihrem Verlauf zu schildern. . . . Es ist unter diesen Umständen natürlich, daß die Grenze zwischen dem Besitzstand des Imperfektums und des Aorists nicht überall feststeht. Das Imperfektum behauptet noch bisweilen den Platz, wo man nach dem überwiegenden Sprachgebrauch schon den Aorist erwarten sollte". Hiermit vergleiche man S. 114: „Man darf also in solchen Imperfekten, wie ἔλεγε, an deren Stelle man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch eher einen Aorist erwartet, eine Antiquität sehen". Delbrück bemüht sich ferner (S. 102f.), als Hauptbedeutung des Aorists die Konstatierung einer vollzogenen Handlung nachzuweisen, und erinnert daran (S. 107f.), daß sein Gebrauch zur Bezeichnung einer soeben eingetretenen Tatsache, der im Indischen überwiegt, im Griechischen häufiger sei, als die Grammatiken erwähnen.

In allem dem erkennen wir, daß der Versuch, die befremdenden Tatsachen zu deuten, zunächst mißglückt ist und daß der Verfasser mit dem Material, das das Griechische und Altindische bietet, nicht über ein non liquet hinauskommt. Der starke Aorist ist seiner Natur nach vom Imperfektum nicht verschieden, er setzt aber ein Präsens der „eintretenden" Handlung voraus, dies läßt sich höchstens für die altindische Wurzelklasse wahrscheinlich machen; im Griechischen sind einerseits der starke Aorist mit dem schwachen, anderseits die verschiedenartigen Präsensbildungen zu Gruppen von durchaus gleichförmiger Bedeutung verschmolzen; die Aoristbedeutung hebt sich deutlich vom Imperfektum ab, wiewohl das Imperfekt im Griechischen (und Altindischen) als Tempus der Erzählung gilt und vielfach gesetzt wird, wo man den Aorist erwartet.

Diese vorsichtige und die Tatsachen bemerkenswert genau schildernde Darstellung mußte natürlich zu erneutem Suchen anspornen, zumal da ja in der Altertümlichkeit der Bedeutung von ἔφη und ἔλεγε ein Wink zu liegen schien, wie die Verbindung herzustellen sei. Aber die Vermutungen, mit denen die Tatsachen erklärt werden sollten, enthalten z. T. Irrtümer, die lange fortgewirkt haben und auch jetzt nicht überwunden sind. Ein solcher

Irrtum ist die Unterscheidung der Bedeutung von *bharti bharati bibharti,* wie Delbrück später eingesehen hat; auch er hängt mit der Neigung zusammen, die schon bei Leo Meyer hervortrat, die Bedeutung symbolisch zu konstruieren, statt sie induktiv zu erschließen.

Auf Ficks Aufsatz „Zum Aorist- und Perfektablaut im Griechischen" in der Festschrift für Benfey (Bezz. Beitr. IV 167—192) brauche ich an dieser Stelle nicht einzugehen; er berücksichtigt die Bedeutungsverhältnisse überhaupt nicht; in dem Punkte aber, den er beweisen wollte, der Zusammengehörigkeit von Aorist und Imperfektum, bestand zwar insofern Übereinstimmung in der Forschung, als man die Formenverwandtschaft der beiden klar erkannte, für eine Brücke aber von *ἔφευγον* zu *ἔφυγον*, die Fick in einem Paradigma vereinigen wollte, fehlte noch die wichtigste Vorbedingung, da man sich völlig klar darüber war, daß diese beiden Formen in historischer Zeit im Griechischen durchaus scharf in der Bedeutung unterschieden werden.

Das Thema, das nach Delbrücks Darlegungen zur Behandlung stand, war vielmehr in erster Linie philologisch; es handelte sich jetzt um die Frage, ob das Imperfektum mit dem Aorist Berührungen zeige, die uns berechtigen, einen näheren Zusammenhang der Formen anzunehmen, ob *ἔφη*, *ἔλεγε* und andere Imperfekta tatsächlich Aoristbedeutung haben, ob Präsentia der „eintretenden" Handlung im Griechischen, Altindischen und andern idg. Sprachen neben den aoristisch fungierenden Imperfekten vorhanden sind oder waren und warum die „eintretende" Handlung im Griechischen und Altindischen nicht mehr im Präsens bezeichnet wird [1]).

Diese Untersuchung ist in der Folgezeit von verschiedenen Seiten und auf verschiedenen Gebieten in Angriff genommen; daß sie bisher noch zu keinem abschließenden und befriedigenden Resultat geführt hat, liegt wohl vor allem daran, daß man sich bisher der ganzen Schwierigkeit der Untersuchung nicht völlig bewußt geworden ist.

Soll zuerst die aoristische Bedeutung des Imperfekts an einzelnen oder vielen Vertretern gefunden werden, so setzt dies Resultat, wenn wir es als bewiesen annehmen, voraus, daß seit der Abtrennung des in der Bedeutung vom Imperfektum tatsäch-

[1]) „eintretend" ist hier und im folgenden, wo es in Anführungszeichen steht, eine — nicht zutreffende — Übersetzung des von vielen gemiedenen Terminus perfektiv. Das ingressive Präsens ist im Griechischen häufig.



lich differenzierten Aorists eine Bedeutungsverschiebung innerhalb des Verbalsystems vor sich gegangen ist, von der wir zunächst nicht wissen, ob sie in die urindogermanische Zeit oder in das Leben der Einzelsprachen fällt. Gleichzeitig wird damit die Frage nach der Gestalt des idg. Verbalsystems aufgerollt, denn es ist zu erwägen, von welchem Punkt die Bedeutungsverschiebung ausgegangen ist, namentlich auch, ob sie schon in idg. Zeit das Präsens ergriffen hatte. Die Verschiebung der Präsensbedeutung aber ist wieder notwendig mit der des Perfekts verbunden, dessen Altertümlichkeit in die Augen springt, das aber offenkundig teils in vorhistorischer Zeit, teils in der Entwickelung der Einzelsprachen sehr verschiedene und sehr auffällige Bedeutungsentwickelungen durchgemacht hat.

Die Hauptschwierigkeit liegt aber nicht in dem weiten Ausstrahlen der Untersuchungen, die auf einem begrenzten Gebiet unternommen werden, sondern in der Wahl eines verläßlichen Maßstabes für die anzustellenden Untersuchungen. Den Unterschied zwischen eintretender, dauernder, abschließender Handlung, sozusagen zwischen Geburt, Leben und Tod eines Vorgangs, kann selbstverständlich keine Sprache unbezeichnet lassen, nur können die Mittel außerordentlich verschieden sein. Daß formale Mittel der Bezeichnung bestanden haben, ist unzweifelhaft, aber ob sie wie in einer Kunstsprache überall durchgeführt waren, wo ihre Grenzen lagen, welches der Grund der Anwendung und des Fortfalls war, ist erst zu erschließen. Zwischen der idg. Urzeit und dem historischen Auftreten der Einzelsprachen klaffen große Lücken; jede der Sprachen hat das ursprüngliche System in eigenartiger Weise entwickelt, bei keiner also stimmen die Verhältnisse mit den andern so überein, daß ein Einfühlen in die Bedeutung der Tempora ein einfacher logischer Akt wäre, vielmehr handelt es sich dabei unausgesetzt um das Operieren mit relativen Werten, und die Aufgabe wird dadurch noch verwickelter, daß die zunächst in Betracht kommenden Sprachen, das Griechische und das Altindische, selbst in einer tausendjährigen Entwickelung vorliegen, während deren die Entwickelung des Tempusgebrauchs nicht stillgestanden hat. Der Maßstab, der zunächst überall angelegt wurde, war aber, bewußter oder unbewußter Weise, überall das lateinische Tempussystem, das, ähnlich wie das Griechische und Altindische, nur für die Vergangenheit eine formelle Unterscheidung der dauernden und der „eintretenden" Handlung geschaffen hatte und diese

restlos durchführte; daraus ergab sich aber einerseits der Übelstand, daß für die Unterscheidung der Dauer und des Abschlusses im Präsens der sichere Maßstab fortfiel, anderseits der, daß auch die Unterscheidungen des relativen Tempusgebrauchs, die das Lateinische neu geschaffen, auf seine Tochtersprachen vererbt und auf das Deutsche verpflanzt hat, mit in die Beurteilung der griechischen und altindischen Tempusbedeutungen hineingetragen wurde, denen er formell gänzlich fremd ist und die andere Mittel zur Bezeichnung des gegenseitigen Zeitverhältnisses entwickelt haben. So hängt auch die Frage nach dem Stande der Entwickelung des Nebensatzes im Idg. mit diesem Problem zusammen.

Als ich im Jahre 1881 meine Dissertation De aoristo secundo schrieb, war ich mir der geschilderten Schwierigkeiten keineswegs vollständig bewußt; beim Suchen nach einem zuverlässigeren Maßstab für die Bedeutung des Aorists und des Imperfekts war ich auf die Vergleichung der slavischen Sprachen verfallen, die durch die konsequente Unterscheidung der perfektiven und imperfektiven Verba auch für die Entwickelung des Präsens einen Anhalt zu geben versprachen. Hierbei bildete sich mir sofort die Überzeugung, daß nicht formelle Unterschiede der Konjugationsklassen entscheidend sein könnten — *nesą, sŭchną* sind imperfektiv, *padą, dvigną* perfektiv —, sondern, daß nur die Bedeutung des Stammes den Ausschlag gebe, und zwar nur die historisch gewordene, da ja die Einzelsprachen der slavischen Gruppe untereinander selbst bei häufig gebrauchten Verben Verschiedenheiten zeigen[1]). Daraus ergab sich, daß auch im Griechischen nicht für ganze Klassen die perfektive Bedeutung des Präsens nachgewiesen werden konnte, sondern höchstens für bestimmte Verba, und der Umstand, daß ich solche Verben grade unter denen der ersten Klasse häufiger zu finden glaubte, veranlaßte mich, einen neuen Versuch zur Vereinigung von *ἔφευγον ἔφυγον* in einem Paradigma zu unternehmen. Obwohl ich nicht an der damals gegebenen Erklärung festhalte, glaube ich doch insofern auf dem richtigen Wege gewesen zu sein, als ich die aoristähnliche Bedeutung gewisser Imperfekta erkannte und mit zahlreichen Stellen belegte. Auch auf Bedeutungsverschiebungen, die damit zusammenhängen, habe ich damals schon hingewiesen; allerdings wird sich diese Erscheinung in dem größeren Zu-

[1]) Vgl. Miklosich Vgl. Gramm. III 291.



sammenhange, in dem sie im folgenden erscheint, wesentlich anders darstellen.

Im Jahre 1883 erschien in KZ. XXVI 570ff. der Aufsatz von G. Mahlow über den Futurgebrauch griechischer Präsentia. Aus den Darlegungen, die zur Aufstellung eines eigenartigen Systems der idg. Tempora führen, ist an dieser Stelle hervorzuheben, daß Mahlow zwei Gattungen von Tempora unterscheidet, momentane und durative; „die momentanen Präsentia, d. h. die Indikative der momentanen Präsensstämme, sind bei den meisten Wurzeln verloren gegangen ... Das Griechische hat nur sehr wenig erhalten, von denen ein Teil die sekundäre Futurbedeutung hat; Regel ist im Griechischen, daß das übliche Präsens, sei es ursprünglich durativ oder momentan, beide Bedeutungen vereinigt, also *ἔχω* 'ich habe' und 'ich erhalte' usw." (S. 573). Dem Imperfektum des momentanen Verbums will aber Mahlow eine vom Aorist ursprünglich verschiedene Bedeutung zulegen; er nennt das erhaltene griechische Imperfektum durativ (S. 575), erkennt aber an, daß es auch den Fortschritt der Handlung bezeichnet und leitet diese durch zahlreiche Beispiele belegte Erscheinung in etwas umständlicher Weise aus der Beziehung der im Imperfektum ausgedrückten Handlung auf die aus dem Zusammenhang erkennbare Zeit ab. Wichtig ist der Nachweis des durch das durative Präsens ausgedrückten Futurums der Dauer S. 599ff., wodurch die Angaben der Grammatiker und die Erklärungen der Herausgeber in höchst einfacher und überzeugender Weise berichtigt werden.

In umfassenderer Weise setzte die Untersuchung der Verwendung der Aktionsarten im Germanischen und Griechischen seit dem Jahre 1889 ein. W. Streitberg veröffentlichte in Paul-Braunes Beiträgen XV 70ff. seine Untersuchung über perfektive und imperfektive Aktionsart im Gotischen[1]). Das Ergebnis der Untersuchung bestätigte durchaus, was Miklosich in der Vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen IV 281ff. schon angedeutet hatte; während aber Miklosich glaubte schließen zu sollen, daß der Gote die ursprünglich in seinem Sprachbewußtsein liegende Kategorie der vollendeten und dauernden Handlung aufgab, zeigte Streitberg fürs Gotische und nach ihm andre an an-

[1]) Meine Bemerkung dazu im Jahresbericht für germ. Philol. 1889 III 142, daß Streitberg das Vorhandensein der Iterativa fälschlich leugne, war insofern unzutreffend, als das Bestehen einer besondern iterativen Verbalklasse, wie sie im Slavischen besteht, für das Gotische in der Tat nicht nachweisbar ist.



dern altgermanischen Denkmälern, daß der Unterschied im Altgermanischen noch lebendig war. Auch Moureks umfangreiche Nachprüfung der Frage in seiner Syntaxis gotských předložek, Prag 1890, die sich wiederum der Ansicht Miklosichs nähert, ist nicht imstande, dies Resultat zu erschüttern.

Im Jahre 1896 veröffentlichte G. Herbig in den Idg. Forsch. VI 157—268 eine umfassende Studie „Aktionsart und Zeitstufe, Beiträge zur Funktionslehre des idg. Verbums“. Herbig stellt schon zu Beginn seiner Untersuchung den Satz auf (§ 14), daß die meisten morphologischen Elemente, die in historischer Zeit Träger der Tempusbedeutung sind, nicht in die Zeit vor der Sprachtrennung hinaufreichen und daß bei denen, die es tun, durchaus unwahrscheinlich ist, daß sie ursprünglich oder in der ältesten erschließbaren Funktion zur morphologischen Kennzeichnung des Tempus gedient haben. Seiner Begründung hiervon wird man im ganzen zustimmen müssen; dagegen gelingt ihm der Nachweis, daß die Aktionsarten älter als die Tempora seien und an jedem Verbalbegriff zum Ausdruck gelangen müssen, trotz der großen Vorsicht, mit der er ihn zu erbringen sucht, und der Umsicht, mit der er aus der sprachwissenschaftlichen Literatur Material für seine Ausführungen herbeiträgt, nur unvollkommen. Daran ist teils die axiomatische Natur der These schuld, teils aber auch ein gewisser Gegensatz zwischen den methodologischen Anschauungen, von denen er ausgeht, und der Anwendung, die er davon macht. Zum Glück ist sein Verfahren viel besser, als die Grundsätze, auf die er sich zu stützen vorgibt. Der Anschauung über den Zusammenhang von Form und Bedeutung, die wir oben bei Leo Meyer fanden, begegnen wir wieder im § 38: „Man kann nun Streitberg in der Theorie zugeben, daß man nichts andres aus einer Form herauslesen soll, als was irgendwie durch objektive äußere Mittel als ihr Bedeutungsinhalt gekennzeichnet ist und somit ohne weiteres auf eine ausgesprochene grammatische Kategorie hinweist“. Aber Herbig hält sich nicht an dies Theorem; besonders deutlich zeigt sich das in dem, was er über die reine Wurzel als Präsensstamm sagt (§ 81): „Daß die reinen Wurzeln von Anfang an eine bestimmte Aktionsart bezeichneten, ist von vornherein unwahrscheinlich.“ So erleichtert er sich die Erkenntnis (§ 85): „Der Aorist ist keine morphologische, sondern eine syntaktische Einheit“. „Zu irgend einer Zeit muß die Bedeutung des Aoristes eine durchaus einheitliche, scharf ausgeprägte gewesen sein.“ Er lehnt die Versuche, die verschiedenen Be-

deutungen des Aorists, die man gefunden zu haben glaubt, auf einzelne morphologisch verschiedene Gruppen zu verteilen, mit Recht ab, gibt dann aber im Schluß seines Aufsatzes eine unannehmbare Erklärung der perfektiven Aoristfunktion aus der zeitlosen oder zeitstufenlosen Bedeutung. Es ist ihm zweifellos gelungen, wahrscheinlich zu machen, daß das System der Aktionsarten im Idg. älter ist, als das vorliegende Tempussystem, und mit vollem Recht nennt er das ursprüngliche Tempussystem, das wir erschließen können, einen bescheidenen Anfang (§ 107). Aber er verbaut sich das Verständnis der sprachlichen Tatsachen an mehreren Stellen durch logische Deduktionen darüber, was die Sprachformen bedeuten müssen oder nicht bedeuten können. So sind Behauptungen wie die (§ 44): „Der modus indicativus temporis praesentis und die actio perfectiva schließen sich begrifflich aus“ oder jene (§ 64): „Die sog. praesentia perfectiva sind alle entweder bloß scheinbar perfektiv oder bloß scheinbar präsentisch“ methodisch gänzlich verfehlt; abgesehen davon, daß ja doch die perfektiven Präsentia im Germanischen und Slavischen den Gegenbeweis liefern, mußte Herbig, der sonst auf diese Unterscheidung Wert legt, selbst sehen, daß die morphologische Kategorie des Präsens mit der psychologisch-logischen um so weniger identisch sein kann, als ja das Präsens als Tempus nicht ursprünglich ist. Die aus ähnlichen Erwägungen gezogenen Folgerungen (§ 100): „Eine perfektive, zeitstufenlose Form konnte sich also nur zum Futur oder zum Präteritum entwickeln“ hat also nur beschränkte Richtigkeit. Wir können allenfalls hoffen, durch logisches Schließen gelegentlich den Verlauf der Sprachentwickelung zu verstehen, und dürfen sehr befriedigt sein, wenn es uns gelingt, in großen Zügen mit unserm Verständnis dem Werden der Erscheinungen zu folgen; aber wir setzen uns den schwersten Irrtümern aus, wenn wir mit logischen Schlüssen der Entwickelung die Bahnen vorschreiben zu können glauben. Für den wertvollsten Teil der Arbeit halte ich den Abschnitt § 68—78, der für das Griechische feststellt, daß durch Zusammensetzung mit Präpositionen eine Perfektivierung nicht stattfindet. Herbig hütet sich, daraus ausdrückliche Schlüsse für das Idg. zu ziehen; allein im § 68 läuft ihm doch eine bedenkliche Bemerkung unter, indem er von Streitbergs „vollkommen richtigem Satz“ spricht, daß der Aorist das idg. Mittel zur Perfektivierung war. Da die folgende Untersuchung sich nur mit der Erklärung der Tatsachen, die im Griechischen vorliegen, beschäftigen will und Herbigs nega-

tives Resultat aller Wahrscheinlichkeit nach richtig ist, so könnte ich den Gegenstand hier ganz übergehen; ich will indes bemerken, daß ich in der Erscheinung, daß das Griechische — und Arische? — die perfektivierende Kraft der Präpositionen nicht kennt, eine Sonderentwickelung des Griechischen — und Arischen — sehe, die sich in dem Zusammenhange, in dem am Schluß der Untersuchung die Gesamtheit der das Verbalsystem betreffenden Tatsachen treten wird, durchaus verständlich ist; wenn aber einerseits von den südidg. Sprachen die slavisch-baltischen, anderseits von den nordidg. das Keltische und Germanische die Perfektivierung der Verbalformen durch die Präpositionen in ihrem Verbalsystem in weitem Umfange verwenden, wenn ferner auch das Italische davon Spuren erhalten zu haben scheint, so sind wir nicht berechtigt, die höchst schattenhafte „syntaktische Einheit" des Aorists als das idg. Mittel der Perfektivierung hinzustellen, sondern müssen damit rechnen, daß die Urzeit auch Verbalpräfixe oder Präpositionen, in trennbarer oder untrennbarer Verbindung mit dem Verbum, zum Ausdruck perfektiver Aktionsart verwenden konnte.

Eine Gesamtdarstellung der syntaktischen Verhältnisse des idg. Verbums bot sodann der zweite Band von Berthold Delbrücks vergleichender Syntax in Brugmann-Delbrücks Grundriß (Leipzig 1897). Delbrück beschränkt sich darauf, in der Einleitung darzulegen, wie die Begriffe Tempus und Aktion sich an dem Studium der griechischen Grammatik herausgebildet haben und dann durch Curtius mit voller Klarheit in die Wissenschaft eingeführt sind. Danach springt er auf Streitbergs Aufsatz über, aus dem er den Satz zitiert (S. 10): „Dies lehren die Zustände, die in der idg. Urzeit herrschten: damals existierten überhaupt keine 'Tempora', d. h. keine formalen Kategorieen, deren ursprüngliche Funktion es war, zur Bezeichnung der relativen Zeitstufen zu dienen". Daran knüpft er die Bemerkung (S. 11): „Die im Vorstehenden dargestellte Ansicht kann als die unter den Sprachforschern jetzt herrschende gelten . . ." und gibt S. 14f. eine Definition der von ihm unterschiedenen Aktionen punktuell, iterativ, kursiv und terminativ. Bei der sodann folgenden Besprechung der Präsensbildungen wird der Versuch gemacht, Unterschiede der Aktionsart für die einzelnen Klassen festzustellen. Hier wiederholt er die Ansicht, auf die schon früher hingewiesen wurde (S. 5. 8), daß die Reduplikation ursprünglich die iterative, das thematische Präsens die durative oder, wie Delbrück jetzt

dafür sagt, kursive, das Wurzelpräsens die punktuelle Handlung bezeichne; allein bei der Prüfung ergeben die Tatsachen nur geringen Anhalt für diese Konstruktion, und Delbrück verhehlt in seiner Darstellung nicht, daß sie z. T. widersprechen. Bei der großen Ausführlichkeit, mit der Delbrück seine Ansichten entwickelt, gibt er auch oft Gelegenheit, die Entstehung dieser Ansichten zu verfolgen und die Grundlagen, auf die sie sich stützen, nachzuprüfen. Sehr wichtig ist dabei, was er S. 120 über die Merkmale der punktuellen Aktion lehrt. Man erkennt sie an drei äußerlichen Kennzeichen: 1) der Indikativ des Präsens hat futurischen Sinn, 2) das Augmenttempus hat aoristische Anwendung, 3) das Partizipium bezeichnet meist eine vergangene Nebenhandlung. Es ist wohl deutlich, daß die Fassung dieser drei Sätze wenig glücklich ist; was aoristisch ist, soll ja erst gefunden werden; die bloß vergangene Nebenhandlung kann auch eine präsentische, d. h. kursive oder iterative sein und wird in diesem Falle im Griechischen durch das Präsenspartizip, im Gotischen entsprechend durch das Partizip des nicht zusammengesetzten Verbs bezeichnet; die Verwendung des perfektiven Präsens zur Bezeichnung des Futurums ist nur eine Funktion dieser Form, neben der auch andre überall da begegnen, wo das perfektive Präsens im lebendigen Sprachgebrauch erhalten ist. Die Schwäche des letzten Punktes hat Delbrück selbst gefühlt; er sucht daher seine Ansicht ausführlich zu begründen und zu verteidigen. Dabei sucht er in der schon gekennzeichneten Weise zu beweisen, daß ein perfektives, oder wie er es nennt, punktuelles Präsens ein Widerspruch sich ist. „Wollte man den Versuch machen, jenen ausdehnungslosen Punkt, den man vom Standpunkt des logischen Denkens aus Gegenwart nennen kann, durch eine gleichzeitige sprachliche Äußerung auszudrücken, so würde man sofort merken, daß das nicht möglich ist“ (S. 120). „Theoretisch genommen könnte also ein punktueller Ind. Präs. entweder Vergangenheits- oder Zukunftsbedeutung haben. Praktisch genommen kommt aber nur die Zukunft in Betracht, weil für die Vergangenheitsbedeutung der Aorist (oder was in den Einzelsprachen an seine Stelle getreten ist) vorhanden ist“ (ebenda). Es ist also derselbe Trugschluß, dem auch ich in meiner Dissertation verfallen bin, den wir dann bei Herbig fanden (vgl. S. 13) und der auf der sehr natürlichen Annahme beruht, daß das Präsens die Gegenwart bezeichnen müsse, aber unbeachtet läßt, daß das Präsens schon Jahrtausende lang existierte, ehe der irreführende grammatische

Name dafür erfunden wurde. Durch die Unterscheidung von Theorie und Praxis versperrt sich dabei Delbrück das natürliche Verständnis für die Erscheinungen des Slavischen, in dem das perfektive Präsens einen ausgedehnten Gebrauch als Präsens historikum und als Vertreter des Aorists gefunden hat; er sucht diese Fälle aus der Futurbedeutung des Präsens herzuleiten (§ 112). Der Hauptanlaß für diese Auffassung liegt in der Ansicht, daß der Aorist die Funktion, die punktuelle Vergangenheit zu bezeichnen, schon im Idg. hatte; eine Ansicht, die wir seit Streitbergs Aufsatz mehrfach antreffen, die auch von der Wahrheit nicht weit entfernt ist, aber doch erst zu erweisen und vor allem historisch zu erklären war.

Wenden wir uns zu den spezielleren Ausführungen Delbrücks über den Unterschied von Aorist und Imperfektum, so finden wir das, was er in Band 4 und 5 der syntaktischen Forschungen darüber lehrte, wiederholt, erweitert und eingehend begründet. „Aorist und Imperfektum, heißt es S. 302ff., können miteinander konkurrieren, . . . der Unterschied ist dabei der, daß der Aorist konstatiert, das Imperfektum erzählt.“ Ich schalte ein, daß ich diesen Unterschied nicht anerkenne, auch kann ich nicht zugeben, daß der genannte Unterschied in der altindischen Prosa deutlich hervortritt, wie Delbrück behauptet; das einzige Beispiel aus dem Aitareyabrāhmana, das er S. 240 anführt, beweist nicht, was es beweisen soll, stimmt vielmehr ganz mit dem Griechischen überein [1]). „Hinsichtlich des Griechischen, fährt Delbrück fort, weiß

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit gibt Delbrück eine Andeutung davon, was er unter „konstatieren“ versteht. „Ich habe im zweiten Bande meiner syntaktischen Forschungen gezeigt, daß der Ind. des Aorists vorwiegend gebraucht wird, um etwas zu bezeichnen, das soeben eingetreten ist, oder wie ich mich jetzt lieber ausdrücke, um eine Vergangenheit zu bezeichnen, welche in die Gegenwart des Sprechenden hineinfällt“ (von mir gesperrt). — Es ist hier, wie überall, ratsam, die vereinzelten Beispiele wieder in ihrem Zusammenhang zu betrachten. An der Stelle, die Delbrück anführt, Ait. Br. III 45, wird berichtet, daß das Opfer den Göttern entlaufen will: *Yajño vai devebhyo 'nnādyam udakrāmat.* Die Götter sagen: *te devā abruvan:* Das Opfer ist uns entlaufen, laßt uns diesem Opfer nachgehen: *yajño vai no 'nnādyam udakramīd, anv imam yajñam annam anvichāmeti.* Sie machen sich dann zur Verfolgung auf und nach vielen Schwierigkeiten, die eingehend geschildert werden, erreichen sie es wieder. Hier ist also, bis zum Nachweis des Gegenteils, die Annahme zulässig, daß das einleitende Imperfektum den Beginn der noch unvollendeten Gesamthandlung bezeichnet, der Aorist dagegen das zunächst als vollendet betrachtete Faktum. Ziemlich genau entsprechen mehrere der von Whitney, Altind. Gramm. § 926—930 angeführten Beispiele. Daß

ich dem, was ich SF. IV 102 ausgeführt habe, kaum etwas hinzuzufügen, und ich kann auch nicht finden, daß die Einsicht in den Wechsel des Ind. Aor. und des Imperf. durch die mühsamen und für Polybius gewiß sehr verdienstlichen Untersuchungen von Hultsch wesentlich gewonnen habe.“ Um sodann den Unterschied des konstatierenden Aorists vom erzählenden Imperfektum zu belegen, zitiert er aus Arrians Anabasis 6, 7, 6 *ἐν αὐταῖς ταῖς οἰκίαις ἐγκαταλαμβανόμενοι ἀπέθνησκον οἱ πολλοὶ μαχόμενοι, ἀπέθανον δὲ* (‘umgekommen sind’, konstatierend, gleichsam das Fazit ziehend) *οἱ πάντες ἐς πεντακισχιλίους*. Es ergibt sich hier im Zusammenhang mit der in der voraufgehenden Anmerkung angeführten Äußerung, daß Delbrück denjenigen Gebrauch des Aorists konstatierend nennt, dem das deutsche sogenannte Perfektum entspricht. Diese Bedeutung hat der griechische Aorist in der Tat zu allen Zeiten der Entwickelung der griechischen Sprache, aber sie ist nicht die einzige, und in keiner Periode ist sie die einzige gewesen; die narrative Verwendung liegt immer daneben, genau wie beim lateinischen Perfektum. Nun begegnet gelegentlich die Unterbrechung einer erzählenden Darstellung durch eine konstatierende Bemerkung seitens des Schriftstellers. Im Griechischen und Lateinischen aber ist das äußerst schwierig festzustellen, weil eine formelle Unterscheidung der erzählenden und konstatierenden Ausdrucksweise nicht besteht: das Imperfektum des Griechischen konstatiert genau so gut wie der Aorist, wenngleich sehr viel seltener. Schlagen wir die Arrianstelle nach, so finden wir, daß durchaus kein Anlaß ist, eine konstatierende Parenthese in der Erzählung anzunehmen; wir haben die typische Form des detaillierten Berichts, bei der die Einzelheiten, über deren Verlauf dann gesprochen wird, im Imperfektum, der Abschluß des Ganzen im Aorist erfolgt. Es wird erzählt, daß die Inder sich anfangs nicht ohne Erfolg wehren,

---

ein griechisches Beispiel genau entsprechen sollte, ist kaum zu erwarten; immerhin ist der Fall sehr ähnlich, wenn *B* 21 von dem Traumgott gesagt wird *τῷ μιν ἐεισάμενος προσεφώνεε θεῖος ὄνειρος* und Agamemnon dies berichtet: *καί με πρὸς μῦθον ἔειπεν*. Im übrigen ist ja die Anzahl der Stellen, an denen der Anfang einer Handlung im Imperfektum, ihr Abschluß im Aorist berichtet wird, in Prosa und Poesie unzählbar; ich erwähne nur die bekannten Verse *οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' ἑτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον. αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἕντο* *I* 92, *Ω* 628, *α* 149, *δ* 68, *ϑ* 71, 484, *ζ* 453, *ο* 142, *π* 55, *ρ* 98. Der erste Vers weist *A* 469, *B* 432, *H* 323, *Ψ* 57, *γ* 67, 473, *ο* 303, 501, *π* 480 Abweichungen auf, aber nur *μ* 308, wo die Form der Darstellung auch sonst abweicht, fehlt das einleitende Imperfektum.

daß dann Alexander einen Sturmangriff befiehlt und nach dem Einsturze eines Turmes selbst als erster die Mauer ersteigt. Als die Makedonier das sehen, heißt es: *αἰσχυνθέντες ἄλλος ἄλλῃ ἀνῇσαν. εἴχετό τε ἤδη ἡ ἄκρα* (schon war die Burg in ihrer Hand), *καὶ τῶν Ἰνδῶν οἱ μὲν τὰς οἰκίας ἐνεπίμπρασαν καὶ ἐν αὐταῖς ἐγκαταλαμβανόμενοι ἀπέθνῃσκον, οἱ πολλοὶ δὲ μαχόμενοι αὐτῶν. ἀπέθανον δὲ οἱ πάντες ἐς πεντακισχιλίους, ζῶντες δὲ δι' ἀνδρείαν ὀλίγοι ἐλήφθησαν.* Die Erzählung geht dann auf andre Dinge über; es liegt aber durchaus kein Anlaß vor, hier am Schluß der Ausführungen über die Einnahme der Stadt bei der Übersetzung vom Präteritum auf das Perfektum überzuspringen.

Eingeschaltet sei, daß das eigentliche Gebiet der konstatierenden Tempora die Entwickelung, Behauptung, Frage in Rede und Gegenrede ist. Dort sind also auch konstatierende Imperfekta in Menge anzutreffen; ich verweise in Kürze besonders auf die Reden des Hypereides, und unter diesen auf die für Euxenippos. Aber eine formelle Unterscheidung zwischen Konstatierung und Erzählung ist nicht griechisch und überhaupt nicht antik. Erst unsere moderne Übersetzung trägt sie in die Tempusbezeichnung des Griechischen und Lateinischen hinein, die sie ebensowenig kennt als etwa die lebenden slavischen Sprachen. Selbst die unter slavischem Einfluß stehenden deutschen Dialekte haben das Gefühl dafür verloren; das Englische hat die Unterscheidung ganz anders geregelt als die romanischen Sprachen und das Hochdeutsche.

„Auch bei Homer, fährt Delbrück fort, gibt es Stellen, auf welche diese Definition paßt, wie ich mich überzeugt habe, indem ich außer den von Mutzbauer behandelten Verben einen großen Teil derjenigen durchgesehen habe, welche sowohl einen Aorist als ein Imperfektum bilden. Aber andererseits bleibt doch auch eine große Menge Stellen übrig, bei denen wir einen Grund für die Wahl des Tempus nicht ausfindig machen können. Wenn es z. B. *Α* 437 heißt: *ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης, ἐκ δ' ἑκατόμβην βῆσαν ἑκηβόλῳ Ἀπόλλωνι, ἐκ δὲ Χρυσηὶς νηὸς βῆ,* so können wir wohl verstehen, daß es dem Dichter nahe lag, *βῆσαν* zu sagen, denn er brauchte eine Form mit kausalem Sinn; warum aber das Aussteigen der Mannschaft geschildert, das der Chryseis konstatiert wird, vermögen wir nicht zu sagen. Man muß sich eben mit der Erwägung begnügen, daß es einem Schriftsteller bald gut schien, zu konstatieren, bald zu erzählen, ohne daß wir uns seine Motive immer klar machen können."

Der letzte Satz enthält, wenn wir genauer zusehen, einen vollständigen Verzicht auf die Erklärung des Unterschiedes von Aorist und Imperfektum; noch zutreffender gewesen wäre, wenn Delbrück deutlich ausgesprochen hätte, daß es mit der Unterscheidung von Schildern und Konstatieren nichts ist. Wir finden an dieser Stelle eine Flucht hinter die Subjektivität, sei es des einzelnen griechischen Schriftstellers, sei es der gesamten griechischen Sprache, eine Flucht, die wir noch öfter antreffen werden und die nur als die Verschleierung des offenen Eingeständnisses angesehen werden darf, daß wir die Lösung des Rätsels noch nicht kennen. Es ist von einschneidender Bedeutung, daß wir bei Delbrück zu diesem Ergebnis bei der Untersuchung des Unterschieds der Indikative des Aorists und Imperfekts geführt werden; denn immerhin erscheint die Aufgabe, den Unterschied von Aorist und Imperfekt zu bestimmen, für den Indikativ wohl leichter als für Konjunktiv, Optativ, Imperativ und Infinitiv, und auch hier, sehen wir, ist sie ungelöst.

Wir dürfen aber die Ausführungen Delbrücks nicht verlassen, bevor wir auch die dritte Stelle, auf die er seine Angaben, diesmal sein resigniertes Eingeständnis des Nichtwissens stützt, im Zusammenhange erörtert haben. Die soeben angeführten Verse sind aus einer nebensächlichen Episode des ersten Buches der Ilias entnommen, in der nach der breiten voraufgehenden Schilderung des Streits zwischen Agamemnon und Achilleus und der Flucht des gekränkten Achilleus zu seiner Mutter Thetis in ganz kurzen Worten die Versöhnung Apollos und die Rücksendung der Chryseis berichtet wird. Im Gegensatz zu dem eingehenden Bericht, den wir bei Arrian fanden, haben wir hier die zweite typische Form des erzählenden Stils, die summarische Aufzählung der Tatsachen:

430 *αὐτὰρ Ὀδυσσεύς*
ἐς Χρύσην ἵκανεν ἄγων ἱερὴν ἑκατόμβην.
οἱ δ' ὅτε δὴ λιμένος πολυβενθέος ἐντὸς ἵκοντο,
ἱστία μὲν στείλαντο, θέσαν δ' ἐν νηὶ μελαίνῃ,
ἱστὸν δ' ἱστοδόκῃ πέλασαν προτόνοισιν ὑφέντες
435 *καρπαλίμως, τὴν δ' εἰς ὅρμον προέρεσσαν ἐρετμοῖς.*
ἐκ δ' εὐνὰς ἔβαλον, κατὰ δὲ πρυμνήσι' ἔδησαν·
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης,
ἐκ δ' ἑκατόμβην βῆσαν ἑκηβόλῳ Ἀπόλλωνι·
ἐκ δὲ Χρυσηὶς νηὸς βῆ ποντοπόροιο.

Nur das einleitende *ἵκανεν*, das gleich darauf durch *ἵκοντο* auf-

genommen wird, und *βαῖνον* sind Imperfekta, alles übrige ist im Aorist berichtet, und ebenso, d. h. vorwiegend im Aorist, geht die Darstellung weiter bis 487, wo der Bericht über den Verlauf der Sühneabordnung schließt. *βαῖνον* verhält sich zu *βῆ* insofern ähnlich wie vorhin *ἀπέθνησκον* zu *ἀπέθανον*, als beidemal die bezeichnete Handlung im Aorist genau so abgeschlossen ist wie im Imperfektum; auch darin besteht Übereinstimmung, daß das Imperfektum beidemal das Zerfallen der Gesamthandlung in zahlreiche Einzelvorgänge bezeichnet; nur faßte der Aorist bei *ἀπέθανον*, wie übrigens auch an der Homerstelle bei *βῆσαν, θέσαν, στείλαντο* usw., die zahlreichen Einzelvorgänge in ein Gesamtergebnis zusammen, bei *βῆ* dagegen steht er, weil es sich um eine solche Einzelhandlung, das Aussteigen der Chryseis, handelt [1]).

Führt demnach das Ergebnis von Delbrücks erneuter Untersuchung im wesentlichen nicht über das früher (vgl. S. 5ff.) Erreichte hinaus, so beruht es doch auf ungleich breiterer Grundlage, verwendet eingehend die Vergleichung der verwandten Sprachen und reizt gradezu durch die überall beigefügte ausführliche Begründung zu Nachprüfung und Erweiterung. Der Respekt vor den Tatsachen und die Genauigkeit der Darstellung wurde schon dem früheren Werke nachgerühmt, beides erscheint in der ausführlicheren neuen Bearbeitung noch gesteigert, und die zahlreichen Hinweise auf Lücken der Forschung veranlaßten weitere eingehende Einzeluntersuchungen.

Delbrücks Buch hatte zunächst den Erfolg, daß Brugmann in die dritte Auflage der griechischen Grammatik, sodann auch in die Kurze vergleichende Grammatik die von Delbrück entwickelte Einteilung der Aktionsarten und dessen Terminologie aufnahm. Anderseits blieb auch der Widerspruch nicht aus.

Streitberg erhob begründete Bedenken gegen die Terminologie in seiner Rezension Idg. Anz. XI 56ff. Er zeigt, daß die Darstellung der Aktionsarten für das Gotische nicht zutrifft und daß Delbrück mit seiner Annahme, die gotischen Präsentia wie *qiþan, niman* seien terminativ, sich in Widersprüche verwickelt. Er bedauert daher, daß Brugmann die Einteilung der Aktionen nach Delbrücks Vorgang übernommen habe, und warnt vor ihrer weiteren Einbürgerung (1900).

Einen bedeutend schärferen Angriff unternahm Holger Pedersen KZ. XXXVII 219ff. Von einem Aktionsartensystem aus-

[1]) Vgl. *β* 172f. *ὥς οἱ ἐμυθεόμην, ὅτε Ἴλιον εἰσανέβαινον Ἀργεῖοι, μετὰ δέ σφιν ἔβη πολύμητις Ὀδυσσεύς*. Vgl. darüber noch an einer späteren Stelle.



zugehen, will er höchstens für eine Vorperiode der Ursprache zulassen, für diese selbst aber sei ein System von Tempora anzusetzen. Das slavische Aktionsartensystem habe den Verfall der alten Tempora bewirkt; in andern Sprachen sei Entsprechendes nicht nachgewiesen. Er bemüht sich sodann zu zeigen, wie die terminative Bedeutung sich aus gewissen Verbindungen ergebe und wie sich im Slavischen durch die Entwickelung der Iterativa die terminative Bedeutung zur punktuellen ausgebildet habe, während das Verbum die iterative Bedeutung verlor. Punktuelle Wurzeln habe es nicht gegeben. Im Idg. hätten die Aktionsarten überhaupt keine grammatische Rolle gespielt. Die weiteren Ausführungen beschäftigen sich mit den Versuchen, perfektive Verba und Tempusbildungen im Keltischen nachzuweisen. Pedersen braucht für perfektiv den Ausdruck punktuell, weil Delbrück das Wort in einer von der slavischen Grammatik abweichenden Bedeutung verwendet und dadurch Mißverständnisse hervorgerufen werden könnten.

Richtig ist zweifellos, daß die Rückschlüsse aus den Einzelsprachen uns nur idg. Tempora zu rekonstruieren erlauben. Aber grade das System dieser Tempora, im Zusammenhange mit dem Aktionsartensystem der slavischen Sprachen und den Resten desselben im Griechischen, Germanischen und Keltischen, veranlaßte die Hypothese, für eine ältere Periode des Idg. ein Aktionsartensystem anzunehmen. Dies ist mit dem Hinweis darauf, daß perfektive Präsentia wie **dhēmi*, **skhidō* nirgend nachweisbar seien, nicht abgetan. Wir sind auch nicht berechtigt, die Entstehung des perfektiven Präsens erst in die Zeit der slavischen Sonderentwickelung zu verlegen. Ganz abgesehen von der Bestätigung, die das Alter des slavischen perfektiven Präsens durch das, wenn auch in der Bedeutung und syntaktischen Verwendung etwas abweichende litauische und germanische perfektive Präsens erhält, tritt in allen slavischen Sprachen das Aktionsartensystem so dominierend und alle verbale Aussage durchdringend in die Erscheinung, daß wir uns hüten müssen, darin etwas Spätes und Unursprüngliches zu sehen. Dazu kommt entscheidend der Umstand hinzu, daß die Aktionsunterschiede des Slavischen, die übrigens ganz wesentlich dazu beigetragen haben, das Verständnis des Unterschieds von Präsens und Aorist im Griechischen erst zu erhellen, mit den Unterscheidungen der präsentischen und aoristischen Aktionsart sehr genau übereinstimmen; und da so die altertümlichste unter den idg. Sprachen ebenfalls für die Ur-

sprünglichkeit des Aktionsunterschieds ihr gewichtiges Zeugnis ablegt, werden wir nicht umhin können, die Frage nach dem Zusammenhang des idg. Tempussystems mit dem ebenfalls idg. Aktionsartensystem einer Prüfung zu unterziehen [1]).

Ein offenbarer Mißgriff bei Pedersen ist es, wenn er, dessen Aufsatz eine Fülle von feinsinnigen und treffenden Beobachtungen auch über den Tempusgebrauch im Slavischen und Griechischen enthält, den Ausdruck punktuell für das frühere perfektiv einzuführen versucht. Das ergibt sich namentlich aus Chr. Sarauws „Kritik des Begriffes punktuell" KZ. XXXVIII 145 ff., die in negativer Hinsicht schlagend ist, aber eine positive Definition des Begriffes perfektiv nicht eigentlich enthält. Sarauw legt, nach Pedersens Vorgang, mit Recht Gewicht darauf, daß die perfektive Handlung nicht dauerlos zu sein braucht, sondern eine beliebige Ausdehnung haben kann; er irrt aber, indem er punktuell und momentan vermengt und die sogenannten einmaligen Verba des Russischen, die bei Delbrück in eine schiefe Beleuchtung gerückt sind, zur Beweisführung mit heranzieht. Obwohl er ferner auf S. 149 die perfektive Handlung richtig als „ihr Ziel erreichend" umschreibt, ist er doch offenbar in der Beurteilung des einzelnen Verbums unsicher, wie sich aus der verfehlten Anschauung ergibt, daß der Aorist imperfektiver Verben im Altslavischen und Altrussischen imperfektiv sei [2]). Dem widersprechen nicht bloß die von Sarauw angeführten Beispiele durchaus, sondern auch die von ihm selbst verzeichnete Tatsache, daß dem Aorist slavischer Imperfektiva im griechischen Text regelmäßig Aoriste gegenüberstehen. Sarauw folgert daraus, daß die aoristische Aktion mit der perfektiven nichts zu tun habe. Die Folgerung ist aber handgreiflich falsch, weil die Prämisse es war. Der Aorist ist zwar nicht das Mittel der Perfektivierung, wie Streitberg gesagt hatte, war aber unter allen Umständen im Griechischen und Slavischen ein perfektives Tempus.

Fördernd und wichtig ist dann wieder Sarauws Nachweis, daß die Futurbedeutung nicht bloß dem perfektiven, sondern auch dem imperfektiven Präsens im Altslavischen zukomme,

[1]) Sehr schroff sagt Pedersen Vgl. Gramm. der kelt. Sprachen II § 578: „Das System der perfektiven Präverbien im Ir. und Brit. hat mit der in gewissen idg. Sprachen (bes. im Slavischen) vorkommenden Unterscheidung eines perfektiven und eines imperfektiven Aspekts absolut nichts zu tun". Ich bin nicht in der Lage, P. zu widerlegen, halte aber nach Zimmers Ausführungen KZ. XXXVI 436 ff. das gerade Gegenteil für richtig.

[2]) Darüber weiter unten.



woraus sich ergibt, daß die Futurbedeutung des Präsens nicht, wie Delbrück wollte, zum Kriterium der perfektiven Aktionsart gemacht werden kann (vgl. dazu oben S. 15). Allerdings geht Sarauw wieder viel zu weit, wenn er (S. 167) behauptet, „die Futurbedeutung des slavischen Präsens hat mit der Aktion nicht das Mindeste zu tun“. Vielmehr darf man nicht verkennen, daß bei einer Handlung, die man in Aussicht nimmt, in der Regel nicht bloß die Beschäftigung mit ihr, sondern die Vollendung ins Auge gefaßt wird, während der Ausdruck einer unvollendeten zukünftigen Handlung naturgemäß sehr viel seltener begegnet. Infolgedessen hat das Russische beim perfektiven Verbum die Futurbedeutung des Präsens erhalten, während es sie beim imperfektiven verloren hat; die Entwickelung setzt aber schon im Altslavischen ein, wo das durative Futurum schon ziemlich oft, aber eben nur das durative, umschrieben wird. Ähnlich liegen die Dinge im Altgermanischen, und es wäre nicht uninteressant, nachzuforschen, wie weit die Ausbildung des umschreibenden Futurums im Nhd., die ja immer noch nicht alle Fälle umfaßt, in ihrem Ursprunge mit der Umschreibung des durativen Futurums zusammenhängt. Grade die Übereinstimmung des Slavischen mit dem Germanischen und dem Griechischen, das ebenfalls das Präsens in der Bedeutung des durativen Futurums verwendet (vgl. Mahlow KZ. XXVI 570ff., oben S. 11), anderseits die des Slavischen und Germanischen in der Verwendung des perfektiven Präsens zur Bezeichnung der Vollendung in der Zukunft weist darauf hin, daß hier nicht, wie man aus Sarauws Worten schließen könnte, eine Erscheinung vorliegt, die sich mit größerer oder minderer Notwendigkeit so überall entwickeln konnte oder mußte, sondern daß die Bedeutungsentwickelung des perfektiven Präsens schon vor der Sprachtrennung die ganz bestimmte Richtung eingeschlagen hatte, auf Grund deren es zur Bezeichnung der Vollendung in der Zukunft verwendet wurde.

Mit der Frage der perfektivierenden Kraft der Präpositionen im Altgriechischen beschäftigt sich die Studie Eleanor Purdies Idg. Forsch. IX (1898) 65—153 über die perfektive Aktionsart bei Polybius. Die Ergebnisse der fleißigen Arbeit sind abzulehnen. Den Beweis hat H. Meltzer in seinem Aufsatz „Vermeintliche Perfektivierung durch präpositionale Zusammensetzung im Griechischen“ Idg. Forsch. XII 319ff. erbracht. Beide Aufsätze beschäftigen sich viel mit der konstatierenden Bedeutung des Aorists, die nach E. Purdie erst allmählich an die Stelle der per-

fektiven getreten sein und sich immer mehr ausgedehnt haben soll, eine Fabel, die auch sonst gern erzählt wird. Dabei äußert die Vfn. sonderbarer Weise, sie sei unfähig, Herbigs Ansicht beizutreten, daß der konstatierende Aorist perfektiv bleibe (S. 67). Sie vergleicht bildlich das Gebiet, das der konstatierende Aorist umfasse, im Gegensatz zu den üblichen Sinnbildern der Linie für die durative und des Punkts für die perfektive Aktionsart, mit einem Kreise und konstruiert sich so einen in der Tat nicht vorhandenen Gegensatz zwischen Konstatieren und Perfektivität; ein Irrtum, über den sie ein Blick in ein slavisches Buch aufgeklärt haben würde[1]). Es versteht sich, daß im Slavischen, ganz wie im Griechischen, die konstatierende Zusammenfassung ganz überwiegend durch das Perfektivum ausgedrückt wird, während das seltenere Imperfektivum nur für die Fälle in Anwendung kommt, in denen auch im Griechischen das Imperfektum gebraucht wird. Vgl. oben S. 18 und besonders Holger Pedersen KZ. XXXVII 228[2]).

Von neuem hat H. Meltzer die Frage Idg. Forsch. XVII 186—217 aufgenommen; er gibt eine Übersicht über die Ansichten von Thurot, Riemann, Bréal u. A. und wendet sich gegen die Ansicht Herbigs, daß die Aktionsarten unentbehrlich seien. Streitbergs Behauptung, daß in der Urzeit überhaupt keine Tempora existierten (vgl. oben S. 22), erklärt er aus einer „Scheu vor der Zeitstufe", die er nicht teilt, er schließt sich vielmehr an H. Pedersen an, der für die Ursprache nur Tempora angesetzt wissen will. Als das ursprünglichste idg. Tempus erscheint ihm, wie auch anderen, das Präsens; er sucht dies in recht merkwürdiger Weise psychologisch zu begründen. Die Differenzierung der Aktion sei bei den Zeiten der Vergangenheit eingetreten und habe beim Futurum keine Rolle gespielt. Am Schluß des Artikels, über dessen ausführliche Behandlung des Aoristus gnomicus an andrer Stelle zu sprechen sein wird, findet sich die leider nicht durch umfassende Beispielsammlungen belegte, aber im ganzen zutreffende und fördernde Bemerkung, daß der initiven, kursiven und finitiven Bedeutung des Präsens die ingressive,

---

[1]) Was J. H. Moulton, Einl. in die Sprache des Neuen Testaments, Heidelberg 1911 S. 187ff., zur Verteidigung vorbringt, schwebt in der Luft. Die Frage der Einwirkung der Präpositionen auf die Aktionsart ist noch einmal zu behandeln.

[2]) Auch Vgl. Gramm. d. kelt. Sprachen II § 578 gibt ein Beispiel aus dem Russischen für das konstatierende Imperfektivum. Griechische Beispiele u. a. bei Hillesum S. 55 (μάχεσθαι).

konstatierende[1]) und effektive des Aorists entspreche. Meltzer sieht in der Bedeutung des Aorists überall die des Abschlusses der Handlung, was sich bei dieser Gegenüberstellung auch für den ingressiven Aorist als zutreffend ergibt.

In zwei Aufsätzen Idg. Forsch. XXI 116—145 und XXII 402—408 behandelt auch E. Rodenbusch die Aktionsarten und die Delbrücksche Terminologie. Er führt einige Imperfekta aus Homer an, die den Abschluß der Handlung zu bezeichnen scheinen, und konstruiert von hier aus einen Übergang aus der terminativen in die aoristische oder, wie er sagt, linear-perfektive Aktionsart. Dabei findet sich manches Richtige; doch irrt der Vf., wenn er diesen Übergang in so späte Zeit verlegt, daß er ihn noch bei Homer zu beobachten glaubt. Auch die Bemerkungen über die Möglichkeit eines punktuellen Präsens, die sich vorzugsweise gegen Herbig richten, sind vielfach zutreffend, obwohl die von ihm XXII 404ff. angeführten Präsentia nichts für die perfektive Aktion beweisen, ebensowenig wie das von Meltzer Idg. Forsch. XVII 219 nach Blaß' Vorgang zitierte *ἰᾶταί σε Ἰησοῦς Χριστός*, weil grade in allen diesen Fällen das Slavische imperfektive Verba verwenden würde[2]).

A. Meillet hat sich zu der Frage der Aktionsarten m. W. zweimal ausführlicher geäußert. In dem Aufsatz De l'expression de l'aoriste en latin, Revue de philologie XXI 81ff. (1897), geht er S. 83 davon aus, daß die Značenija glagol'nych osnov von Ul'janov die Beobachtung von Curtius und Miklosich voll bestätigt haben, nach der der Sinn des letto-slavischen Imperfektivums und Perfektivums dem der griechischen Präsens- und Aoriststämme entspreche; er versucht dann zu zeigen, daß das Altlateinische noch die perfektivierende Wirkung der Präposition kenne. Ausführlicher behandelt er die Frage der slavischen Aspekte in seinen Études sur l'étymologie du vieux slave I 1—100 (Paris 1902), wo er eine Anzahl von methodologischen Bemerkungen einflicht, die, was bei ihm sehr selten ist, nicht immer Zustimmung verdienen. So ist es gleich anfangs nicht verständlich, wenn er sagt (S. 5): „Aucune catégorie sémantique n'a été admise qui ne répondît à un moyen d'expression distinct dans la langue même“. Vielmehr handelt es sich grade um die Frage,

[1]) Es muß komplexive heißen. Über das Konstatieren vgl. oben S. 16[1] und weiter unten.

[2]) Die Stelle heißt in der russischen Übersetzung der brit. Bibelgesellschaft *iscěl'ájet teb'á Jisús Christós*.

wie es kommt, daß formell ganz gleich gebaute Stämme wie *padą* und *nesą*, der eine perfektiv, der andre imperfektiv fungieren, und der gleiche Fall wiederholt sich bei andern Präsensbildungen.

Auch Meillet läßt sich durch die Futurbedeutung des Präsens zu unrichtigen Schlüssen verleiten. Er sagt S. 9: „Suivant donc qu'une forme de présent indique en proposition principale un fait présent ou futur, on peut conclure qu'elle appartient à un verbe imperfectif ou perfectif"; aber S. 16 glaubt er doch „à part *padą*, *jimą* et sans doute aussi *tepą* et surtout *reką*, les verbes radicaux du slave n'ont pas les caractères d'un vrai perfectif, . . . mais beaucoup de ces verbes ont une valeur qui n'est ni nettement perfective ni nettement imperfective; . . . quand l'addition d'un préverbe fait difficulté, un verbe simple peut, même sans être expressément perfectif, indiquer le futur", wozu aus M. VI 34 *pečetŭ sę μεριμνήσει* gegeben wird, das deutlich imperfektiv ist. Er glaubt daher, daß die perfektive Verwendung des Präsens ursprünglich viel ausgedehnter gewesen sei. Was die Ursprache betrifft, so nimmt er an, daß manche Wurzeln durativen, andere eher momentanen (plutôt momentané) Sinn hatten, daß aber doch bei vielen Verben die Perfektivbedeutung slavische Neuerung sei (S. 35). Es scheint also, daß der deutliche Aktionscharakter der Simplicia verwischt werden soll, damit nicht eine Bedeutungsdifferenz anerkannt werden muß, die nicht morphologisch gekennzeichnet ist. Auf diese Weise läßt sich dann die Unursprünglichkeit des slavischen Aktionsartensystems leicht behaupten. In Wirklichkeit führen die Tatsachen zu dem entgegengesetzten Schluß. Die Geschichte der Entwickelung der slavischen Verbalsysteme stellt das Urslavische, wie zu erwarten, dem Idg. viel näher als irgend eine der lebenden Slavinen; dabei hat die Unterscheidung der Aktionsarten, die in keiner von ihnen fehlt, in den einzelnen doch ganz verschieden auf die Umgestaltung des ursprünglichen Formenschatzes eingewirkt. Allen gemeinsam ist aber die Schöpfung neuer imperfektiver Verben zu vorhandenen perfektiven, was auch Meillet anerkennt; daraus ergibt sich aber, daß das Aktionsartensystem älter ist als die speziell slavische, aber schon gemeinslavische Entwickelung der Iterativbildungen.

Ausführlich bemüht sich Meillet S. 63ff. die Futurbedeutung des slavischen perfektiven Präsens zu erklären, und hierbei läuft ihm eine stärkere Entgleisung unter. Nachdem er zuerst den Fall erörtert hat, daß dem griechischen Präsens in allgemeinen Sätzen das perfektive Präsens im Slavischen entspricht, setzt er

eine zweite Abteilung an (S. 69): „Le perfectif sert quelquefois à indiquer une action qui va avoir lieu". Daran schließt sich S. 70: „La valeur de futur du présent perfectif slave peut fort bien s'expliquer par ce même sens de l'action prochaine (Meillet verweist auf gr. *εἶμι*, gāth. *bavaintī* Yasna XXXIII 10), il semble parsuite légitime de considérer cette signification comme la signification ancienne sur laquelle reposent tous les emplois". Hier sind parsuite und tous nicht zwingend, noch weniger aber ist es der weitere Schluß: „L'usage du perfectif présent pour indiquer une action qui vient d'avoir lieu se trouvait exclus par là même; le vieux slave doit donc ignorer le présent historique". Die regelmäßige Übersetzung des griechischen Praesens historicum durch den aslav. Aorist erscheint ihm dafür extrêmement probant. In dieser Entwickelung der Bedeutung des perfektiven Präsens sieht er im Gegensatz zu andern Forschern nicht eine rein natürliche Erscheinung, sondern etwas spezifisch Slavisches, „cette limitation est éminemment caractéristique par le fait même qu'elle n'est pas nécessaire à priori" (S. 72). Diese Schlüsse sind indes abzulehnen. Gewiß ist es eine auffallende Erscheinung, daß die ältesten griechischen, slavischen und germanischen Texte das Praesens historicum nicht aufweisen (die wenigen auf der Übersetzung beruhenden Beispiele des Gotischen können nicht in Rechnung kommen), um so auffallender, als diese Sprachen später selbstständig das Praesens historicum ausgiebig verwenden, ohne daß gelehrter Einfluß oder Nachahmung nachweisbar wäre. Demnach scheint es sich hier doch um eine Frage des literarischen Stiles zu handeln. Die alte Epik schloß das historische Präsens aus, wie es auch heute noch der Roman überwiegend tut; an diese alte Epik schlossen sich aber ganz natürlich auch die ersten Übersetzungen des Deutschen und Slavischen an; die bodenständige Prosa des Griechischen verwendet das Praesens historicum von Anfang an in reichem Maße; die germanische und die slavische Literatur ihrerseits beginnt mit der ausgiebigen Verwendung des Praesens historicum grade in denjenigen Erscheinungen, die sich vom fremden Einflusse loszumachen und selbständig fortzuentwickeln suchen. Demnach wird schwerlich bezweifelt werden können, daß die Umgangssprache zu allen Zeiten das Präsens zur Erzählung verwenden konnte und verwendet hat, und es geht nicht an, auf Grund der Vermutung, daß die Futurbedeutung des altslov. Präsens aus der Bedeutung einer action prochaine entwickelt sei, dem altslov. Präsens die Fähigkeit das

Vergangene zu bezeichnen abzusprechen, weil sie zufällig in der Übersetzung der heiligen Schriften ebensowenig belegt ist als im Homer, im Beowulf oder im Tatian. Ich verweise hier nur nebenbei auf die unten angeführten Übersetzungen aus Thukydides, um zu erläutern, daß ich in dem Fehlen des Praesens historicum nur eine Frage des Stiles, nicht aber der Tempusfunktion sehe.

Es kommt Meillet besonders darauf an, zu begründen, daß die Futurbedeutung des slavischen Perfektivs nichts Wesentliches, sondern, wenn auch nicht nur zufällig, so doch nebensächlich ist. In keiner andern Sprache habe das perfektive Präsens sich zum Tempus entwickelt, und auch im Serbischen sei diese Funktion wieder verloren (S. 99). Somit richten sich diese Ausführungen gegen Delbrück, der die Futurbedeutung des Präsens als Hauptcharakteristikum des Perfektivums ansah. Aber wenn auch dies Ergebnis Zustimmung verdient, so doch nicht der merkwürdig gewundene Weg, auf dem es erreicht wird; und ebensowenig kann man die Schlußdefinition des Perfektivs unterschreiben (S. 100): „Le perfectif, comme l'aoriste grec, exprime l'action en dehors de toute idée de durée; il se prête parsuite également à indiquer l'action pure et simple envisagée dans son ensemble, ou le commencement d'une action, ou enfin une action achevée; mais il est chimérique d'essayer d'attribuer au perfectif par lui-même aucun de ces sens particuliers: ils résultent de la combinaison de la valeur générale du perfectif avec la signification propre de chaque verbe, de chaque préverbe, de chaque forme verbale, et aussi avec le contexte de la phrase". Der Begriff der action pure et simple ist eine von den gefährlichen Spekulationen, die zeigen, daß immer noch der Einfluß der philosophischen Grammatik in der Sprachbetrachtung nicht überwunden ist, er ist rein konstruiert; wir haben aber solange keine Veranlassung von der Annahme abzugehen, daß Aorist und perfektiver Aspekt die Vollendung bezeichnen, als die Unrichtigkeit der Bezeichnung *συντελικός* und *soveršennyj*, mit der die einheimischen Grammatiker ausdrücken wollten, was sie bei diesen Sprachformen empfanden, nicht einwandfrei nachgewiesen ist. Der Grund für die abweichenden Auffassungen liegt vor allem in der sogenannten ingressiven Bedeutung des Aorists, die auch zur Annahme der punktuellen oder momentanen Bedeutung des Aorists und des Perfektivs geführt haben und über deren Überwindung vorher berichtet wurde. Die Konstruktion einer action pure et simple bedeutet auf dem Gebiet der Aktionsarten etwa das, was

die der zeitstufenlosen Bedeutung des Aorists auf dem Gebiet der Tempuslehre ist; die historischen Sprachformen haben stets deutlich erkennbare Tempusbedeutung, und die auffallenden Erscheinungen und scheinbaren Widersprüche gilt es nicht spekulativ, sondern wenn irgend möglich historisch zu erklären.

Entsprechend sagt nun Meillet auch in der Einführung in die vgl. Grammatik S. 149: „Der Präsensstamm bezeichnet die Handlung in ihrer Entwickelung, in ihrer Dauer, der Aoriststamm die einfache bloße Handlung; jener könnte durch eine Linie, dieser durch einen Punkt versinnbildlicht werden". Sehr auffällig ist dann gleich danach das Beispiel: „So bedeutet *ἄρχειν* 'Herr sein' (dauernd), *ἄρξαι* unter anderem: 'die Herrschaft ergreifen' (einfache bloße Tatsache)". Hier wird der einfachen bloßen Tatsache[1]) offenbar Gewalt angetan. Ebenso muß es überraschen, daß der Unterschied im Slavischen nur schwach erkennbar sein soll, wie es am Schluß des Absatzes heißt.

Einen durchaus abweichenden Standpunkt in der Beurteilung der griechischen Aktionsarten nimmt Ul'janow in seinen Značenija glagol'nych osnov ein. Im § 24 dieser wichtigen und selbständigen Arbeit (Russkij filologičeskij věstnik XXVI 4—53) beschäftigt er sich mit der Bedeutung des Passivaorists auf *-ην* und seinem Verhältnis zu *o/e*- und *jo/je*-Stämmen. Dabei behandelt er auch die Präsensbildungen auf *-άνω* (S. 40ff.) und behauptet von denen mit Nasalinfix wie *ἁνδάνω*: „Der Aktionsbedeutung nach sind die erörterten Formen der Vergangenheit (gemeint ist des Imperfektums) in der Mehrzahl der Fälle durchaus identisch mit den Aoristen, d. h. in einem Teil der Fälle bezeichnen sie die Dauerlosigkeit (nedlítel'nost'), in andren den Eintritt des Bezeichneten". Nur für vier Stellen, *π* 398, *ϱ* 173 (*ἥνδανε*), *N* 721 (*ἐλάνθανον*), *Ψ* 742 (*χάνδανεν*) läßt er Imperfektbedeutung gelten; bei *Λ* 74 (*παρετύγχανε*) sind beide Auffassungen möglich. *πυνθάνομαι* *β* 315 hat die Bedeutung des Eintretens. Die zweite Gruppe der Verba auf *-άνω* ohne Nasalinfix wie *ἁμαρτάνω* verhält sich ähnlich. *ἀπεχθάνεαι* *β* 202, *οἰδάνεται* *I* 646, ja sogar *ἱζάνει* *K* 92 hält er für Präsentia der eintretenden Handlung, die Imperfekta haben häufig Aoristbedeutung, für Imperfektbedeutung werden *P* 747 (*ἰσχανέτην*), zweifelnd *Ψ* 258 (*ἵζανεν*) angeführt. Besonders beschäftigt sich der Vf. mit den beiden sonderbaren Verben *ἱκάνω* und *κιχάνω*: Die Formen des Präsens haben häufig sehr deutlich eintretende Bedeutung (*ϑ* 329, *T* 165, *ν* 228, *ο* 260);

[1]) Vgl. oben S. 14.



aus der Bedeutung des Eintretens kann sich die des Bereitseins entwickeln: *X* 303 *νῦν αὖτέ με μοῖρα κιχάνει*; in mehreren Fällen hat *κιχάνει* Perfektbedeutung: *P* 478, 672, *X* 436, ebenso wird *ἱκάνει* gebraucht ζ 119, *I* 197 und sonst; das Imperfektum hat gewöhnlich Aoristbedeutung. Diese perfektive Bedeutung der Verba auf *-άνω* sieht er als ursprünglich an; daß auch die imperfektive eintrat, schreibt er der Vermischung mit den Aoristen wie *ἅδε*, *λάθε* usw. zu, die ursprünglich nicht bloß perfektive, sondern auch imperfektive Bedeutung gehabt haben sollen. Das letzte schließt er allerdings nur aus einigen wenigen, z. T. offenbar mißverstandenen Formen S. 14f., namentlich aus Partizipien wie *στῆ ταφών* (*Λ* 251), *ἔπεσε μακών* (*κ* 163, *σ* 98, *τ* 454, *Π* 469) und ähnlichen. Entsprechend nimmt er sodann auch für das Präsens teils dauernde, teils eintretende Bedeutung an und wendet sich ausdrücklich gegen Delbrücks Behauptung (Synt. Forsch. IV 108): „Das Griechische hat kein Präsens der eintretenden Handlung, wie etwa die slavischen Sprachen". Er schränkt sie dahin ein, daß das perfektive Präsens beinah verschwunden sei, daß man aber zur Erklärung der angeführten Formen annehmen müsse, es sei einst in beträchtlichem Umfange vorhanden gewesen.

Ich habe diese Ansichten, die ich nur zu einem kleinen Teile für begründet halte, ausführlich wiedergegeben, weil ich sie einerseits bisher nirgend verwendet gefunden habe und weil ich anderseits dem Urteil eines slavischen Sprachforschers in den Fragen der Aktionsarten, soweit es sich um die Aktionsbedeutung einzelner Formen handelt, besonderes Gewicht beilege. Ul'janov ist wie andre, z. B. auch Miklosich, in den Irrtum verfallen, die perfektive Aktion mit der eintretenden Handlung in zu enge Verbindung zu bringen. Seine wertvollen Bemerkungen werden von selbst ins rechte Licht gerückt, sobald sich zeigen wird, welches Mittel die idg. Sprachen für die Bezeichnung der ingressiven Handlung verwendeten. S. unten.

Für die Beurteilung der von verschiedenen Seiten geäußerten Ansichten über die Bedeutung des perfektiven Präsens im Slavischen ist endlich der Aufsatz von A. Musić von großem Wert, der 1902 im Archiv f. slav. Phil. XXIV (479—514) erschien. Führt auch Musić im wesentlichen nur aus, was schon bei Miklosich zu finden war, so ist doch sein Nachweis erwünscht, daß der Verwendung des perfektiven Präsens in futurischer Bedeutung, in abstrakten und hypothetischen Hauptsätzen, in gewissen Nebensätzen und in der Bedeutung des Praesens historicum, immer die

entsprechende Verwendung des imperfektiven Präsens parallel geht; auf die Ausführungen über das historische Präsens verweise ich auch deshalb noch besonders, weil sie deutlich zeigen, daß das historische Präsens im Russischen, Polnischen und Serbischen einheimisch und alt ist und daß seine Verwendung durch stilistische Rücksichten bestimmt wird.

Überblicken wir kurz das Gesamtbild des von der Sprachwissenschaft für die Frage der Aufhellung der Aktionsarten Geleisteten, so erhalten wir keinen erfreulichen Eindruck. Die Ansichten stehen sich noch ziemlich schroff gegenüber, ein überzeugender Abschluß ist noch nicht erreicht.

Annähernde Einigkeit herrscht in der Ansicht, daß der Unterschied der Präsens- und Aoristaktion mit dem der slavischen Imperfektiva und Perfektiva im wesentlichen übereinstimme; die Natur dieser Aktionsarten aber wird sehr verschieden beurteilt. Die punktuelle Aktion muß fallen; an ihre Stelle tritt wieder die perfektive, den Abschluß bezeichnende; diese aber wird z. T. mit der terminativen vermengt, oder die terminative wird mit den übrigen Aktionsarten als aus dem Satzzusammenhang hervorgehend angesehen und so das Aktionsartensystem erst aus dem Tempussystem abgeleitet (H. Pedersen KZ. XXXVII 220f.). Die perfektive Aktion wiederum wird als die Bezeichnung der bloßen Verbalhandlung aufgefaßt; die des Aorists wird teils als punktuell, teils als abschließend bezeichnet, der Aorist soll im Gegensatz zum Imperfektum konstatieren, das Konstatieren selbst aber wird teils punktualisierend genannt und so als eine Sondererscheinung der punktuellen Aktion betrachtet, teils der perfektiven Aktion ausdrücklich gegenübergestellt und von ihr unterschieden. Ähnliche Gegensätze finden sich in der Beurteilung des perfektiven Präsens. H. Pedersen erkennt es zwar für das Slavische und Litauische an, leugnet es aber mit Delbrück für das Germanische; die Futurbedeutung hält Delbrück für wesentlich, Meillet für nebensächlich; Delbrück und andre sehen deshalb in der Futurbedeutung von *εἶμι* einen Rest aus der Urzeit und halten *εἶμι* für ein ursprünglich perfektives Präsens, Meillet sieht in der Futurbedeutung des slavischen Perfektivums eine Sonderentwickelung, Sarauw und Musić weisen nach, daß sie dem Imperfektivum ebensogut zukommt, und Sarauw betrachtet daher *εἶμι* mit Recht als imperfektiv.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn einige Forscher es ausdrücklich, andre mit geringerer Bestimmt-

heit oder stillschweigend ablehnen, auf einen ursprünglichen Zusammenhang der Aktionsarten mit dem Tempussystem zu schließen. Dieser Zustand spiegelt sich auch in den zusammenfassenden Darstellungen bei Meillet und Brugmann wieder.

Pedersen erkennt zwar KZ. XXXVIII 219 an, ein Schema[1])

	imperfektiv	perfektiv	perfektisch
Gegenwart	**bheudō*	**bhudō*	**bebhouda*
Vergangenheit	**e-bheudom*	**e-bhudom*	**e-bebhoudom*

werde für eine ältere Periode der Ursprache richtig sein, will sich aber auf glottogonische Vermutungen nicht einlassen; Meillet läßt in seinen Études S. 7 die Frage nach der Entstehung der slavischen Aspekte ausdrücklich offen und berührt in der Einführung in die vgl. Grammatik die Frage eines Zusammenhangs von Aktionsart und Tempus überhaupt nicht; er stellt S. 114 paradigmatisch acht von der Wurzel **leikw* 'lassen, bleiben' abgeleitete Verbalstämme zusammen, von denen er Nr. 5 Perfekt, Nr. 7 sigmatischen Aoriststamm, Nr. 8 sigmatisches Futurum nennt, wobei er betont, daß keine dieser Formen die andre voraussetze und daß noch allerlei andre Stämme bestanden haben können. S. 148 heißt es: „Aoriststamm heißt in jeder Sprache derjenige, der im Indikativ nur sekundäre Endungen aufweist". So wird also auch hier, offenbar nicht ohne Gewaltsamkeit, eine morphologische Unterscheidung von Präsens und Aorist konstruiert. Diese Unterscheidung muß aber sogleich eingeschränkt werden: „In Sprachen, in denen das Imperfekt durch ein besonderes Suffix gekennzeichnet ist, wie im Slav. und Arm., kann derselbe Stamm mit primären Endungen als Präsens, mit sekundären als Aorist verwendet werden . . ., das abg. Präsens *padetŭ* bedeutet 'er wird fallen' (das Präsens eines sl. perfektiven Verbs wird durch ein Futur übersetzt), der Aor. *pade* (altes Impf.) 'er fiel'". Grade hier aber versagt der Versuch, einen morphologischen Unterschied zu konstruieren, denn von *padątŭ, pade, pasti* wird ja ein Imperfektum im Slavischen eben nicht gebildet[2]), und damit erweist sich auch diese schüchterne Unterscheidung von Aorist- und Präsensstamm auf Grund negativer Merkmale als unzureichend.

[1]) Pedersen schreibt punktuell und nicht punktuell und gibt andre Beispiele; eine sichere Rekonstruktion des Plusquamperfekts ist nicht möglich.

[2]) Auf die seltenen Imperfekta von perfektiven Verben, deren Bedeutung noch nicht vollkommen geklärt ist, brauche ich hier nicht einzugehen, da sie in jedem Fall eine eigenartige Sonderentwickelung des Slavischen darstellen.



Trotzdem finden wir sie bei Brugmann in der neuen Darstellung des Verbums in sehr ähnlicher Form wieder (Grundriß II², 3, S. 48). Auch er macht die Entscheidung, ob eine Form Imperfekt oder Aorist ist, von der Stellung der Form zu andern Formen abhängig, dabei werden auch die echten Imperfekta wie abg. *vede* zu *vedą* durch das Danebenliegen des Imperfektums *veděachъ* zu Aoristen, ja auch für lat. *lambit, scandit, pandit* wird vermutet, daß sie wegen *lambēbam, scandēbam, pandēbam* zunächst aoristische Funktion bekommen haben.

Nun sind die slavischen und lateinischen Imperfekta recht spät entwickelte Sonderbildungen; wenn diesen Einfluß darauf zugestanden wird, ob eine andre, ältere Form aoristisch oder imperfektisch fungieren soll, so wird damit die Entwickelung des Aktionsunterschieds wenigstens zu einem großen Teil in die Einzelsprachen gelegt. In der Tat scheint das Brugmanns Ansicht zu sein. „Bis zu einem gewissen Grade, heißt es S. 85, muß es schon damals (in uridg. Zeit nämlich) für verschiedene zu derselben Wurzel gehörige Stammformationen bei vielen Verba zu einer Art von System hinsichtlich der Aktionsbedeutung gekommen sein. . . . Aber nicht nachweisbar ist, daß irgend ein einzelsprachliches System, etwa das der vedischen Sprache oder das des Slavischen oder Litauischen, von dem für die gemeinsame Urzeit der idg. Sprachen vorauszusetzenden System nur erst unbeträchtlich abgewichen sei. . . . Im ganzen dürfte in uridg. Zeit über das hinaus, was durch die materielle Bedeutung des Verbums selbst (z. B. 'finden') aktionell fixiert gewesen ist, zwar schon eine gewisse aktionelle Systematisierung der grammatischen Formationen stattgefunden haben, aber es war nicht bis zu dem Grade geschehen, daß jede beliebige verbale Form zu den Aktionsarten in Beziehung gesetzt war. . . . Vor allem ist es lediglich eine petitio principii, wenn man annimmt, schon in jenen vorgeschichtlichen Zeiten seien vom Sprechenden alle einfachen Verbalformen mit derselben Regelmäßigkeit, wie es etwa im Slavischen der Fall ist, unter dem Gesichtspunkt der Perfektivität und der Imperfektivität angeschaut worden."

Es wird schwer sein, diese Ansicht mit andern Äußerungen Brugmanns in demselben Werke widerspruchslos zu vereinigen. „Genau genommen, sagt er S. 71, hatte ursprünglich jedes Verbum seine eigne Aktionsart." „Die Stämme (S. 70), die man die allgemeinidg. und uridg. Tempora nennt, hatten von Anfang an mit den rein subjektiven Zeitstufen Gegenwart usw. nichts zu

tun. Sie haben vielmehr mit ihrer besonderen Bildungsweise zuerst ... der Unterscheidung von Aktionsarten gedient.“ Die beiden Äußerungen nebeneinander sind kaum anders zu verstehen als: im Anfang waren die Aktionsarten; aus den Aktionsarten entwickelten sich die Tempora, aber die Tempora waren nicht notwendig nach Aktionsarten bestimmt, sondern aus den Tempora entwickelten sich erst die Aktionsarten [1]). Ich erkläre mir diesen Widerspruch durch eine gewisse Lücke und Unklarheit in der Darstellung der äußerst schwierigen Frage, aber ich glaube, daß es nur darauf ankommt, das Gesagte in Brugmanns Sinne genauer auszuführen und zu ergänzen, um die Unklarheit zu beseitigen, und ich will dies versuchen. Ich glaube das zu können, weil Brugmanns Darstellung meiner eignen Auffassung der Verhältnisse sehr nahe steht. Ich würde also etwa sagen: Das Ursprüngliche waren die Aktionsarten. Jedes Verbum hatte seine eigne Aktionsart. Aber die Aktionsart haftete zunächst noch nicht an einer besonders charakterisierten Form. Weil *padą* — ich nehme geflissentlich slavische Beispiele, die ich in die Ursprache umzudenken dem Leser überlasse — perfektiv auf Grund seiner Wortbedeutung war, brauchte nicht auch das bildungsgleiche *nesą* perfektiv zu sein. Es war vielmehr imperfektiv. Nun lag neben *padą* ein bedeutungsverwandtes, aber aktionell unterschiedenes *padają,* neben *nesą* entsprechend ein in anderer Weise differenziertes *nošą,* und so kam es, daß sich bestimmte Formengruppen bildeten, indem einerseits Bildungen nach dem Muster von *padają,* anderseits solche nach dem Muster von *nošą* neben die primären Bildungen traten. Ich glaube noch in Brugmanns Sinne fortzufahren, wenn ich weiter sage: da das Perfektivum *padą* sich für den Ausdruck der Gegenwart nicht eignete, so trat es im Indikativ nur in Verbindung mit einem Temporaladverb der Vergangenheit und sekundären Endungen auf, und so entstand der Aorist des Verbums *padają,* während bei *padą* die Futurbedeutung durchdrang; bei *nesą* und *nošą* blieb,

[1]) Dies wurde Ende 1914 geschrieben. Inzwischen ist die zweite Hälfte des Grundrisses II² 2, 3 erschienen, die zwar die oben versuchte Ergänzung der Ansicht Brugmanns zu bestätigen scheint, aus der aber auch deutlicher ersichtlich wird, daß Brugmann für die Fähigkeit des einzelnen Verbums, die Aktionsarten zu bezeichnen, in uridg. Zeit einen ziemlich weiten Spielraum annimmt. Das scheint mir unvereinbar. Bestimmte Tempora konnten nur aus bestimmten Aktionsarten hervorgehen; auch die Geschichte der Einzelsprachen zeigt uns wohl eine allmähliche Abnahme der Unterscheidung der Aktionsarten, nicht aber eine Verschärfung des Unterschiedes.

da beide imperfektiv sind, der Aktionsunterschied auch im Präsens erhalten und entwickelte sich so, daß das eine die dauernde einmalige, das andre eine gewohnheitsmäßige oder wiederholte Handlung bezeichnete.

Wenn es mir gelungen ist, hiermit Brugmanns Auffassung zu treffen, so ist der scheinbare Widerspruch beseitigt; ich möchte nur noch hervorheben, daß wir auch hier, wie bei Meillet (vgl. oben S. 25f.), der Scheu begegnen, Bedeutungsunterschiede anzunehmen, wo keine Formunterschiede vorhanden sind. Diese Scheu ist methodologisch gewiß nicht unberechtigt, aber sie darf nicht zum Prinzip sprachwissenschaftlicher Forschung erhoben werden. Genau so gut wie wir einerseits auf Schritt und Tritt genötigt sind, anzuerkennen, daß Formen sehr verschiedener Bildung — ich nenne nur etwa *εἶμι, βαίνω, ἱκάνω, δίδωμι, κίρνημι, κεράννυμι, τρέπω, τροπέω, τρωπάω, λάσκω, γιγνώσκω* — der Funktion nach gleichartig geworden sind, genau so gut wie wir anderseits auch schon für die Ursprache das Vorkommen von gleichlautenden Wurzeln und Wörtern mit grundverschiedener Bedeutung zugeben müssen, haben wir auch damit zu rechnen, daß Wörter gleicher Bildung verschiedene grammatische Funktion haben können. Ich erinnere nur an die gleiche Form von Genetiv und Ablativ singularis in einem großen Teil der Deklination und an die entsprechende Erscheinung bei Ablativ und Dativ pluralis sämtlicher Stämme. So gewiß ein Grieche, der die Form *ἔκτεινε* gebrauchte, wußte, ob er das Imperfektum oder den Aorist meinte, und so gewiß er richtig verstanden wurde, so gewiß hat in der Urzeit, als es noch keine Tempora gab, der Indogermane sowenig wie heute der Russe geschwankt, ob eine formell nicht charakterisierte Verbalform perfektiv oder imperfektiv war; Unsicherheit ist erst durch die weitgehende formelle Differenzierung eingetreten, die notwendig dazu führen mußte, innerhalb der Formengruppen Bedeutungsgleichheit herzustellen. Diesen Vorgang können wir noch an zahlreichen Erscheinungen im einzelnen verfolgen, und er bietet uns den Schlüssel für die Lösung wichtiger noch nicht befriedigend beantworteter Probleme. Aber es versteht sich auch, daß so gewaltige Umwälzungen in der Sprache, wie der Übergang von einem Aktionsartensystem zur Ausbildung eines hier mehr, dort minder vollkommenen Tempussystems, sich nicht in der Weise vollziehen können, daß jede neu eintretende Erscheinung alles Alte, ihr nicht Entsprechende restlos beseitigt. Zum Glück kennen wir die Entwickelung

mancher Sprachen in mehreren Phasen und können die Sprache gewissermaßen bei der Arbeit an dem Aufbau ihres Tempussystems beobachten. Und grade dabei werden die allmählich verschwindenden Reste des Alten unsere Führer, die uns den Gang der Entwickelung verraten. Wir haben also bei der Behandlung dieser Fragen stets zweierlei zu beachten, einerseits die Vereinigung mehrerer Bedeutungen in einer Form oder einer Formengruppe, anderseits den Untergang der einen Bedeutung innerhalb dieser Form in Verbindung mit dem Aufkommen eines besonderen, durch die Form charakterisierten neuen Mittels zur Bezeichnung der schwindenden Bedeutung.

Hieraus ergibt sich nun, in welchem Punkt ich mich von der Auffassung entferne, die ich soeben als die vermutliche Ansicht Brugmanns hingestellt habe. Meiner Meinung nach hat man kein Recht, die Existenz eines perfektiven Indicativus Praesentis für die Ursprache zu leugnen. Es besteht im wesentlichen Einigkeit darin, daß ursprünglich die Verba nur die Aktion unterschieden, Tempora also in unserem Sinne nicht vorhanden waren. Somit bezeichnete damals auch der perfektive Ind. Praes nicht die Gegenwart. Dazu kommt, daß zu der Zeit, als sich die Tempora ausbildeten, als daher zunächst für die Vergangenheit eine differenzierte Form geschaffen wurde, auch der imperfektive Ind. Praes. keineswegs auf die Bedeutung der Gegenwart im strengen Sinne beschränkt wurde. Es ist ein unleugbares Verdienst von Musić, daß er dies in seinem Aufsatz über den Gebrauch des Praesens verbi perfectivi im Slavischen (s. oben S. 30) mit aller Entschiedenheit hervorgehoben hat. Will man von einer petitio principii sprechen — ich wüßte nicht, wie eine sprachwissenschaftliche Hypothese sie umgehen soll —, so liegt sie darin, daß dem Präsens die Bezeichnung der unmittelbaren Gegenwart als ursprüngliche Bedeutung zugewiesen wird, eine sehr kühne Hypothese, die aber genau genommen keine andre Grundlage als die späte grammatische Benennung der sprachlichen Form hat (vgl. oben S. 15). Leo Meyers schroffe Ablehnung von Präsentien wie *βῆμι (oben S. 2f.) und ihre Wiederholung durch H. Pedersen (S. 20f.) braucht niemand zu beirren, darf uns in keinem Falle hindern, solche Präsentia für die Ursprache anzunehmen, wenn es gelingt, den Weg mit Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, auf dem sie im Griechischen und Arischen verloren gegangen sind, und den Grund zu erkennen, der zu

ihrem Untergang geführt hat. Denn perfektive Präsentia existieren tatsächlich, und zwar nicht nur im Slavischen, Litauischen und Germanischen, sondern auch, wenngleich sehr vereinzelt, noch im ältesten Griechischen [1]). Ich verweise auf S. 29.

2. Untersuchung des Unterschieds der Aktionsarten von philologischer Seite.

Für die Philologie war der Hauptanlaß, der Erörterung des Unterschieds von Aorist und Imperfektum näher zu treten, der Aufsatz von Othon Riemann in den Mélanges Graux 585—599. Es ist nur eine Anregung, die Riemann geben will, aber er rollt die ganze Frage auf und bezeichnet aufs deutlichste die Punkte, in denen er sein Nichtwissen fühlt und bekennt. Riemann geht von der Formulierung aus, die der Unterschied der Aktionsarten bei Curtius in der griechischen Schulgrammatik und in der Grammatik von Koch gefunden hatte; er bespricht nahezu alle Verba des platonischen Dialogs Gorgias und gruppiert dabei die Stellen nach fünf Klassen:

A. L'aoriste exprime l'idée verbale pure et simple, sans aucune idée de durée;

B. L'aoriste est employé parce qu'il s'agit d'un fait isolé, particulier, d'une action qui ne se fait qu'une fois, dans le cas spécial dont il est question;

C. Le présent est employé parce que l'idée verbale est accompagnée d'une idée de durée;

D. Le présent est employé parce qu'il y a une idée de répétition, d'habitude, ou parce qu'on parle de ce qui se fait en général, et non de tel fait particulier;

E. Il n'y a pas de différence de sens bien appréciable entre l'aoriste et le présent, l'emploi de l'un ou de l'autre semble indifférent ou à peu près, ou même l'aoriste est employé là où, d'après la règle de Curtius, on attendrait le présent, ou *vice versa*.

---

[1]) Übrigens nehmen wir zwar gewiß für die Zeit der Sprachtrennung mit Recht an, daß Präsens und Imperfekt nebeneinander voll ausgebildet waren, aber die vielen Äußerungen über die Entstehung dieser Tempora und des Aorists stillschweigend zugrunde liegende Ansicht, daß das Imperfekt vom Präsens aus gebildet werde, ist unbeweisbar, und die entgegengesetzte, daß das Präsens durch ein angehängtes deiktisches Element ähnlich aus dem „Injunktiv" abgeleitet sei, wie das Imperfekt durch den Vortritt des Augments, ist nicht ohne weiteres abzulehnen.

Auffälligerweise, und man kann sagen, leider! richtet sich das Hauptaugenmerk des Verfassers auf den Unterschied der Modi, während er den des Indikativs, für den seine Muttersprache, das Französische, den ähnlichen des Imperfekts und des Passé défini bietet, zurückstellt. Tatsächlich bietet auch der Gorgias, da darin keine Erzählung oder Schilderung vorkommt, für den Indikativ nur wenige Beispiele. Schon daran zeigt sich, daß dem Verfasser der sprachvergleichende Gesichtspunkt fern liegt; er kennt zwar Delbrücks Äußerungen zur Frage, verweist auch auf die Arbeit von B. Hübner De temporum qua Aeschylus utitur, praesentis praecipue et aoristi, varietate IV 2 der Dissertationes philologicae Halenses, aber es kommt ihm hauptsächlich nur darauf an, zu zeigen, daß unser Verständnis des Unterschiedes noch nicht auf alle Fälle paßt, er bezeichnet die noch bestehenden Lücken unserer Kenntnisse, beruft sich dabei auf Madvigs Syntax (128, 141, 3) und Thurot in den Mémoires de la société de linguistique I 111—125, gibt aber zu, daß die geringe Ausdehnung seiner Untersuchung nicht gestatte, ein abschließendes Resultat zu finden und daß Curtius' Regeln für die Mehrzahl der Stellen zutreffen. Den Gesichtspunkt, der sich ihm aus den Stellen der Gruppe E ergibt, spricht er so aus: Je croirais donc que les formes *λῦε* et *λῦσον, λύειν* et *λῦσαι* etc., ne s'employaient pas toujours au hasard, qu'il y avait entre elles une différence de sens réelle, dont la langue avait conscience, et que l'existence d'une double forme permettait aux Grecs de rendre, *lorsqu'ils le voulaient,* des nuances qui manquent à notre langue; mais en même temps il me paraît bien certain que cette différence de sens était trop délicate pour être observée toujours, que dans bien des cas elle était indifférente, que souvent elle était entièrement négligée. Ici comme ailleurs, l'usage devait avoir ses caprices, et chaque auteur ses particularités.

Diese Resignation war natürlich nicht nach dem Sinne manches anderen, und es ist gewiß nicht zufällig, daß zuerst Blaß, der bei der Arbeit an dem Demosthenestexte tagtäglich vor die Entscheidung zwischen Aorist und Imperfekt gestellt war, zuerst das Wort ergriff, um lebhaften Einspruch gegen Riemanns Ansicht zu erheben. Im Rh. Mus. XLIV 406ff. stellte er fünf sehr ins einzelne gehende Regeln auf, die zwar den Grund der Erscheinung noch nicht aufdecken, aber in der sicheren Beobachtung der Tatsachen vorbildlich sind und in der Darstellung des Sachverhalts den Nagel auf den Kopf treffen. Die wichtigste Regel ist die

dritte: „Es gibt eine Anzahl Verba, Handlungen bezeichnend, die ihr Ziel und ihre Vollendung im Tun eines anderen haben, und diese Verba können in weitem Umfange als Imperfekta behandelt, d. h. statt in den Aorist, ins Imperfektum gesetzt werden, sobald diese Beziehung zu dem ergänzenden Tun eines Andern hervorgehoben werden soll. Dahin gehören *κελεύειν, ἀξιοῦν, παρακελεύεσθαι, ἐρωτᾶν, λέγειν, πέμπειν, ἀποστέλλειν*". Genau genommen umfaßt diese Regel die vier ersten, die sich auf ein Anerbieten, einen Versuch, ein nicht definitives Handeln beziehen; die fünfte Regel, die von den näheren Umständen der Ausführung spricht, ist etwas anders geartet. Daß ein anderer die begonnene Handlung fortsetzt, ist eine Zufälligkeit, die beim Anerbieten, beim Versuch, beim Nichtzustandekommen des Ergebnisses ausscheiden kann; etwas unsicher klingt die Fassung, daß die genannten Verba statt in den Aorist ins Imperfektum treten können. Es erheben sich sofort die Fragen: Was bedeutet denn der Aorist dieser Verba? Wie unterscheidet sich denn *ἔπεμπε* von *ἔπεμψε*? Ein andrer ist doch in beiden Fällen beteiligt und meist auch genannt; was hebt das Imperfektum an seiner Tätigkeit stärker hervor als der Aorist? Wann muß der Aorist stehen? Und daran schließt sich die zweite Gruppe von Fragen: Ist denn ein solches Imperfektum noch ein Imperfektum, oder ist es ein Aorist? Wie kommen bestimmte Imperfekta zu aoristischer Funktion? Umfaßt die Regel eine kleine Gruppe von Verben, oder dehnt sie sich über eine große Anzahl aus? Damit sind die Richtungen angedeutet, die die Untersuchung in der Folgezeit hauptsächlich einschlägt.

Ich beschränke mich darauf, über Mutzbauers Grundlagen der griechischen Tempuslehre, Straßburg 1893 und 1909, Hultschs Erzählende Zeitformen bei Polybios, Abhandl. d. sächs. Ges. der Wiss. XIII 1—210; 347—468; XIV 1—100, und die anfangs erwähnte Dissertation von Hillesum kurz zu berichten.

Alle Arbeiten weisen ein weitgehendes Streben auf, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu verwerten, leider mit sehr ungleichem Erfolge und ohne durchschlagende Überzeugungskraft, da ja auch den sprachwissenschaftlichen Unterlagen noch die Sicherheit und Abgeschlossenheit fehlte. Mutzbauer sucht die altindische Aoristbedeutung, welche das eben Eingetretene angibt, bei Homer wiederzufinden und glaubt zeigen zu können, wie sich von hier ausgehend der Aorist allmählich immer mehr zum erzählenden Tempus entwickelt und das Imperfektum, dem die

Rolle des Erzählens ursprünglich allein zufiel, verdrängt habe. Außerdem steht er noch stark unter dem Einfluß der Curtiusschen Ansicht, daß der Aorist den Eintritt der Handlung bezeichne; er vergleicht ihn in der üblichen Weise mit dem Anfangs- und Schlußpunkt im Gegensatz zur Linie und urgiert sehr oft in gewaltsamer Weise den Eintritt der Handlung. Beispiele begegnen zahlreich; ich verweise auf S. 26, wo *βαίνειν* 'Schritte machen, gehen', *βῆναι* 'sich in Bewegung setzen, sich aufmachen', *φεύγειν* 'fliehen, auf der Flucht begriffen sein', *φυγεῖν* 'sich zur Flucht wenden, entfliehen, entkommen', *ἔχειν* 'halten, haben', *σχεῖν* 'erhalten, erfassen', *νοεῖν* 'wissen, merken, denken', *νοῆσαι* 'auf den Gedanken kommen, erkennen, erfahren', *μένειν* 'dableiben, dauern', *μεῖναι* 'sich zum Bleiben entschließen', *ὁρᾶν* 'sehen, vor Augen haben', *ἰδεῖν* 'hinblicken, erblicken' übersetzt wird. Hier rächt sich die Halbheit und Unbestimmtheit des Terminus „eintretend", indem die weitaus häufigere und wichtigere Bedeutung des Abschlusses nahezu übersehen oder ganz beiseite geschoben wird. Besonders verfehlt ist die Behauptung auf derselben Seite, „die Bedeutung der eintretenden Handlung, die dem Präsens des Indogermanischen nach Delbrück Synt. Forsch. IV S. 111 ff. eigen gewesen sein muß, fehle dem Präsens der homerischen Sprache". Ja, der Vf. glaubt sogar einen Rest des Präsens der eintretenden Handlung im Praesens historicum zu finden. So hat man bei aller Anerkennung für den gewaltigen Fleiß, der auf die Zusammenstellung verwendet ist, doch an vielen und leider grade oft an den entscheidenden Stellen den Eindruck, daß der Vf. den Tatsachen Gewalt antut und die Dinge auf den Kopf stellt.

Ganz anders ist der Eindruck, den die Untersuchungen Hultschs erwecken. Zwar auch bei ihm verspürt man einen lähmenden Einfluß der Theorie, aber sehr selten empfindet man, daß das gesunde Urteil dadurch getrübt wird; die Rücksicht auf die Theorie veranlaßt ihn wohl, das Für und Wider etwas breit zu erörtern, auch sogar eine gewisse Nachgiebigkeit zu zeigen, aber die umfassende Induktion führt doch wenigstens im einzelnen mehrfach zu brauchbaren Ergebnissen. Hultsch verfährt im wesentlichen so, daß er die Verba nach der Bedeutung in verschiedene Gruppen ordnet und innerhalb dieser das Vorkommen von Aorist und Imperfektum vergleicht. Dabei ergeben sich denn einige Gruppen, in denen das Imperfektum ganz auffällig überwiegt, so bei den Verben des Gehens, Kommens, Ankommens, bei *ἄγειν* und dessen Zusammensetzungen in der Bedeutung

'marschieren', bei den Truppenbewegungen zur See, bei Sagen, Befehlen, Auffordern, Zureden, bei Schicken, Absenden; nicht immer weiß der Vf. sich zu helfen, manche seiner Erklärungen lassen die schwere Verlegenheit, in der er sich befindet, deutlich durchblicken, so wenn es von den Verben des Ankommens (Kap. IX, 4) heißt: „Daneben erscheint das Imperfekt der Entwickelung oder Schilderung sehr häufig und auch in solchen Verbindungen, wo man nach dem allgemeinen Sprachgebrauche den Aorist erwarten würde"; oder S. 67: „Übrigens ist die Frage, ob ἧκον im einzelnen Falle Imperfekt oder Aorist sei, lediglich etwas, was wir Neueren im Hinblick auf die sonst üblichen grammatischen Regeln hinzutun; für den alten Schriftsteller kam bei ἥκειν das so überaus häufige Impf. der Verba des Gehens mit dem Aorist in éiner Form zusammen, welche in gleicher Weise die sich entwickelnde und lebendig geschilderte Handlung, wie die abgeschlossene und schlechthin als Tatsache berichtete, bezeichnen konnte". Ganz deutlich treten also die beiden Richtungen hervor, nach denen Blaß' Regeln zu unbestimmt erschienen; einerseits wird das scheinbar aoristische Fungieren des Imperfekts an bestimmten Bedeutungsgruppen aufgezeigt, anderseits bei diesen der Bedeutungsunterschied der beiden Tempora verwischt. Aber zahlreiche solche Verlegenheitsbemerkungen, namentlich auch über Imperfekt und Aorist bei Adverbien, welche 'sofort, sogleich, eilends, schnell' bedeuten (Kap. VIII), oder über den Wechsel zwischen den beiden Tempora (Kap. XXIX und XXX), hindern Hultsch doch nicht, das Richtige auch dort zu sehen, wo es unter den Umständen nicht leicht zu sehen war. So stellt er fest, daß der Aorist das Tempus im summarischen Bericht ist, und erkennt auch, daß das Impf. das Tempus für den Eintritt einer Handlung ist, nur umschreibt er den Gedanken noch vorsichtig mit den Worten: „Die sich entwickelnde Handlung kann unter Umständen ausdrücklich als eine beginnende bezeichnet werden" (Kap. III, 2 S. 23). Charakteristisch sind die beiden umfangreichen Kapitel XXIX und XXX über den Wechsel der erzählenden Zeitformen bei Polybios (Band XIV 1—42), welche nahezu das Wichtigste aus der ganzen Abhandlung, das an zahlreichen Stellen vorher schon hatte berührt werden müssen, wiederholen und zusammenfassen. Auch hier aber finden wir kaum etwas anderes als die übliche Charakterisierung des Imperfekts als des Tempus der Dauer, der Schilderung, der Entwickelung, der Gleichzeitigkeit und die schon erwähnten Gruppen von Verben mit überwiegendem

Gebrauch des Imperfekts, für den Aorist die Verwendung im summarischen Bericht und zum Abschluß der Gesamthandlung. Erwähnt sei die richtige Bemerkung, daß nach *τὸ μὲν πρῶτον, τὰς μὲν ἀρχὰς, παραυτίκα μὲν* und synonymen Wendungen regelmäßig zuerst das Imperfektum folgt, während dann später häufig der Übergang zum Aorist erfolgt. Daher kann man es fast auffällig finden, daß Hultsch öfter an der einfachen richtigen Lösung dicht vorbeigeht, manchmal ganz in der herkömmlichen Terminologie befangen, manchmal die Erkenntnis durch seine Sammlungen in erwünschter Weise unterstützend. So bespricht er XIV 38 die Stelle 31, 23, 3f., wo *ἔδραμεν* und *ἔτρεχεν* dicht aufeinander folgen, sodann wieder der Aorist *διεσάφησε* eintritt. Die Stelle lautet: . . . *ἕως οὗ τῶν παίδων τις . . . ἔδραμεν ἐπὶ τὸ Κίρκαιον, ὡς ἐκεῖ τῷ Δημητρίῳ συμμίξων· οὐχ ὁρῶν δὲ, πάλιν εἰς τὴν Ῥώμην ἔτρεχεν, ὡς κατὰ πορείαν ἀπαντήσων. οὐδαμῇ δὲ συντυχὼν αὐτῷ, τοῦτο διεσάφησε τοῖς ἐν Ῥώμῃ φίλοις . . .* Hultsch meint nun, die Haupttatsachen *ἔδραμεν* und *διεσάφησε* melde der Aorist, „dazwischen aber wird eine kurze Beschreibung des Weges, den der Sklave nahm, d. i. der Bericht über Dinge, durch welche die Entdeckung sich erst vorbereitete, eingeschoben“. Vielmehr ist es sonnenklar, daß *ἔδραμεν* von einem beendeten, *ἔτρεχεν* von einem angetretenen Lauf gesagt sind; denn der Sklave hat gar nicht die Absicht, *εἰς τὴν Ῥώμην* zu gelangen, sondern er gedenkt, Demetrius unterwegs zu begegnen (*ὡς κατὰ πορείαν ἀπαντήσων*). Ob er schließlich doch zufällig, weil er ihn tatsächlich nicht trifft, nach dem angegebenen Zielpunkt, der nur die Richtung des Laufs bezeichnen sollte, gekommen ist, bleibt unklar; denn die Mitteilung an die Gesinnungsgenossen in Rom konnte auch in andrer Weise erfolgen. Wie man in diesen dürren Worten eine kurze Beschreibung des Weges, einen Bericht über Dinge, die die Entdeckung vorbereiten, erkennen kann, versteht nur der, der sich durch die zahllosen mißglückten Erklärungsversuche, die für auffällige Imperfekta in unsern kommentierten Ausgaben zu finden sind, entsagungsvoll hindurchgearbeitet hat[1]).

Das 31. Kapitel bei Hultsch (XIV 42—64) untersucht, wie weit das Praesens historicum dem Aorist und wie weit es dem Imperfektum entspreche. Hultsch entscheidet die Frage vielfach sehr glücklich, indem er meist aus der Umgebung oder aus der

[1]) Ich hoffe, die oben im Text gegebene Erklärung der Stelle wird davon überzeugen, daß nicht etwa das unten ausführlicher zu besprechende Imperfektum der Wiederholung vorliegt.

sonstigen Verwendung des präsentischen Verbums auf die Bedeutung an der Stelle, wo es steht, schließt. Dabei wird in Absatz 15 eine Untersuchung über *ὑπισχνεῖτο* und *ὑπέσχετο* eingeschoben, aus der wieder dem Unbefangenen sofort deutlich wird, daß das Einzelversprechen im Aorist steht, während wiederholte Anerbietungen, *pollicitationes,* im Imperfektum gegeben werden. Hultsch stellt fest, daß bei *πάντα ποιήσειν* oder *τὰ δυνατὰ ποιήσειν* und synonymen Wendungen das Imperfektum gebraucht werde. Dann heißt es weiter: „Dagegen erscheint der Aorist verhältnismäßig seltener, und zwar zunächst in der Verbindung 'bewaffnete Hülfe versprechen': *ὑπέσχετο βοηθήσειν Μεδιωνίοις* 2, 2, 5; *ἐκείνοις ὑπέσχετο βοηθήσειν* 21, 35, 3 (vgl. XXX, 4); *τοῖς Βυζαντίοις ὑπέσχετο βοηθήσειν* 22, 18, 11 (vgl. XXIX, 5 bei *γίνεσθαι*); *ὑπέσχετο συνεμβαλεῖν ὁμόσε τοῖς Αἰτωλοῖς εἰς τὴν Ἀχαΐαν* 4, 16, 10. Außerdem habe ich angemerkt: *παραχρῆμα ὑπέσχοντο ποιήσειν τὰ παρακαλούμενα* 22, 4, 12; *τοῖς πρεσβευταῖς τὴν ἀπόκρισιν ὑπέσχετο δώσειν* 28, 20, 12; *τοὺς πρεσβευτὰς συμπέμψειν ὑπέσχετο* 30, 3, 5". Ich habe die Stelle ausgeschrieben, weil sie für die Beurteilung der Vorzüge und der Schattenseiten der Hultschschen Methode von Wert ist. Wie bei der Einteilung der Verba, so kommt er hier bei der Gebrauchsweise des Einzelverbums zur Teilung des Stoffes. Diese ist aber nur berechtigt, wenn sie zur Feststellung des Gesamtresultats führt; mag sie im einzelnen noch so zuverlässige Ergebnisse herbeiführen, ihren Wert erhalten die Einzelheiten erst dadurch, daß sie sich zu einem harmonischen Gesamtbilde vereinigen; aber dieser Zusammenschluß der Einzelheiten fehlt hier, wie ersichtlich, noch gänzlich. Genau so wie Blaß bleibt auch Hultsch noch in den Einzelheiten stecken, ohne das Wesen der Erscheinung zu erkennen.

Den gleichen Übelstand bemerken wir in anderer Richtung bei den zusammenfassenden Darstellungen der Bedeutung von Aorist und Imperfektum in den Handbüchern und bei den von dieser Darstellungsform meist abhängigen Monographien. Ich kann hier die zu Anfang meines Aufsatzes erwähnte Dissertation Hillesums als Schulbeispiel anführen. Der Vf. ist sorgfältig bemüht gewesen, die Geschichte der Frage und die verschiedenen Ansichten, die zu ihrer Lösung geäußert wurden, kennen zu lernen und zu ihnen Stellung zu nehmen, auch die selbständigen Bemerkungen, die er anfügt, verdienen die Anerkennung, daß er scharf beobachtet; aber eine wirkliche Förderung der Frage kann ich, im Gegensatz zu andern Beurteilern, in seiner Leistung

nicht erkennen; ich neige eher zur entgegengesetzten Ansicht.

Der Übelstand, den ich an der Darstellung Hillesums tadle, zeigt sich in den Kapitelüberschriften, die die Einteilung für die Bedeutung des Imperfekts und Aorists geben sollen: A. De variis modis quibus imperfectum adhibetur. § 1. De imperfecto durativo, § 2. d. i. iterativo, § 3. d. i. descriptivo, § 4. d. i. incohativo, § 5. d. i. conativo, § 6. d. i. exspectativo, § 7. d. i. petitivo, § 8. d. i. attentivo, § 9. d. i. cum negatione coniuncto.

Den zweiten, meines Wissens nicht veröffentlichten Teil der Arbeit teilt er so: B. De variis modis quibus aoristus abhibetur. § 10. De aoristo ingressivo, § 11. d. a. effectivo, § 12. d. a. constativo, § 13. d. a. complexivo, § 14. d. a. quo indicantur res modo factae („das soeben Eingetretene"), § 15. d. a. momentaneo, § 16. d. a. quo res indicantur quae tempore praesenti sive futuro modo esse factae fingendae sunt (de aoristo gnomico), § 17. d. a. empirico. Diese Disposition zeigt die Neigung, die Tatsachen zu vereinzeln in einem andern Sinne als das Verfahren Hultschs; sie ist meines Erachtens aber noch gefährlicher, weil sie den Anschein erweckt, als ob sie eine abschließende oder wertvolle Erkenntnis vermittelte, während doch nur das Band, das die gemeinsame Erklärung der gesamten Erscheinungen umfaßt, wirklich das Verständnis fördert. Natürlich bin ich mir darüber nicht im Unklaren, daß wir dies gemeinsame Band der Erscheinungen bei vielen grammatischen Untersuchungen einstweilen vergebens suchen; aber der weitverbreiteten Neigung zum Spezialisieren gegenüber ist es nicht überflüssig, zu bemerken, daß das Ganze oft vor den Einzelheiten verschwindet wie der Wald vor den Bäumen. Daß eine solche Warnung gelegentlich nötig werden kann, sieht man z. B. an Hillesums Ausführungen über die von ihm, wie er glaubt, neu gefundenen imperfecta exspectativa, attentiva, petitiva, die tatsächlich nur durch eine Vermischung der Disposition nach Tempusbedeutungen mit der von Hultsch befolgten nach Verbalbedeutungen zustande kommen, eine Vermischung, die die ganze Arbeit durchzieht und eine wirkliche Klarheit nicht aufkommen läßt.

Gewiß fällt es mir nicht ein, zu leugnen, daß die anfangs einheitliche Bedeutung einer Form sich im Laufe der Zeit in mehrere gänzlich geschiedene spalten kann. Wenn im Deutschen *ich kann, ich weiß,* im Lateinischen *memini* Präsensbedeutung haben zum Unterschied von *ich sann, ich biß, cecidi* usw., so liegt hier

das Ergebnis einer sehr langen Entwickelung vor, die uns lehrt, daß Bedeutungsschattierungen sich zu stärkeren Bedeutungsverschiedenheiten auswachsen und zu formalen Neubildungen führen können. Es ist daher gewiß berechtigt, den Präteritopräsentien eine Sonderstellung in der Grammatik anzuweisen. Aber Aorist und Imperfektum sind im Griechischen ihrer Bedeutung nach jedes für sich durchaus einheitliche Massen, und niemand wird auf den Gedanken kommen, daß *εἶχον* etwa bloß durativ, nicht auch konativ oder inkohativ oder deskriptiv oder iterativ gebraucht werden könne. Zu solchen Fehlern aber muß es führen, wenn für die Verba des Angreifens ein Imperfectum petitivum oder für die des Befehlens ein Imperfectum exspectativum konstruiert wird. Die weitere Folge ist, daß schließlich für *ἔλεγε* und *ἐλάλει*, da jedes ja ganz etwas andres bedeutet, je ein besonderes Tempus aufgestellt wird. Wie weit aber grade Hillesum von dem Gedanken entfernt ist, eine einheitliche Grundbedeutung für jedes der beiden Tempora Aorist und Imperfektum zu suchen, zeigt seine Äußerung S. 23: revera omnes significationes omnium formarum quae a themate praesentis derivantur quodammodo nomine actionis durativae comprehendi possunt. Tamen cavendum ne quis subsistat in eius nominis sensu proprio i. e. temporali; nam duratio temporalis una tantum est e variis notionibus tam praesentis quam imperfecti quod nos praesertim curamus; sicut aoristo quoque actionem punctativam exprimi ita tantummodo iure dicitur, si quis eius nominis sensum proprium i. e. temporalem unam tantum e multis aoristi significationibus praebere perspexerit.

Suchen wir auch hier das Ergebnis der Untersuchungen abschließend darzustellen, so sind die Schwierigkeiten noch größer als bei den rein sprachwissenschaftlichen Forschungen[1]). Die Grenzen der Tempusbedeutung von Aorist und Imperfektum fließen an vielen Stellen ineinander, besonders bei einzelnen Bedeutungsgruppen scheinen sie ganz zu verschwinden. Nach dem Prinzip *divide et impera* sucht man des Stoffes Herr zu werden, in der Tat aber wird trotz mancher Fortschritte in der Erkenntnis der Einzelheiten das Gesamtbild nur verworrener und unübersichtlicher. Am bedenklichsten sind die Anmerkungen, die die Herausgeber von kommentierten Schriftstellerausgaben zur Er-

[1]) Auf einige besondere Formulierungen bei Kühner-Gerth, Axel W. Ahlberg, B. Gildersleeve, Miller und Stahl wird später noch Veranlassung sein einzugehen.



klärung auffälliger Imperfekte meistens nur für eine einzige Stelle zurecht machen, die sie aber doch nicht hindern, den Text oft genug willkürlich zu ändern, wenn sie die Bedeutung des Tempus nicht verstehen.

Eine kleine Blütenlese will ich hersetzen. Die Auswahl ist ganz planlos, sie entstammt meinen Notizen zu Hillesums Arbeit; es ist also zufällig, wenn dabei Steup öfter als andere zitiert wird. Nach Blaß steht *κελεύειν* im Imperfekt, „wenn die Aufforderung auf Schwierigkeiten bei den andern stößt", nach Hillesum S. 29 lector monetur, ut animo repraesentet eum qui iubet occupatum in iubendo, exspectantem igitur fiatne iussum suum necne. Da der Aorist fünfmal, das Imperfektum fünfundsiebzigmal bei Thukydides vorkommt, so wäre das ein sonderbares Zeugnis für die Wirkung eines „Befehls" im Altertum. Zu *ἐμάχεσθε* III 113, 4 bemerkt Steup: „Man könnte hier wie im Folg. den Aorist erwarten. Aber Th. gebraucht das Impf. *ἐμαχόμην* auch in aoristischem Sinne und hat sich des Aor. *ἐμαχεσάμην* nur V 34, 1 bedient". In Wirklichkeit handelt es sich um konstatierende Imperfekta, auch das Part. *μαχομένων* ist entsprechend von der Vergangenheit gebraucht. II 71, 2 soll *ἀπεδίδου* nach Steup Imperfektum „der dauernden Fortwirkung" sein; er erwartet den Aorist wie § 3 *ἔδοσαν*; III 58, 5 wird *ἔθαπτεν* erklärt „wegen der Beziehung auf die dauernde Wirkung in der Grabesruhe", wonach man den Aorist *ἔθαψεν* eigentlich für überflüssig halten müßte. Ebenso Poppo-Stahl: „imperf., quod mansurum erat hoc sepulcrum". IV 65, 2 soll dagegen *ἐποιοῦντο τὴν ὁμολογίαν* „sie schlossen nun wirklich die Übereinkunft" heißen. Das häufige *ἐτελεύτα* beim Ende eines Jahresabschnitts ist nach Axel W. Ahlberg, Några anmärkningar till imperfektets och aoristens syntax hos Thykydides. Från Filol. Föreningen i Lund. Språkliga uppsatser II Lund 1912 als Rest des alten erzählenden Imperfekts aufzufassen. Hillesum bestreitet das mit Recht, aber seine eigene Ansicht ist noch bedenklicher: er übersetzt 'dum haec geruntur, annus ad finem vergebat', „Non ipsum desinendi momentum indicatur, sed describitur quomodo . . . annus ad finem prolapsum (sic) sit." Classen bemerkt zu I 9, 4: „*οὐκ ἂν — ἐκράτει, εἰ μὴ — εἶχεν* vom Standpunkt der dichterischen Darstellung gesprochen, die das Erzählte als gegenwärtig behandelt: 'er wäre nicht Beherrscher von Inseln, könnte nicht Inseln beherrschen (wie er es doch in der Ilias tut), wenn er nicht eine Flotte hätte'". Zu I 55, 2 schreibt er: „*ἐναυμάχουν*: Das Imperf. mit Rücksicht auf die von beiden Seiten beobachtete Zurückhaltung". Zu VIII 29, 2 heißt es gar: „*ἐδίδοτο* das Imperf. der zu befolgenden Ordnung". — Matthäi § 497 sagt: „Wenn Homer an vielen Orten von Schießenden *βάλλε* (Impf.!) sagt, so bezeichnet er zwar eine einmalige Handlung, aber nicht die flüchtige, mit dem Moment wie das gesprochene Wort entflogene Tat, sondern den Stand, die Lage, mit einem Wort das plastische Bild des Schießenden (s. *M* 442 ff.)" und eine Anmerkung fügt hinzu: „Diese schöne Bemerkung ist von H. Pr. Sommer". In Wirklichkeit begegnet der Aorist *βάλε* oder *ἔβαλε* bei Homer nach Ausweis des Gehringschen Index, wenn ich mich nicht verzählt habe, 176 Mal; vom Imperfektum gibt es dagegen nur 13 Belege; davon scheidet *ε* 479 = *τ* 441 *τοὺς . . . οὔτέ ποτ' ἠέλιος Φαέθων ἀκτῖσιν ἔβαλλεν* der Negation wegen als andersartig aus; die andern Stellen haben mit dem Schießen ebenfalls nichts zu tun bis auf zwei: *A* 50 *οὐρῆας μὲν πρῶτον ἐπῴχετο καὶ κύνας ἀργούς, αὐτὰρ ἔπειτ' αὐτοῖσι βέλος ἐχεπευκὲς ἐφιεὶς βάλλ', αἰεὶ δὲ . . .*, *χ* 118 *αὐτὰρ ὅγ'*,

ὄφρα μὲν αὐτῷ ἀμύνεσθαι ἔσαν ἰοί, τόφρα μνηστήρων ἕνα γ' αἰεὶ ᾧ ἐνὶ οἴκῳ βάλλε τιτυσκόμενος· τοὶ δ' ἀγχιστῖνοι ἔπιπτον. An diesen Stellen ist von der „schönen Bemerkung“ H. Pr. Sommers nichts zu finden, aber die Wiederholung des Schießens so deutlich als möglich.

Nachschrift. Erst während des Druckes wird mir der Aufsatz von Antonín Beer Tři studie o videch slovesného děje v Gotštině I. Sb. der böhm. Ak. 1914 zugänglich, der auch die Geschichte der Forschung über die Aktionsarten behandelt. Ich hoffe, daß die von mir gegebene Übersicht dadurch nicht überflüssig wird, und kann vielleicht später noch auf seine Auffassung eingehen.

Fortsetzung folgt.

Zum Suffix des lat. Participium Praesentis.

Nach Ed. Hermann Berl. Ph. W. 1915, Nr. 51, Sp. 1608 kennt das Lateinische bei einem thematischen Verbum die Partizipialbildung mit der Ablautstufe *-ont-* nicht. Das ist nicht richtig. Denn C. gl. V 458, 48 steht: *geruntes geruli*; ebenso heißt nach Plin. n. h. 33, 35 die früher *celeres* genannte Reitertruppe später *flexuntes*. Gab es nach Prisc. Gr. l. II 469, 12 neben *nectere* ein *nexere*, dann kann es auch neben *flectere* ein *flexere* gegeben haben; für die Beziehung von *flexuntes* zu *flexi* (also zum Perfektum) bietet sich eine Parallele in *meminens* zu *memini*[1]). Und wie man zu *Pudens* einen Frauennamen *Pudentilla* schuf, so zu *Sequens* (siehe C. I. L. VI 6167 *C. Valerius Sequens* usw.) einen Frauennamen *Secuntilla,* siehe VIII 2439; letzter Name kann doch aber nur auf *Sequontilla* zurückgehen, vgl. *cum quom.* Und so dürfte auch die Herleitung von *secus* aus *secu(n)s sequons*[2]) berechtigte Zweifel nach dieser Richtung hin kaum hervorrufen.

München. Aug. Zimmermann.

---

1) Man vgl. auch *flex-animus*.

2) Zur Kürzung des langen Vokals auch vor Schluß-*s* vgl. Sommer Hdb.² S. 147; man beachte auch, daß *secus* sehr bald nicht mehr als Partizip gefühlt wurde und zum Adverb erstarrte.

Irisches.

1. Dativische infigierte Personalpronomen.

In den älteren irischen Grammatiken bis auf Windisch wurde den infigierten Pronomen bei aktiven Verben beliebig dativische oder akkusativische Funktion zugeschrieben. Aber aus der Sammlung aller Beispiele in den ältesten irischen Handschriften durch Sommer[1]) konnte man ersehen, daß sie als Dative nur beim Verb „sein" stehen, sonst nur bei Verben auftreten, die mit dem Akkusativ verbunden werden können. Darnach sind die Regeln geformt z. B. bei Vendryes, Gramm. du Vieil-Irlandais § 496; in meinem Handbuch § 408; bei Pedersen, Vergl. Gramm. II § 484, besonders S. 144 Anm. 3. Und wenn Zimmer bis in seine letzten Arbeiten an der älteren Ansicht festhielt[2]), so war diese doch nur ein Petrefakt aus der früheren Periode und durch nichts gestützt.

Seitdem hat aber Vendryes wiederholt[3]) auf einen Fall in einem nach oder während des Drucks unserer Grammatiken erschienenen Text aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts hingewiesen, wo das Pronomen als Dativ gebraucht zu sein scheint. In The Monastery of Tallaght[4]) § 37 heißt es: *dot·bērae ēislis, dia·nderne aithrigi dó,* von den Herausgebern übersetzt: „he will treat thee negligently if thou show penitence to him", von Vendryes: „il te donnera de la négligence si tu fais pénitence pour lui"[5]) (es handelt sich um die Vorschrift, daß einer nicht für seinen Knecht Pönitenz üben und fasten soll). Hier scheint es in der Tat am nächsten zu liegen, *ēislis* „Vernachlässigung" als Akkusativ, *-t-* also als Dativ zu fassen, wie Vendryes tut. Trotzdem darf man an der Richtigkeit dieser Auffassung zweifeln. Die Redensart modelt sich nämlich noch innerhalb des 9. Jahrhunderts um. In Fithals Sprüchen § 8, 7[6]) heißt es: *Bat crūaid fri crūas, arnachat·tarda nech i n-ēisleis* „sei hart gegen Härte, damit dich

[1]) Zeitschr. f. Celt. Philol. I (1896) 177.

[2]) „Im Altirischen des 8./9. Jahrhunderts kann man . . für 'er gibt mir' sowohl *do-béir dom* als *do-m-béir* sagen." Sitzungsber. der Berliner Akad. 1909 S. 16.

[3]) Rev. Celt. XXXII 480; MSL. XVII 344.

[4]) Hgg. von E. Gwynn und Purton, Proceedings of the R. Ir. Academy, Vol. XXIX, Sect. C, No. 5 (1911).

[5]) Auch § 37 Z. 2 ist *arnachat·tarda eislis* zu lesen für das verderbte, von den Herausgebern nicht verstandene *arnachoarda*.

[6]) Verf., Zu irischen Handschriften und Literaturdenkmälern, S. 18.

niemand vernachlässige (geringschätzig behandle)"; passivisch gewendet ZCP. III 3 § 2: *Is tabarta i n-éslis (conid tabartha i n-ēisleis* R). Hier ist deutlich der Vernachlässigte akkusativisches Objekt und wird daher beim Passiv zum Subjekt; vgl. *nī cōir a tabairt i n-ēislis* Arch. f. Celt. Lexicogr. III 295, 22 und die bei K. Meyer, Tecosca Cormaic, Glossar s. v. *ésliss* gesammelten Belege. Auch andere Präpositionen kommen vor: *nírbo thabarta d'ēislis* LL. 110b 22. Freilich könnte man sich die Sache so denken, daß das infigierte Pronomen ursprünglich Dativ war, aber wegen der gewöhnlichen akkusativischen Bedeutung der Formen als Objekt gefühlt und dann *ēslis* in *i n-ēslis* oder *do ēslis* verändert wurde. Aber näher scheint mir zu liegen, daß das Sprachgefühl richtig und *ēslis* ein präpositionsloser Kasus (Dativ) war, der mit der Zeit seine Präposition erhielt; altirisch war also *do·beir éslis* eine versteinerte Redensart wie *fris·curethar céill* „colit", *ar·beir biuth* „er genießt", die ja gleichfalls ein akkusativisches Objekt zu sich nehmen; als Beispiel für ein dativisches Pronomen ist dieses *do-t·bēræ* somit mehr als unsicher.

Ähnlich steht es mit einem anderen Fall. In der Táin Bó Cúailnge trifft Königin Medb auf eine Seherin und sagt: *Déca (Décai* LU*) dam sa didiu, co·bbia mo fechtas*[1]) „schaue doch für mich! Wie wird meine Heerfahrt sein?" Dann heißt es: *dos·n-écce ind ingen íarum*; man ist versucht, *-sn-* parallel *dam sa* dativisch zu fassen: „Da schaut das Mädchen für sie". Allein kaum mit Recht, wie eine andere Stelle zeigt. In Togail Bruidne Da Derga (ed. Stokes § 62) stellt sich ein fürchterliches Weib an den Türpfosten und richtet ihren bösen Blick auf König Conaire und die ihn umgebenden Knappen in der Halle[2]). Da sagt der König: *cid at·chí dúnd, inda fissid?* „Was siehst du für uns? Bist du eine Wissende?" und sie weissagt ihm den Untergang. Es scheint darnach, daß die Seherin die Zukunft eines Menschen schaut, indem sie ihn selber anblickt. So wird man auch oben *dos·n-écce* mit 'sie blickt sie (Medb) an' übersetzen müssen, so daß *-sn-* seine gewöhnliche akkusativische Funktion hat.

Gibt es so bis jetzt kein irgendwie sicheres Beispiel für ein dativisches Pronomen bei aktiven Verben (außer bei 'sein'), so steht es anders beim passiven Praeteritum. Pedersen, der in den Nachträgen II 670 auf Vendryes' *dot·bērœ* verweist, fügt selber ein besseres Beispiel hinzu aus dem Text *Do chophur in da muc-*

---

[1]) ed. Strachan-O'Keeffe, Z. 41.

[2]) *oc admilliud ind ríg ocus na maccóem ro·bátár imbi isin tig.*

cida. Hier heißt es Ir. T. III 1 S. 237, 62 = 244, 48: *'Cichib·róerad' ol Bodb. 'Nin·foruireth (·foroerath) na-(m)maith' ol se* „'Was ist euch geschehen (wörtlich: bereitet worden)' sagte Bodb. 'Nichts Gutes ist uns geschehen' sagte er". — Das ist wenigstens die nächstliegende Übersetzung, obschon, da es sich um Verwandlung der Schweinehirten in verschiedene Tiere handelt, auch denkbar wäre: 'Was ist aus euch gemacht worden? (Quid facti estis?)' — 'Nichts Gutes'. Keinen Zweifel läßt aber eine Parallelstelle in *Táin Bó Fraích* (ed. O'Beirne Crowe S. 156, 1 = ZCP. IV 45, 28): *'Cichib·foruireth' ol sī. 'Fon·roireth imned (mōr n-imnid)' ol Conall* „'Was ist euch geschehen?' sagte sie. 'Ungemach (viel Ungemach) ist uns geschehen' sagte Conall". — Wenn das nicht auf dem Mißverständnis der ersten Stelle beruht, ist hier dativische Funktion von *-b-* und *-n-* unzweifelhaft. Immerhin zeigt die Formelhaftigkeit, daß es sich um ein altes, nicht mehr lebendiges Erbstück handeln könnte.

Sehr häufig und durchaus lebendig ist dagegen dativisches Pronomen bei *do·árfas* „es ist erschienen", welches Praet. Pass. zu *do·adbat* „er zeigt" ist. So oft *dom·árfas* „mir ist erschienen" s. Windisch IT. s. v. *tárfas* (wo auch: *innut-tarfás ni* „ist dir etwas erschienen?"), Táin Bó Cúailnge (ed. Strachan-O'Keeffe) 73. 3112. 3113, Vision of Mc Conglinne 120, 4 usw. Es wurde allerdings später nicht mehr als passives Präteritum empfunden, wie die Umbildung zu *dom·arfáit[h]* Táin B. C. (ed. Windisch) 283, *rota·fárfáid sium* „ihm ist erschienen" ib. 5080 u. ö. zeigt. — Auch *cid dot·rónad* IT. 208, 10 wird man besser mit „was ist dir getan worden" als mit „was ist aus dir gemacht worden" übersetzen. Nicht sicher ist mir passiver Charakter bei *fom·lámas* bei Pedersen II 560f.

So wird man sagen müssen, daß dativische Funktion im Altirischen nicht üblich ist, daß aber doch bei einer kleinen Gruppe von Ausdrücken in Verbindung mit passiven Praeterita ein älterer, mit dem Britannischen übereinstimmender Gebrauch in die historische Periode hineinragt.

2. Die Verstärkungspartikel der 1. Person Sing.

Sie lautet im Altirischen nach auslautendem *-i -e* und nach palatalisierten Konsonanten *se*, nach allen andern Lauten *sa*. Diese Zweiheit hat Pedersen (I 348f., II 138), der irrigerweise auch eine Form *so* annimmt, so zu erklären versucht, daß er *se* durch Palatalisierung aus der andern Form hervorgehen läßt, die er mit

gr. *ὁ* altind. *sa* identifiziert. Aber die allerältesten Glossen zeigen, daß der Prozeß umgekehrt verlaufen ist. Im Camaracensis (Thes. Palaeohib. II 245, 6) wird *et sequatur me* durch *ocuisnum sichethre* übersetzt, zu lesen *ocuis num·secheth* oder *·seicheth se,* also *se* auch nach dunkler Konsonanz. Ebenso lautet in den Filargirius-Glossen (Thes. II 48, 5 = 362) zu *modulabor* die Übersetzung *sibrase,* verschrieben für *sibsa se,* also *se* hinter *-a.* Natürlich steht *se* auch hinter Palatalen, vgl. ebenda *ma acubrim-se.* Somit ist *sa* nach dunklen Lauten aus *se* umgefärbt, ein Vorläufer der Erscheinung, daß jedes *-ae* zu *-a* wird (Handb. § 94). Die Partikel gehört wohl wie das neutrale *ar se* „deshalb“, *re siu* „vor dem“ (Handb. § 470A) zum Pronominalstamm *si̯o-* (altind. *sya syaḥ* usw.), der also im Irischen „hier-“ oder „ich-Deixis“ besitzt, ganz wie *tya-* in den Brāhmaṇas (Delbrück, Altind. Syntax, S. 221).

3. Zum Nominativ der Personalpronomen.

Die altirischen Personalpronomen besitzen bekanntlich keine betonte Subjektsform außer in Fragesätzen (Handb. § 405). Nun gibt es aber einen Fall, wo eine solche schwer zu entbehren scheint, nämlich wenn das Subjekt einer I Plur. des Verbs in „ich und du“ analysiert wird. Das „ich“ braucht, als selbstverständlich, nicht eigens ausgedrückt zu werden; aber für das „du“ erwarten wir eine Subjektsform des Pronomens. Da diese fehlt, hilft sich die ältere Sprache mit einer eigentümlichen Umschreibung durch *mad tú,* eigentlich „wenn du es bist, si c'est toi“, wobei die gewöhnliche Prädikatsform anwendbar war. Vgl.

Dia·mbāmar mad tū leis oc foglaim bindiussa „als wir, ich und du, bei ihm wohlklingende Rede lernten“ Tochmarc Emire ZCP. III 249, 64 = Rev. Celt. XI 446, 49.

Cīa bem-ne[1]) *madh tū a Finghein. i n-airisem foda sunn*
an do būadhaib ima·rádam[2]). *ro·dāiled seach cāch do Chund*
„wenn wir, ich und du, Fingen, auch lange hier stehen: was von Siegen wir besprechen, ist vor Allen Cond zugeteilt worden“ Airne Fingein, Anecdota from Ir. Mss. II 9, 3.

Cid nachn-acallmis mad. tū „weshalb sollten wir, ich und du, uns nicht treffen?“ Tochmarc Ailbe (H. 3. 17, S. 829).

A n-asbermais-ni[3]) *matu (matau). ara·mbé do menmain siu*[4]) „was wir, ich und du, sagten, (darauf) soll dein Sinn gerichtet sein“ ZCP. VIII 329, 27 = LL. 330e 9 = BB. 166a 6.

[1]) Vielleicht *bemmi* zu lesen. [2]) Lies *·ráidem* im Reim mit *·dāiled.*
[3]) *-in -im -iu* die Hss. [4]) Zu lesen *do menmae siu.*

Ähnlich: *con·sáiter etrun-ni mad tú* „man stiftet Streit zwischen uns, mir und dir“ Ir. T. III, 1 S. 244, 1.

Als später die Prädikatsformen wie *tú* auch Subjektsfunktion annahmen, konnte man dann einfach Sätze bilden wie:

iar trichaid blīadan buan bann. con·ricfam ann ocus tū

„nach 30 Jahren — eine dauernde Tat — werden wir dort zusammentreffen, [ich] und du“ Félire[2] S. 86 (KB. II 395). Aber altirisch ist das nicht mehr.

4. Zum Gebrauch von *í*.

Von den beiden hauptsächlichen Funktionen, die die Partikel *ī* im Indogermanischen versieht, entweder hochbetont ein deiktisches Wort zu verstärken (gr. *οὑτοσ-ί*, *νυν-ί*, *ἐκεινοσ-ί*, el. *τo-ί*) oder schwachtonig ein relativisch gebrauchtes Wort zu charakterisieren wie in altved. *yád-ī* umbr. *po-ei po-i* lat. *utei* aus **uta-ī*[1]) got. *sa-ei iz-ei ik-ei* (wo *ei* auch selbständig als allgemeine Relativpartikel dient), kennt das Irische nur die erste: *int-í* mit allerhand Adverbien wie *-siu -sin -thall -thúas -riam* (Handb. § 468, 2. 469)[2]). Aber der zweiten Funktion nähert sich einigermaßen, daß der Artikel mit *í (int-í ind-hí an-í)* speziell dazu dient, einen unmittelbar folgenden Relativsatz zu stützen und kasuell zu bestimmen (Handb. § 467, 1). Hier steht jedoch *í* im Altirischen nur, wenn der Artikel substantivisch gebraucht ist, dagegen nicht, wenn er das Substantiv, das durch den Relativsatz bestimmt wird, begleitet.

Von dieser Regel ist bis jetzt nur eine Ausnahme verzeichnet (s. Thes. a. O.) in der Táin Bó Cúailnge (ed. Strachan-O'Keeffe) 414: *ata·rachtatár in maic hí ro·slassa and* „es standen die Knaben auf, die dort niedergeschlagen worden waren“. Man könnte daher an ein Versehen denken, wenn nicht andere Beispiele bestätigend hinzuträten, die allerdings teilweise durch die handschriftliche Überlieferung verdunkelt und daher verkannt worden sind. So in dem Spottvers auf Cū-Chuimne († 747) ZCP. VI 2f.:

Cú-Chuimne. ro·lég suthe co druimne
a-lleth n-aill hí ara·thá[3]). *ro·léic ara chaillecha*

„Cū-Chuimne hat Weisheit studiert bis zur Mitte; die andere Hälfte, die übrig ist, hat er wegen seiner Nonnen gelassen“. Dann in der Strofe in Liadain and Curithir (ed. K. Meyer) S. 22, 19 = Ir. T. III 1, 16 § 39 und 45 § 63:

[1]) Meillet MSL. XIII 206.

[2]) Das singuläre *in chainchomraic hí* Ml. 61c 2 ohne folgendes *sin* halte ich für einen Schreibfehler; s. Thes. Palaeohib. I 205 Anm. f.

[3]) *alleith naill hiaratha*, *alleth aile arata* die Hss.



Cen dinius
in gnim hí do·rigénus[1]). *nech* (oder *an*) *ro·charus ro·cráidius*
„Nicht glänzend ist die Tat, die ich getan habe: den, den (oder: das, was) ich liebte, hab ich geschädigt". Ferner Anc. Laws II 338, 1 = O'Davorens Gloss. 708: *inge mad dligthechu in céile hī do·lēice dō flaith*[2]) „außer wenn der Lehnsmann, dem ein Herr überläßt (?), mehr Ansprüche hat". Vielleicht auch in einem nicht ganz klaren Verse Broccáns Hymn. 83: *In tan hí ba gabud dí* „zu der Zeit, da es für sie Gefahr war". Genauer datierbar ist einstweilen nur das erste Beispiel, da es wohl zu Lebzeiten Cū-Chuimnes gedichtet ist, also in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts gehört. Es scheint sich somit um etwas Altertümliches zu handeln, das zur Zeit unserer Glossenhandschriften bereits ausgestorben oder veraltet war.

5. *no.*

Das Inselkeltische hat zwei gleichlautende Partikeln, die ganz verschiedene Funktion haben. Einmal ist altbreton. *nou* kymr. *neu* ir. *nó no nu nú* der gewöhnliche Ausdruck für „oder"; anderseits ist mkymr. *neu* ir. *nŏ nŭ* sogenannte Verbalpartikel. Im Irischen hat sie keinerlei Bedeutung; sie wird gewissen Verbalformen immer vorgesetzt, wenn keine andere Partikel davorsteht, andern nur, wenn ein infigiertes Pronomen gestützt oder ein Relativsatz gebildet werden soll. Da in diesem Fall eine alte Relativpartikel in ihr aufgegangen zu sein scheint, ist Pedersens Vermutung (II 346) beachtenswert, sie habe in jenen ersten, die alle ursprünglich präterital sind, einst zur Stütze des Augments gedient. Auch dem mittelkymrischen *neu* (oder mit der gewöhnlichen Weiterbildung dieser Partikeln[3]): *neut*) hat man vergebens eine Bedeutung unterzulegen gesucht, wie „iam vero, nonne" (Gramm. Celt.[2] 620), „schon" (zweifelnd Pedersen II 290). Morris Jones (Welsh Grammar § 219) führt es als „affirmative Partikel" auf. Tatsächlich kann man nur sagen, daß es Hauptsätze einleitet, mögen sie selbständig oder als Nachsatz stehen[4]). *Neut* ohne folgendes Verb steht für „ist".

Bei so verschiedener Funktion ist es kein Wunder, daß man

[1]) *in gnimh hi dorighnius, hin gniom dorinius, in caingen dorigenus* u. ähnl. die Hss.

[2]) *dofeilge don flaith* AL. [3]) Vgl. zu dieser Idg. Anz. XXXIII 30.

[4]) Beispiele, außer an den angeführten Stellen, auch bei Strachan, Introduction to Early Welsh § 221.

bisher an zufällige Homonymie gedacht und verschiedenen Ursprung angenommen hat. So Pedersen, der I 441 als Grundform der Konjunktion „oder" einen Imperativ *neṷe (zu lat. *numen, adnuo* usw.) ansetzt, bei der Verbalpartikel aber etwa an einen Kasus **neṷō(d)* zu **neṷos* „neu" denkt (II 291). Oder Morris Jones, der S. 441 jenes in den „Pronominalstamm" *ne-* und die Partikel *ṷĕ* „oder" zerlegt, in diesem einen Lokativ **nei* sieht, der zu gr. *ναί, νή*, lat. *nae* gehöre. Alles das leuchtet wenig ein und die Trennung scheint mir unnötig, wenn man meine Deutung der Konjunktion (Handb. § 873) annimmt, nach der die inselkeltische Grundform **noṷe* aus idg. *ne-ṷe* „oder nicht" entstanden ist mit dem regelrechten Wandel von *eṷ* zu *oṷ*. Der Übergang vom negativen „oder nicht" zum positiven „oder" vollzieht sich — trotz der Bedenken Morris Jones' — leicht in negativen Sätzen, die außerdem die Negation noch zum Verb setzen, und hat eine nahe, schlagende Parallele in lat. *nec*, das in so vielen romanischen Sprachen die Bedeutung von *et* oder *aut* angenommen hat (s. Meyer-Lübke, Gramm. der roman. Sprachen III § 211. 213. 214). Im Keltischen hat ja ir. *nech* kymr. *neb* „jemand" aus **ne-qṷos* dieselbe Bedeutungsverschiebung durchgemacht[1]), wiederum mit der Parallele von lat. *nullus* als „jemand" im Romanischen (Meyer-Lübke III § 696).

Nun läßt sich anderseits die bedeutungslose Verbalpartikel ohne Mühe gleichfalls aus „oder nicht" herleiten. Es gibt in Deutschland viele Leute, die fast jedem Satz ein fragendes „nicht?" beifügen, als wollten sie dem Angeredeten eine Bestätigung entlocken, die sie jedoch tatsächlich nicht erwarten; vgl. engl. *do'nt you?* und Ähnliches. So werden einst die Kelten das idg. *ne-ṷe* „oder nicht?" gebraucht haben, das dadurch zur bedeutungslosen Partikel herabsank, um so leichter, als durch die Verschiebung der wirklichen Konjunktion zum positiven Sinn sich jedes Band mit der ursprünglichen Bedeutung löste. Eine weitere Folge war, daß die emotionell betonte Partikel, die ursprünglich am Ende oder im Innern des Satzes gestanden haben muß, an den Anfang rückte, wie solche Wörtchen es lieben, und nun eine bequeme Stütze z. B. für schwachbetonte Pronomen abgab, wenn kein anderes satzeinleitendes Wort vorhanden war.

[1]) So auch Pedersen II 212, der sich aber die Entwicklung der Bedeutung etwas anders denkt als ich.



6. *for mu mud.*

Während das Possessivpronomen der I Sg. nach vokalisch auslautenden Präpositionen und nach *for* regelmäßig *m* lautet, steht in dem bekannten Gedicht in St. Paul (Thes. II 294, 4) *for-mu-mud* 'auf meine Weise'. Man könnte es darauf schieben, daß Dichter hier und da die vollere Form sich gestatten, wo die Prosa sie ausschließt, vgl. *la-mo-brēthir* Saltair na Rann 3801, *for-mo-di[b] slīastaib* Anecd. from Ir. Mss. III 55, 16. Aber in dem betreffenden Fall wirkt etwas anderes mit: das folgende *m*. Zwar in den Würzburger Glossen steht auch vor diesem bloßes *m: la-m-menmuin* 3d 13, *tre-m-miscuis-se* 23b 23 und auch später gibt es solche Beispiele wie *i-m-menmain se* LL. 330e 11 (vgl. ZCP. VIII 329, 27). Aber öfter tritt dann vor *m-* das vollere *mo* ein: *do-(m)mo-maccaib* Táin B. C. (ed. Strachan-O'Keeffe) 1305, *do-mmo-mnái* Ir. T. 298, 23; *do-mo-menmain* Ériu II 28, 11; *for-mo-menmuin* ZCP. X 338; *do-mmo-múintir-se* Passions a. Homilies 5793; *do-ma-mharbad-sa* Táin B. C. (ed. Windisch) S. 250 A. 3, wo Windisch mit Unrecht *do-m-* herstellen will. Die Undeutlichkeit, die durch das Zusammenrinnen von *-m-* mit dem Anlaut entstand, hat offenbar zu dieser Neuerung geführt [1]).

7. *al* „jenseits, über . . hinaus".

Die Präposition *al* (mit dem Akkusativ) ist sehr selten belegt. In den St. Galler Glossen 217b 14 glossiert sie *ultra (definitum)* [2]). Kuno Meyer (Ériu II 87f.), der diese Stelle übersah, brachte zwei weitere Belege, erklärte sie aber im Anschluß an Strachan (Archiv f. celt. Lexicogr. I 474) irrtümlich als eine Entwicklung der Präposition *dar* „über . . hinaus": *léim al boilcc* „Sprung über Kluft (?)" [3]) O'Mulconry's Gloss. 759 und *ac toidecht dam all muir móir* „als ich über die große See ging" Egerton 1782 fol. 47a 2. Hinzu kommt die Etymologie von „Almu", Rev. Celt. XV 308: *al-móin.i.fri moīn aniar atā* „jenseits-des-Moors, d. h. es liegt westlich von einem Moor" und die von *allaid* „wild" (Cormac s. v. 298 *cennaid*): *al-fid.i.alla ri fid* (so zu lesen) „jenseits des Waldes".

[1]) Dagegen ist *no-mo-mairnfe-se* Passions a. Homilies 5112 „er wird mich verraten" wohl eher ein Schreibfehler für häufiges *no-m-mairnfe-se* oder ähnl. 5037. 5129. 5142. 5296.

[2]) Aber *alsna firu* 28a 6 (Thes.) ist ein Druckfehler für *lasna*, s. Thes. II 421 und Ascolis Ausgabe.

[3]) Zur Bedeutung dieses *boilcc* s. Windisch, Táin B. C., S. 360 Anm. 1; Pokorny, ZCP. XI 194f.

Dann in dem dunkeln, alten Text Forfess Fer Falgæ[1]): *al mnā, al maccu* (so zu lesen). Endlich bezeichnet Cū-Chulainn in seiner Rätselrede in Tochmarc Emire die Brust Emers als *mag al cuing* „Ebene jenseits des Joches" und erklärt es[2]): „Denn ich sah das Joch ihrer zwei Brüste durch die Öffnung ihres Hemdes und nannte die Brustfläche des Mädchens: *mag al cuing*". Es handelt sich offenbar um ein absterbendes, nur noch in der poetischen Rede einige Zeit fortlebendes Wort.

Daß in dem einen Beleg *all* geschrieben ist, mag Zufall sein; der Schreiber wird an das Kompositum *allmuir* „Überseeischer", *allmaire* „überseeische Ware" gedacht haben. Aber ursprünglich hatte die Präposition jedenfalls *ll*, das nur hinter dem schwachbetonten Vokal vereinfacht wurde; das zeigen die Adverbien *t-all* „dort" und *an-all* „von dort, herüber" und besonders *alle*[3]) *allæ*, jünger *alla* „jenseits", das nichts anderes ist als die Präposition mit dem suffigierten neutralen Pronomen der 3. Person. Es verschmilzt oft mit anderen Ortsadverbien: *allánair, alláníar, allándess, allātúaid, allánall, allatall, allathair, allathiar, allathes, allathis, allasiar*[4]).

Nun fragt sich, wie sich der Vokalismus dieser Wörter zu dem des Adjektivs *oll* verhält, das lat. *amplus* wiedergibt und genau altlat. *ollus* „jener" entspricht. Es hat ursprünglich „über (das Gewöhnliche) hinausgehend" bedeutet, vgl. das Adv. *ind oll* „ultra", den Komp. *(h)uilliu* „amplius", die Komposita *ol-foirbthe* „plusquamperfectum" und *inill* „sicher", eigentlich „jenseits befindlich", wovon *inoillus* „Sicherheit" Ml. 55c 1, *inuilligud* „Sichern" Ascoli, Glossar S. LXXXII. Man könnte an einen Ablaut denken[5]); aber das wäre wohl falsch. Denn das Richtungsadverb *inn-onn inn-unn* „hinüber", das neben *tall* und *anall* steht, scheint mir einfach ein altes **inn-oll* zu sein, dessen *ll* teils durch den Einfluß des vorausgehenden *nn*, teils vielleicht auch etwas durch die lautliche Analogie von *inonn inunn* „derselbe" sich zu *nn* gewandelt hat[6]). Ja, die Präposition selber hat noch *o* in *oldáu* „als ich" nach Komparativen, eigentlich „über (das) hinaus, was ich bin"

---

[1]) Zu ir. Hss. u. Literaturdenkm. 57 III = ZCP. VIII 565.

[2]) ZCP. III 245 § 52. [3]) Z. B. Ériu III 136, 37; Anecd. III 58, 12.

[4]) s. K. Meyer, Contrib. to Ir. Lexicogr. s. vv.; Ir. T. II 1, 47.

[5]) So z. B. Rozwadowski, Quaestiones grammaticae et etymologicae 1 ff.

[6]) Aber neugäl. *a null* ist nichts Altes, sondern nach *a nall* 'herüber' umgestaltet; s. Pedersen II 195. Eine Nebenform *inn-all* habe ich (Zu ir. Hss. 41) in dem verderbten *innallaile* (= *innall ille* „dorthin-hierhin"?) vermutet.

und in *ol-chene, ol-chenae* „außerdem, sonst“, eigentlich „jenseits [und] diesseits davon“ (vgl. Handb. § 819). Somit ist *al(l)* zunächst wohl einfach in vortoniger Stellung aus *oll* hervorgegangen, wie *calléic calléice* „unterdessen“ aus *co-lléic(e)* [1]). Von hier aus hat es sich dann in der Bedeutung „jenseits“ in betonte Stellungen hinein verbreitet wie *alle t-all an-all*, in Ableitungen wie *alltar* „das Jenseits“, *alltarach altarach* „jenseitig“ und als Kompositionsglied *all-*. Damit soll über die Verwandtschaft von *oll* mit *aile, all-* „anderer“, die manche annehmen, nichts präjudiziert sein; aber im Irischen wie im Italischen haftet von Anfang an die Bedeutung „jenseits“ an der Form *ol-*, die Bedeutung „anders“ an *al-*. Kymr. *allan*, älter *allann (allant)* „hinaus, weiter; draußen“ halte ich nicht für zugehörig, wiewohl Rozwadowski a. O. 15 daran nicht zweifelt.

Für altir. *ol* „inquit“ scheint mir daher eine Grundbedeutung „anderseits“, die Havers KZ. XLIV 26ff. ansetzt, ausgeschlossen. Denkbar wäre *ol* in der Bedeutung „weiter, ultra“ (Stokes, KZ. XXXVII 260), so daß es zunächst nur bei dem Bericht über eine fortgesetzte Rede eingeschoben worden wäre. Zu erklären bliebe jedenfalls das *s* von *olse* „sagt(e) er“. Havers denkt an Übertragung von *olsí* „sagt(e) sie“, etwa nach dem Muster von *issé*, wo *ss* dem ersten Bestandteil angehört, neben *issí (iss-sí)*. Besonders leicht ginge dies, wenn *ol(l)* ursprünglich nicht lenierte. So heißt es tatsächlich oben S. 56 *al cuing*. Aber *ol-chene* und *ol-foirbthe* zeigen Lenierung, wie auch das parallele *cen* „ohne“, ursprünglich „diesseits“. So mag das unentschieden bleiben. Daß die Präposition ursprünglich zweisilbig war, geht aus *alle* „jenseits“ hervor, vgl. *sechæ* zu *sech* lat. *secus*. — Über altir. *ol* „weil“, das Ir. T. 119, 28 auch *al* geschrieben ist, vgl. Handb. § 893.

8. Das Verb „essen“.

Die mit dem Präsens *ithid* ‘er ißt’, Abstr. *ithe* fem. zu einem System vereinigten Verbalformen boten, wie Pedersen II 559 bemerkt, der Erklärung zum Teil Schwierigkeit, weil aus alten Handschriften so wenig Belegstellen vorlagen. Dank den Formen, die jetzt aus dem sehr alten, wenn auch orthographisch verwahrlosten Text hinzutreten, den E. J. Gwynn in Ériu VII 121 als „An Irish Penitential“ herausgegeben hat, kann man nunmehr wenigstens etwas weiter kommen.

[1]) Zimmer, Sitz.-Ber. der Berl. Akad. 1905, S. 3, der aber unrichtig „bis er läßt“ als ursprüngliche Bedeutung ansetzt. Es ist natürlich I u. II Sg. des Subjunktivs: „bis ich lasse“, „bis du läßt“.

Schon Pedersen hat gesehen, daß meine Angabe (Handb. § 529 b. 806), das Verb 'essen' bilde keine sog. *ro*-Formen, falsch ist. Neben Subjunktivformen wie *cini·estar* „obschon er nicht ißt" Wb. 6b 24 stehen Beispiele wie: *con·daesur*[1]) (*con·dæsar* H) *biád orus coro·chotlur* „bis ich Speise gegessen und bis ich geschlafen habe" Fled Bricrend § 31; *nech doestar carnea n-ech no as·lau fuil cethri* „einer, der Pferdefleisch ißt (gegessen haben wird) oder Viehblut trinkt" Ériu VII 146 § 2; *nech as·lu fuidel lochad no duduoeaster*[2]) „einer, der trinkt, was Mäuse übrig gelassen haben, oder es ißt" ebend. § 4. Das sind ihrer Bedeutung nach deutlich *ro*-Formen, gebildet mit den zwei Präpositionen *de* und *fo*. Die zweite war mit *ess-* zu *fōess-* kontrahiert (vgl. *ara·fóimat* Sg. 50b 17, *ar·fōemat* Wb. 34ab aus *ar-fo-em-*); vor dem alten *ṷo-* war *de-* zu *do-* geworden (Handb. I 459) und sein *-o* verschmilzt mit *oess-*, wenn *f* leniert wird (d. h. *ṷ* verstummt). Das wird bestätigt durch das passive Perfekt *nico[n]·does* Monast. of Tallaght 129, 22; *dú i·n-dœs* Vita Trip. 180, 25, wo die Präpositionen mit dem Praet. *-ess* auf dieselbe Weise vereinigt sind. Dem gegenüber muß *acht con·dessamar* (Reim *ro·fessammar*) Saltair na Rann 1266 eine Neuerung sein, eine Angleichung an das präpositionslose *-essamar* (vgl. *cene imme·n-essamar* O'Mulc. 427).

So wird jetzt auch das aktive Praeteritum klarer. Es zeigt sich, daß wir einstweilen nur *ro*-Formen besitzen. Die III Plur. *do·otar* Vita Trip. 198, 8, die Pedersen als altertümlichste Form faßte, ist, wie *dufuetar* (lies *du·fúatar*) Ériu VII 164 § 8 lehrt, als *do·ḟōtar* zu verstehen, und die später belegte Form des Singulars *(do·fuaid)* (Idg. Anz. XXXIII 34) bewahrt das Alte. Prototoniert entsteht daraus regelrecht *ni·dōid, con·duaid,* Pl. *mani·dōtar con·duatar* usw.; aber diese Form verselbständigt sich und tritt auch ohne Konjunktpartikel auf. Im Anschluß an mittelir. *at·ib* „er hat getrunken" bildet sie sich zu *atuaid, atúatár,* in jüngerer Orthographie *aduaid aduatar* um (Vis. Maic Congl., Gloss. s. v. *adúaid*). Eine Neubildung kann auch *do·feotar* LL. 291 b 20 sein, das ich Handb. I 395 als besonders altertümlich angesehen habe; vielleicht ist es nur die Verirrung eines Kopisten für *do·fotar,* indem er die ihm nicht mehr geläufige Form an **féotar* „sie brachten die Nacht zu" anlehnte (s. Pedersen a. O.).

---

[1]) Von den Herausgebern Windisch und Henderson und schon vom Schreiber LU. 104 a 15 irrig in *conda esur* gespalten, was auch mich irre geführt hat. Richtig Pedersen.

[2]) Gwynn will *dod·n-estar* lesen. Eher *dud·oestar (dud·foestar?).*



Die Form des Stammes, die mit den Präpositionen verschmolzen ist, scheint nur reduplikationsloses *ód-* sein zu können (vgl. Pedersen II 274. 559 mit nicht ganz richtiger Analyse); denn altes **ōd-* ir. **ād-* hätte mit *fo-* nur **fād-* ergeben (vgl. *fácab* aus *fo-ad-gab-*) und *-ĕd-* oder *-ēd-* (ir. **īd-*) wäre zu **fōed- *foīd-* geworden s. o., während gegen *fōd-,* diftongiert *fuad-,* aus *fo-od-* lautlich nichts einzuwenden ist (Handb. I 464). Aber **od-* wäre um so auffallender, als ja gerade dem alten Germanischen, wo man es am ehesten erwarten könnte, ein Praet. *at* fehlt. Ist etwa **ĕod-* mit — freilich im Praeteritum einzig dastehender — syllabischer Reduplikation anzusetzen, die nur in dem Doppelkompositum mit *de-fo-* unterdrückt wäre, wie in den Handb. § 660 besprochenen Fällen? Dann könnte das obige *do·feotar* in Anlehnung an ein Narrativ **eotar* entstanden sein. Doch wird man einen Beleg abwarten müssen.

Das Poenitentiale hat uns auch über das Futurum etwas Neues gelehrt, nämlich daß es sich völlig an *ibaid* 'wird trinken' angeschlossen und so die Endungen des *a*-Subjunktivs angenommen hat, im Gegensatz zu den andern *s*-Futura; vgl. III Sing. *nad·n-ísa* Ériu VII 148 § 14, *issaidh (isaig)* Anecd. from Ir. Mss. I 47 Str. 1.

Zum Schluß noch ein Wort über den Subjunktiv *lūs-,* den ich Idg. Anz. XXXIII 34f. als Subjunktiv zu *ibid* „trinkt" bezeichnet habe. Das wird durch das Poenitentiale nicht nur dadurch bestätigt, daß er mehrfach den Formen von *ithid* „ißt" gegenübergestellt ist (s. die Belegstellen Ériu VII 134), sondern besonders dadurch, daß er ganz wie die übrigen Formen von *ibid* (Handb. § 528) seine *ro*-Formen mit der Präp. *ess-* bildet; vgl. *as·lu* 146 § 4 (dreimal), § 7; 150 § 17 (*aslau* geschrieben 146 § 2), *at·lu* § 21 neben Perf. Pass. *nicon·esbed* Monast. of Tallaght § 6, *as·ibed* Ir. T. 131, 30 usw. Wenn also Kuno Meyer ZCP. X 349 ihm die weitere Bedeutung „kosten, genießen" zuschreiben will wegen der einen Stelle in O'Davorens Gloss. 1195, wo *lusait* das Objekt *tuara ocus dig* „Speise und Getränke" bei sich hat, so kann ich ihm nicht beistimmen; es scheint vielmehr nach allem andern an dieser Stelle ein Zeugma vorzuliegen. So stehen sich ja auch das zugehörige *loimm* „Schluck" und *mír* „Bissen" oft gegenüber.

9. Zur Deklination der *u*-Stämme.

Die Endung des mask. Nom. Pl. *-i* mit vorhergehender dunkler Konsonanz (*gním(a)i*) neben der gewiß älteren *-e* (zu-

nächst aus *-oųes*) wird durch den Einfluß der *i*-Stämme erklärt (Strachan, Ériu I 3; Handb. § 311; Pedersen § 438). Aber viel näher liegt das Vorbild der maskulinen *io*-Stämme mit dunkler Konsonanz (Typus: *dalt(a)e*), die in allen andern Pluralkasus zu den *u*-Stämmen stimmten: Gen. *dalt(a)e* Dat. *dalt(a)ib* Akk. *daltu* wie *gnim(a)e, gnim(a)ib, gnimu*; der Ausgleich lag also auf der Hand. Vielleicht ist schon der eigentümliche Genitiv Pl. auf *-(a)e* durch dieses Muster veranlaßt; hier mag freilich beigetragen haben, daß bei den *i*-Stämmen dem Gen. Sg. auf *-o* ein Gen. Pl. auf *-e* entsprach [1]).

10. *béso* „ist vielleicht".

Neben *bés* „vielleicht", das mit dem Subjunktiv verbunden wird, steht *béso bésu* „ist vielleicht" (die Belege bei Pedersen II 217, der weniger richtig übersetzt), so daß in der Endung scheinbar die Kopula steckt. Ein solcher Zuwachs um *-o -u* findet sich ähnlich im Subjunktiv der Kopula, wo in der III Sing. *nibo nipu* neben *nib nip, acht ropo* neben *acht rop* steht (Handb. § 785). Pedersen (II 286f.) scheint mir mit Recht in den Formen auf *-o -u* einfach das Praeteritum Ind. zu sehen, das öfter modalen Charakter angenommen hat (Handb. § 794); so ist auch die zunächst auffallende absolute III Sing. des Subjunktivs *ba* (Strachan, Ériu I 206) gleich der indikativischen Praeteritalform [2]).

So stand auch hinter *bés* in negativen Sätzen bald *nip*, bald *nipo, nipu*; vgl. *bés nip aill do dáinib in dúbart sa uile* „vielleicht ist Menschen dieses ganze Gebet nicht genehm" Félire Epil. 417 neben: *bés nipo (nipu) écen ón itir* „vielleicht ist dies gar nicht nötig" Táin B. C. (ed. Strachan-O'Keeffe) 601. Es scheint mir evident, daß das positive *béso* mit diesem *bés nipo* neben *bés nip* zusammenhängt; wahrscheinlich so, daß einst *bés* auch für sich „vielleicht ist" bedeuten konnte und in dieser Bedeutung gelegentlich nach *bés nip-o* zu *béso* erweitert wurde. Diese als Verbalform charakterisierte Bildung setzte sich dann fest im Gegensatz zum adverbiellen *bés*. Sie ist offenbar das Muster gewesen für

---

[1]) Daß die Endung *-i* des Nom.-Akk. Pl. der alten Feminina auf *-ı* nicht dem Einfluß der *i*-Stämme entspringt (Handb. § 296) noch aus *-įės* entstanden ist (Pedersen II 89), sondern dem vedischen Ausgang *-īḥ (devī́ḥ)* entspricht, steht richtig bei Brugmann, Grundr. II² 2, S. 214. Sie haben im Irischen das Muster für die *-įā*-Stämme abgegeben.

[2]) Man vergleiche etwa lat. *si habebat*, das in frz. *s'il avait* „wenn er hätte" die Bedeutung eines präsentischen Irrealis gewonnen hat.

maso (masu) „wenn ist", *ciaso ceso (-u)* „obgleich ist" (Handb. § 773) statt **ma's*, **cia's* **ce's*, die dann wieder den Plural *cet-o cet-u*, *mat-u* nach sich zogen. So erklärt sich das bisher rätselhafte Affix *-o*.

11. *irar* „Adler".

Die altirische Form des Wortes, das mittelir. *ilar* neuir. *iolar* kymr. *eryr* mbret. *erer* (korn. neubret. *er*) lautet, ist bisher an der einzigen mir bekannten Belegstelle nicht erkannt worden. Es ist der Vers, den K. Meyer, Fianaigecht 30, aus Laud 610 druckt:

Dāre Doimthech (ba) rí for Mbruig is é ēm irar[1] *īar ngail*

„Dare Doimthech (war) König über Mruig, er ist wahrlich ein Adler an Tapferkeit". Ir. *irar* kymr. *eryr* gehen auf **eriros* zurück[2]. Das zeigt, daß slav. *orьlъ* aus **orьrъ* dissimiliert ist (noch weiter verändert lit. *erēlis*) und nicht mit W. Schulze, Jagić-Festschr. 343ff., benutzt werden kann, um eine urindogermanische Augmentativbildung mit *l*-Suffix zu erweisen. Auch seine übrigen Beispiele kommen mir nicht recht beweisend vor. Got. *mikils* ahd. *mihhil* erklärt man mit Wahrscheinlichkeit als Anbildung an gegensätzliche Ausdrücke wie got. *leitils* ahd. *luzzil* und so wird es sich auch mit gr. *μεγαλο-* und ähnlichen verhalten.

Wie der Ablaut in den Vogelnamen hineingekommen ist, ist schwer zu sagen[3]. Vielleicht wurzelte die Form *or-* ursprünglich in der *n*-Bildung: an. *ǫrn* ahd. *arn* gr. *ὄρνῑς*. Ob got. *ara* ahd. *aro* usw. zu dieser gehört oder durch Haplologie entstanden war wie korn. nbret. *er*, ist zweifelhaft.

12. *-l* im Auslaut.

Ob auslautendes *-l* im Irischen erhalten geblieben ist wie *-r*, konnte ich Handb. § 173 nicht sicher entscheiden, weil das einzige einschlägige Beispiel mir zweideutig schien. Es ist der Subjunktiv *co du·inmail*, der Ml. 50b 1 *ut magis eliceat (= eliciat) misericordiam* glossiert; es war nicht auszumachen, ob dieser *s*-Subjunktiv von der Wurzelform *melg-* ausgeht (*mell-* aus *mels-* *melg-s-*) oder von der im Präsens vorliegenden *mlig-* (so daß *-mail* zunächst auf *-ml̥* mit geschwundener Endung zurückginge, Handb. § 625). Nun glaube ich aber eine Stelle gefunden zu haben, die die erste Ansicht als richtig erweist.

---

[1]) *is é emir ar* die Ausgabe (ohne Übersetzung).

[2]) Vgl. Pedersen I 491.

[3]) Pedersen a. O. stellt auch arm. *oror urur* „Möve, Weihe" dazu.

Das Kompositum *to-in-oss-melg-* (s. Pedersen § 781), das oben „hervorlocken, hervorrufen“ bedeutet, wurde von den Iren auch benutzt, um lat. *promulgare* wiederzugeben, das ihnen natürlich zu *mulgere* zu gehören schien[1]); vgl. *du·rinmailc,* Glosse zu *promulgauit* Ml. 31 d 3, *arin tinmlegun* Gl. *promulgatione* 71 c 18. Zu ihm gehört wohl die Stelle in Crith Gablach (Anc. Laws IV 332), die von den Rechten handelt, die der Stamm oder Gau (*túath*) gegenüber dem Stammes- oder Gaufürsten (*rí túaithe*) hat: *Dligit nad·ngellai oenach forru, nad·tuinmell tuath ule acd comaithe.* Ich verstehe: „Sie haben Anspruch, daß er sie nicht unter Pfand nimmt (nicht verpflichtet) für eine Volksversammlung (Markt), die nicht der ganze Gau, sondern nur ein Landbezirk[2]) proklamiert“. Die Form *·tuinmell* findet sich noch einmal in dem abgerissenen Satz in O'Davorens Glossar 1597: *acht nis·tuinmell in eclais iar fogail,* wo man nicht sehen kann, mit wie viel Recht oder Unrecht der Glossator sie mit *·tinola* oder *·teclama* „sammelt“ erklärt. Wenn ich auch nicht zu sagen vermag, weshalb die Präp. *to tu* in der prototonierten Form nicht, wie sonst, ihren Vokal vor *in-* eingebüßt hat (s. oben *tinmlegun*), so scheint mir doch dieselbe III Sg. Subj. vorzuliegen wie in *du·inmail*; die Palatalisierung des Auslauts ist hier etwas Unursprüngliches (vgl. *·oip* neben *·op* Handb. § 626). Das schließende *-mell,* theoretisch aus **melg-s-t,* zeigt also, daß auslautendes *ll* ebenso wie *-rr* (in *·orr* usw.) sich gehalten hat.

13. Der prädikative Genitiv.

Von der Verbindung eines substantivischen Genitivs mit der Kopula (nicht mit dem Verbum substantivum), auf die wohl zuerst Strachan Ériu I 11 aufmerksam gemacht hat[3]), haben Thes. Palaeohib. I 635 e; mein Handb. § 249, 3; Pedersen II 81; Stokes,

---

[1]) Es handelt sich selbstverständlich um eine der vielen künstlichen Hibernisierungen lateinischer Wörter, nicht um selbständige Entwicklung, wie Meillet MSL. XVII 62 anzunehmen scheint. So haben die Iren das spätlateinische *imputare* „pfropfen“ (frz. *enter* breton. *embouda ibouda*), das aus gr. *ἐμφυτεύειν* latinisiert ist, mit *in-snad-*, III pl. *in-snadat* (Pedersen § 830), Abstr. Dat. *esnid* wiedergegeben, indem sie es als „einschneiden“ faßten.

[2]) *comaithe* wohl das Land, auf dem die *comaithig,* die gemeinsam zinsenden Nachbarn wohnen. Nicht befriedigend der Herausgeber: „They are entitled that he does not pledge them for a fair, that he assemble not the whole territory, but the neighbours (or co-occupants)“. Dafür Stokes zu O'Dav. 1597: „that the whole tribe assemble not, only the neighbours“.

[3]) Die Gramm. Celt.[2] 610 hatte erst das eine Beispiel *méite.*

Supplement to Thes. Palaeohib. 61 ein paar weitere Beispiele gebracht, immerhin wohl nicht in solcher Anzahl, daß man die Häufigkeit dieses idiomatischen Gebrauchs erkennt. So seien noch einige, zum Teil bisher verkannte hinzugefügt:

nách óen gébas do immun . ., níbá péne na réigi „wer immer deinen Hymnus singen wird, wird nicht der Strafe und Pein verfallen“ Vita Trip. 116, 26.

fot·rorgell napa nime na talman nach oen dod·gena „er hat bezeugt, daß nicht dem Himmel noch der Erde [sondern der Hölle] angehören wird jeder, der ihn (den Zauber) vollführt“ Cormac s. v. 756 *Imbas for·osnai.*

nī a thíre immid·comairc „nicht seines Landes ist, der nach ihm frägt“ ebend. s. v. 1059 *prull* (Festschrift Windisch 17, 44).

'*do selba do chotach didiu*' *ol Cū-Chulaind* eigentlich „'deines Besitzes ist nun dein Bund' sagt Cū-Chulainn“ (indem er Fer Baeth den früher geschlossenen Freundschaftsbund kündigt) Táin B. C. (ed. Strachan-O'Keeffe) 1553. Derselbe Genitiv *do selba(e)* ist mit Hs. R² im Félire, Epil. 4 zu lesen: *á Íssu co fírbail, do selbae*[1]) *do bliadain* „o Jesu mit wahrer Trefflichkeit, dir gehört dein Jahr“.

ba chuta dam sa ón Cath Ruis na Ríg (ed. Hogan) § 44, wo *cuta* der Genitiv von *cuit* „Anteil“ ist, würde bedeuten: „ich vermag es“, wenn die beigefügte Erklärung: *inund són ocus daic dím* durch K. Meyer ZCP. X 364 richtig gedeutet ist. Wenn aber O'Reilly die Bedeutung von *coda* als „justice, equity“ solchen Verbindungen entnommen hat, würde es eher heißen: „das gebührt mir“. Vgl. ebend. § 43: *ba chuta dom ṡeilb se sain . . for seilb neich n-aill n-aile* (so die Hs.). Man muß weitere Belege abwarten.

Als Etymologie des Ortsnamens *Cuillend Cind Dúin* wird in Táin B. C. (ed. Str.-O'K.) 1770 gegeben, daß Medb dort gesagt habe: *Is cuil lend*[2]) *ém guin ar muintire* „das Erschlagen unserer Leute dünkt uns Frevel“. Dieser prädikative Genitiv von *col* war so stereotyp (andere Belege bei Strachan und Stokes a. O.), daß davon sogar ein Adjektiv *cuilech* „frevelhaft“ neben dem regelmäßigen *colach* gebildet wurde (s. Meyer, Contrib.). Die Glosse des Kompilators zeigt aber, daß er im 11. Jahrhundert nicht mehr ohne weiteres verständlich war.

---

[1]) *asselba, fortselba(i)* die anderen Hss.

[2]) Mit der Glosse *.i. is col lind.* Das dahinter stehende *dund* ist zu streichen.



Ähnlich fest ist die Redensart: *is folaid (folaith)* „es ist möglich, steht in der Macht“, Genitiv zu *folad* „Habe, vorhandener Stoff“; s. Ériu I 205 und 196, 13 (*mad folaid*), Stokes a. O. (*ba folaith*).

nī mochin, nīmchin „wehe!“, eigentlich: „nicht meines Willkomms (*mo-chen*) ist“ belegt mehrfach Gwynn, Metrical Dindshenchas III 502.

nī·irbágam ná[d]·dernam īar richte, ni bar scéuil si „wir prahlen nicht mit etwas, was wir nach unserer Ankunft nicht tun können; es stimmt nicht zu eurem Berichte“ (wörtlich: „ist nicht eures Berichtes“) Wb. 17b 6. Der letzte Satz gibt die Stelle des lateinischen Kommentators wieder: *sicut de me uestri iactitant deceptores* (Thes. Palaeohib. I 612d). Vgl. Sarauw KZ. XXXVIII 191, der es anders faßt.

Man hat den Eindruck, daß es sich meist um versteinerte Reste aus einer Zeit handelt, wo dieser Gebrauch noch viel häufiger war.

14. Das Kollektivsuffix *-rad*.

Das weibliche Suffix *-rad* Gen. *-raide* Dat. Akk. *-raid* bildet nicht nur Kollektiva zu Bezeichnungen von Personen, wie ich Handb. § 265 zu enge gesagt habe, sondern überhaupt von Lebewesen. Neben *echrad* „Pferde“, das Pedersen II 19 anführt, finden sich: *damrad* „Ochsen“, *torcrad* „Eber“ LL. 9b, *moltrad* „Hämmel“ (Vis. Maic Conglinne, Glossar), *banbrad* „Ferkel“ (Meyer Contrib.), *īascrad* (Plur. *īascrada*) „Fische“ ZCP. IV 242, 26. Und wenn daneben Personenbezeichnungen häufig sind wie *macrad* „Knaben“, *ingenrad* „Mädchen“, *rigrad* „Könige“, *lāechrad* „Krieger“, *gillānrad* „Burschen“ (Fianaigecht, Glossar), *clamrad* „Aussätzige“ (Betha Colmáin, ed. K. Meyer, Gloss.), so scheint mir doch für den irischen Gebrauch des Suffixes am ehesten von den Tiernamen auszugehen. Da das kymrische, freilich maskuline *-rwydd*, das zum reinen Abstraktsuffix geworden ist, auf den Zusammenhang mit *rīadaim* „ich fahre“, *rīad* „Fahrt“ hinweist, halte ich *echrad* und *damrad* für die altertümlichsten Bildungen; es sind zunächst die Pferde oder Ochsen, die eine „Fahrt“ — wir sagen „ein Gespann“ — ausmachen; denn einspännige Wagen kennt das alte Irland nicht. Daher kommt es wohl, daß früh Plurale dieser Bildungen belegt sind. In dem alten Text Compert Conculainn[1]) heißt es

[1]) Ir. T. 138 § 4 = Zu ir. Hss. 37.



von den Wagenfahrern, die nach einer Vogeljagd in einem Elfenhaus übernachtet haben, am andern Morgen hätten sie sich gesehen *cen tech cen éunu, acht a n-echrada fadesin* „ohne Haus, ohne Vögel, nur ihre eigenen Pferde“. Jeder Wagenfahrer hatte eben seine besondere *echrad*. Dazu kommt, daß das einzige dieser Wörter, das im Britannischen eine direkte Entsprechung hat, eben *echrad* ist. Kymr. *eb-rwydd* „rasch“ ist allerdings Adjektiv; vielleicht ist es aber aus einem attributiven Genitiv oder aus einem adverbialen Kasus des Substantivs „Fahrt mit Pferden“ herausgewachsen. Vgl. auch gall. *Eporēdo-rīx* (latinisiert *Eporedirix*) nebst dem Stadtnamen *Eporedia* „Ivrea“. Dem kymrischen Abstraktsuffix wird man dagegen besser mit Pedersen die abstrakte Bedeutung „Fahrt“ zu Grunde legen.

15. Einzelnes.

ben „Frau“ bildet schon in den Würzburger Glossen den Akk. *mnái* 10a 10, der nur auf Ausgleichung an den Dativ beruhen kann, indem alle Feminine den Akkusativ Sg. gleich dem Dativ bilden. In dem Text De sil Chonairi Móir, der alte Stücke enthält, ist die ursprünglichere Form *bein* bewahrt in der Stelle Ériu VI 136, 78: *coblaith dia mnai fri bein in rīg* „Mitherrschaft für seine Frau mit der Frau des Königs“; einige weitere Belege bei K. Meyer, Contributions s. v. *ben*. Wenn wir in andern verhältnismäßig alten Texten scheinbar den Nominativ *ben* für den Akkusativ finden, wie Táin B. C. (ed. Str.-O'K.) 1609: *con·acca Cú-Chulaind in n-ōcben chuici* „C. sah das junge Weib auf sich zukommen“, so werden wir darin Fehler der späteren Kopisten für das veraltete *bein* zu sehen haben.

brí, Gen. *breg*, „Hügel“ ist Femininum, wie die Form des Adjektivs in Metrical Dindshenchas II 4, 46 zeigt: *do thogail Brí* (lies *Breg*) *Léith láine* (Reim: *áine*) „zur Zerstörung des vollen Brí Léith“; es stimmt also auch im Geschlecht genau zu german. *burg-*.

buich war als altertümliche oder altertümelnde Nebenform des Praeteritums *bobig* zu *bongid* „er bricht, siegt“ (Abstr. *búain*) aus Amra Choluim Chille § 39 (Rev. Celt. XX 174) bekannt: *ro·cés gair co·mbuich* „kurz litt er, bis er siegte“. Eine zweite Belegstelle bringt K. Meyer, Über die älteste ir. Dichtung II 18: *con·buig* (*combuig, combaig* die Hss.) *dorar ṅdīan dā macc būadaig Bresuail* „es siegten in raschem Kampf die zwei siegreichen Söhne Bresuals“, wo die Form als Prädikat zu einem Dual zu stehen

scheint. Sie wird, wie *luid* 'er ging' = hom. *ἤλυθε*, ein alter Aorist sein und beweist, daß man das Verb mit Unrecht gewöhnlich zu ind. *bhañj-, bhanákti* „bricht" stellt. Es gehört vielmehr zu got. *biugan* d. *biegen* oder altind. *bhujáti* „biegt".

cóic „fünf" hatte ich Handb. § 234, 6. § 384 als lenierend bezeichnet, nicht nur auf Grund der Etymologie, sondern weil mir eine Belegstelle vorschwebte, die ich freilich bei der Ausarbeitung nicht mehr auffinden konnte. Da auch Pedersen (I 441) keinen Beleg gefunden hatte, glaubte ich an einen Gedächtnisfehler und habe die Regel KZ. XLIV 115 A. 1 widerrufen. Doch habe ich die Stelle jetzt wieder entdeckt; es ist *coic ḟichit* Ériu II 26 § 8 (Aided ConRoí). Dazu kommt *na coic ḟonna* LL. 148b 19[1]).

dér „Träne" n. wird allgemein als *u*-Stamm angesehen, einmal wegen gr. *δάκρυ*, sodann wegen kymr. *deigr*, das seit den ältesten Zeiten neben kollektiver und auch pluralischer Bedeutung die einzelne Träne bedeutet (was nkymr. lieber durch *deigryn* ausgedrückt wird) und das Loth, Rev. Celt. XV 95, auf einen alten neutralen Plural **dakrū* zurückführt und mit lat. *cornū* usw. vergleicht[2]). Nicht in dieser Richtung zu verwerten ist der gewöhnliche kymrische Plural älter *dagreu*, nkymr. *dagrau*, korn. *dagrow*, mbret. *dazrou*, nbret. *daerou daelou*, da brit. *-ou*, wenn auch von den geschlechtigen *u*-Stämmen ausgehend, zur verbreitetsten Pluralendung geworden ist. Gegen einen *u*-Stamm spricht direkt der irische Gen. Sg. *deóir* (Reim: *eoin*) LL. 154b 21 und der Gen. Pl. *dér* z. B. Félire Epil. 400. Daß auch kymr. *deigr* gerade so gut auf einen Plural **dakrī* der *o*-Flexion zurückgehen kann — die Neutra sind im Britannischen meistens durch das Maskulinum abgelöst —, hat schon Ernault, Rev. Celt. XV 386, bemerkt. Auch müßte **dakru* im Altirischen meines Erachtens gelegentlich als **déur* **déor* erscheinen. Daß man neuir. *deór* nicht so deuten darf, wie Pedersen (Aspirationen i Irsk S. 4) wollte, hat Strachan ZCP. II 208 richtig bemerkt, eben weil es der älteren Sprache fehlt und der Diphthong leicht verschleppt sein kann — vielleicht

---

[1]) Ob Pokornys Erklärung des langen Vokals (KZ. XLVII 164ff.) möglich ist, wird sich erst ergeben, wenn ein zweites Beispiel für *ōc* aus *oŋk* in einsilbigen Wörtern gefunden ist. *T-ic* und *r-ic(c)* aus *iŋk-* (Handb. § 207) spricht nicht gerade dafür. Die Zusammenstellung von *lécim* „ich lasse (los), werfe" mit lat. *linquo* (Pedersen II 565) wird durch die fortwährende Wiederholung nicht wahrscheinlicher; ich bleibe bei dem Idg. Anz. VI 195 A. Gesagten, daß es am ehesten zu gallolat. *lancea* „Wurfspeer" gehört.

[2]) Vgl. Pedersen II 91; Morris Jones, Welsh Gramm. S. 201.

eher als aus dem Gen. Sg. *deóir*[1]), der ja nicht besonders häufig ist, aus einem maskulinen Nom. Pl. **deóir,* der nach dem Untergang des Neutrums sich neben *dēra* eingestellt haben kann, oder, da das Wort später auch weibliches Geschlecht zeigt, nach einem Dat. Akk. **deóir.* Jedenfalls führt das Inselkeltische nur auf ein Neutrum **dakrom,* vgl. got. *tagr* aisl. *tār.*

femmuin f., Gen. *femna* (Cormac s.v. 1059 *prull*) „eßbarer Seetang" (auch weitergebildet *femnach* f.) neuir. *feamain* „Tang, Alge" kymr. *gwymon* m. „sea-weed, water-weed" mbret. *goumon* „goémon" hat eine *r*-Form neben sich: *feambur (= femmur)* O'Mulconry's Gloss. 515, Gen. *femair (= femmair)* Táin B. C. (ed. Str.-O'K.) 1169 (also als *o*-Stamm flektiert). Das dürfte auf ein altes Neutrum weisen, das im Nom.-Akk. *r*-Stamm, sonst *n*-Stamm war, eine Flexion, die nur *arbur* „Korn" bewahrt hat (Handb. § 333). Man zieht es wohl am besten zur W. *u̯es-* „futtern, schmausen"[2]) mit Suffix *-mr̥ -m..n-.* Anders Pedersen I 93.

Ich habe es Handb. § 479 unentschieden gelassen, ob die Formen für „selbst" wie *fes(s)in, fades(s)in,* die bisweilen auf *e* ein Längezeichen haben, immer mit langem Vokal zu sprechen sind oder in der Quantität schwanken. Reime erweisen das zweite als richtig; vgl. *fessin* : *fors·n-dĕssid* Poems from the Dinds. S. 4, 38; *fadessin* : *sĕssir* ZCP. III 43, 11; *fodessin* : *dĕssid* Saltair na Rann 1388, aber *féssin* : *dēiscin* ebend. 2138. Immer langes *e* hat *féin, fadéin.*

Bei der Frage, ob altes *kn* im Irischen als *cc* erscheinen könne, spielt neuir. *leaca* „Wange" eine gewisse Rolle, da es Zupitza KZ. XXXVI 233 zu den „ganz sicheren" Beispielen zählt, indem er es mit apr. *laygnan* abg. *lice* vergleicht (ebenso Pedersen I 159, II 110). Schon Handb. II 84 bezweifelte ich, daß der Nominativ *leaca (leco, leca)* eine altirische Form sei. In der Tat heißt er ursprünglich *lecconn* Cormac 800 (Laud) und Cormacs Deutung *leth-chenn* „Halbkopf" ist gar nicht so übel. Jedenfalls ist es ein Kompositum; es könnte das veraltete *conn cond* „Kopf" darin enthalten sein, wobei dann freilich ein Genuswechsel anzunehmen wäre, da *conn* mask., *lecconn* fem. ist. Der erste Bestandteil doch wohl eher zu *leth* „Seite", vgl. das vielleicht ähnlich gebildete *lepad lepaid* (neuir. *leaba*) „Lager, Bett" (kymr. *bedd* „Grab" got. *badi* „Bett").

lestar „Gefäß", im Singular neutraler *o*-Stamm, hat den sonder-

---

[1]) So Strachan, Bezz. Beitr. XX 6.

[2]) Bartholomae, Altiran. Wörterb. s. v. 2. *vastra-*; Fick III[4] 405 s. v. *ves* 3., Walde[2] s. v. *vescor.*

baren Nom.-Akk. Pl. *lestrai* Ml. 101 d 4, 18 b 4. Das zeigt, daß das Wort aus dem Britannischen entlehnt ist, wo kymr. *llestr*, Pl. *llestri*, bret. *lestr* („Schiff") Pl. *listri* einem gebräuchlichen Schema folgt[1]).

Pedersen (I 60) scheint das im Saltair na Rann auftretende *ahél, aél, haial* „Wind" als genuinen Vertreter von kymr. *awel* bret. *avel* f. „Wind" zu betrachten. Aber schon die lautliche Gestaltung zeigt, daß es eine künstliche Hibernisierung dieses Wortes ist mit Anschluß an das lateinische Lehnwort *aér aiar* „Luft"; mit dem es überall reimt. Die echt irische und lautgesetzliche Vertretung ist vielmehr air. *oal* „bucca" St. Galler Gl. 22 b 8, Gen. *na h-óili* (lies *óile*) Cormac s. v. 1284 *ulchai*, Akk. kontrahiert *óil*, später als Nom. *aoil* „Backe", Dat. Pl. *dona h-óilib* (Gl. bucis) s. Stokes, KZ. XXX 559, Ascoli Gloss. CX. Alle diese Formen gehen regelrecht auf einen Stamm **au̯elā-* zurück[2]).

sech habe ich Handb. § 857 als eine Konjunktion[3]) bezeichnet, die parallele negierte Sätze zu einer Periode verbinde. Das hing von den mir zufällig vorliegenden Beispielen ab; es verknüpft aber ebensowohl positive Sätze. Vgl. *sech ba druī side, ba fēnnid* „dieser war sowohl ein Druide als ein Krieger" Ériu IV 22 § 1; *sech fa cétchin, ba cétbreth* „es war sowohl die erste Schuld als das erste Urteil" ebend. 136 § 12; *sech ba molmar, ba mertnech* „er war sowohl preiswert als ermüdet" Saltair na R. 4572; *sech bertatar a cathle* (lies *cethra*?), *actatar erca Iuchna* „sie nahmen sowohl ihr (übriges) Vieh weg, als auch trieben sie die gesprenkelten (Kühe) Iuchnas fort" ZCP. III 43 Str. 12; *sech bid día, bid duine* „er (Christus) wird sowohl Gott als Mensch sein" Imram Brain § 48; Etymologie von *aitend* „Ginster" bei Cormac 56: *sech is āith, is tend* „er ist sowohl scharf als zähe".

Pokorny (KZ. XLV 361) hat gezeigt, daß *lé(i)ne* „Hemd", das man nach späteren Belegen seit Windisch Gr. § 135 zu den Dentalstämmen zählte, altirisch ein *iā*-Stamm war; das wird bestätigt durch den Akk. Sg. *leni* Ériu VII 140 § 3. In ganz demselben Fall ist das von mir in demselben § 322, 3 erwähnte *se(i)che* „Haut". Vgl. den Gen. Sg. *seiche* im Reim mit *cleithe* Imram Sned-

---

[1]) Über ein singularisches ir. *lestrae* mit vielleicht kollektiver Bedeutung s. Stokes, A Criticism to Dr. Atkinsons Glossary to Vol. I—V of the Ancient Laws of Ireland S. 11.

[2]) Lidéns und Lehmanns Etymologie (zu gr. *οἶδος*, Idg. Forsch. XVIII 505; ZCP. VI 438) übersieht die altirische Form des Nominativs.

[3]) In Vendryes' Grammatik fehlt das Wort als Konjunktion ganz.

gossa Str. 30; *na seichi* YBL. 134a 34 = *na seche* Harl. 5280, 25b (Meyer, Contrib. s. v. *brúan*); *sechi* Ériu VII 148 § 10.

·torban „nützt, fördert“ mit der schwer analysierbaren deuterotonierten Form *do·rorban* und seinem Gegenstück *·derban* „hindert“ habe ich Handb. I 528 als eine sekundäre Bildung aus dem Substantiv *torb(a)e* „Nutzen, Förderung“ betrachtet im Anschluß an Muster wie *fubae* „Schädigung“, Verb *fo·ben* und in *torbae* ein Kompositum von *bae* „etwas Gutes, Nutzen“ mit den Präp. *to-ro-* gesehen, vgl. *es-bae, espe* „etwas Unnützes, Nutzlosigkeit“. Pedersen II 445 A. hat das bestritten, weil die Präp. *to* nicht in der Nominalkomposition auftrete [1]). Aber ganz ähnlich ist *todeóir* „tränenreich“ Ériu II 65 Str. 11, Nom. Pl. *todíuri* Ir. T., Glossar; Dat. Pl. *sūilib* .. *todēraib* Ériu II 55 Str. 3 von *to-* und *dér* „Träne“ gebildet. Vielleicht war auch *torb(a)e* zunächst ein Adjektiv „nutzvoll“, das dann substantiviert wurde.

* * *

Zum Schluß möchte ich zu einigen Aufstellungen Pokornys in seinen verschiedenen Artikeln über irische Grammatik Stellung nehmen, vornehmlich solchen, denen ich nicht zustimmen kann.

1. Die Tatsache, daß im 10. Jahrhundert das auslautende *n* der III Sing. Ind. der *n*-Präsentien nach Konjunktpartikeln doppelt geschrieben, also unleniert gesprochen wird (*tadban* „zeigt“, aber *nī·thadbann* IF. I 331; XXVI 131) und daß die Endung *-ann* *-enn* sich im 11. Jahrhundert in derselben Stellung auf andere Verben ausbreitet, habe ich IF. XXVII 160 auf das Muster *as·ren* „zahlt“, prototoniert *·éren(n)* zurückgeführt, wo lautgesetzlich in der schwachbetonten Silbe, d. h. eben wenn eine Konjunktpartikel vor das Verb trat, der Nasal seine Lenierung verlieren mußte. Pokorny bemerkt KZ. XLIV 39, daß er selbständig auf dieselbe Erklärung gekommen sei, gibt aber zu ihrer Stütze eine Reihe von Tatsachen, die mir zu zeigen scheinen, daß wir doch nicht dasselbe meinen. Nichts einzuwenden habe ich dagegen, daß er auch das Kompositum *do·ren, di·ren* „zahlt“ beizieht, obschon es mir zu früh veraltet zu sein scheint, um bei dem Prozeß noch eine wesentliche Rolle gespielt zu haben; auch *ad·renar* „remuneratur“ Trierer Enchir. 70 kann man gelten lassen. Aber

[1]) Steigerndes *ro* vor Substantiven ist in unserer Periode noch in der Kombination *imm-ro-* üblich; bloßes *ro-* in *ro-ṡuide, ro-lige, ro-retha, ro-lēimmena, ro-ól, ro-ṡdith, ro-chotlud, ro-pheccad* (alle in Tecosca Cormaic § 21) heißt dagegen „zu groß“ und ist wohl den Adjektiven mit *ro-* (Handb. § 841 A) nachgebildet.

was soll angebliches *-marnn* „betrügt" besagen, da das *n* in allen Formen von *marnid* unleniert ist; die Form heißt übrigens *·mairn* (geschrieben *·maird* IT. 217, 10) und kommt schon wegen der palatalen Färbung des Nasals nicht in Betracht. Nicht besser steht es mit *fo·sernn, con·sernn*; es fehlt gerade der Gegensatz zu Formen mit leniertem *n* und Beschränkung auf die Stellung nach Konjunktpartikeln, abgesehen davon, daß die zweisilbige Aussprache *·sern̥,* wie die Poesie lehrt, in jener Periode noch nicht vorhanden war. Wenn er ferner anführt, daß vor den Verstärkungspartikeln, z. B. in *ní·ocman(n)-som* das *n* wegen des folgenden *s* seine Lenierung verliere, so gilt dasselbe für das endbetonte *ocu·ben(n)-som,* erklärt also die sonderbare Beschränkung der *nn*-Endung keineswegs. Er scheint mir also die Frage mehr verwirrt als geklärt zu haben. Daß die lautgesetzliche prototonierte Form **·éran(n)* lauten müßte (S. 39), hat damit nichts zu tun, da sie nun einmal tatsächlich schon in der Zeit vor ihrer Wirkung nur *·éren* lautet, vgl. *nad·éren* Ériu VII 156, 11; *nad·eren* Anc. Laws III 156, 4 usw. Für die Schreibung *·érenn,* die gewissermaßen das Pünktchen aufs i wäre, fehlt mir leider noch immer ein Beleg.

Ganz anders hat Pedersen II 334 die Sache gefaßt. Er sieht in der Endung das festgewachsene Adverb *and* „dort". Aber wie man daraus ihren Gebrauch und ihre Bedeutung herauskonstruieren soll, ist mir unerfindlich; was hat *and* speziell mit der III Sg. und mit der Stellung nach Konjunktpartikeln zu tun? Das Beispiel für die II Sg. ist falsch. Ir. T. II 2, 189 liest die eine Handschrift: *Cair inacen* (dahinter hineinkorrigiert *and*) *sinn,* die andere *Ca hairmm inanaithgeuin*; offenbar hat der Korrektor also *and* am falschen Ort eingeschoben; es muß auch dort heißen *inand·acen* (= *athgén)* „kennst du uns?"[1]).

2. Daß bei dem Übergang von *caur* „Held" zu *cur* eine Mittelstufe mit *o* nicht angesetzt zu werden braucht, wie ich Handb. § 76 namentlich wegen *ro·lomur* Ml. 21b 5 neben *ro·laumur* Wb. 17a 8 für *for·cun* aus *·caᵘn* angenommen hatte, gebe ich Pokorny KZ. XLV 73 völlig zu, aber nur, wo es sich um denselben Fall wie bei *for·cun* oder beim Namen *Caulan(n) Culann* Ogom *Caluno-* handelt, also um *ă* vor *u*-farbiger Konsonanz. Das ist nicht der Fall, wenn man mit Pokorny *caur*

[1]) *ní rubanand* SG. 3b 28 ist Schreibfehler für *ní·rubai and* „es kann nicht vorhanden sein" (Sarauw, KZ. XXXVIII 192) von dem häufigen *atá and* „es ist vorhanden", wo *and* eine sehr deutliche Bedeutung hat.

cur Gen. *caurad curad* mit kymr. *cawr* „Riese“ Plur. *cewri* zusammenbringt[1]), das wohl mit Recht zu den gallischen Männernamen *Καύαρος Cauarillus Cauarius Cauarinus Cauarianus* und dem Volksnamen *Καύαροι* oder *Καυάροι, Καβαρεῖς*, Gen. *Καουάρων Cauarum*, Akk. *Cauaras* gestellt wird. Er faßt es freilich als Lehnwort aus dem Britannischen. Aber das irische Wort weist vielmehr deutlich auf einen Stamm *carud-* oder *caruth-*, stimmt also genau zum germanischen Stammesnamen *Harudes, Χαροῦδες*, über den zuletzt Schönfeld, Wörterb. der altgerm. Personen- und Völkernamen 128 zu vergleichen ist, und hat mit kymr. *cawr* nichts zu tun.

Zu *kau̯ar-* stimmt dagegen gut das irische Wort, das schon Stokes a. O. wie jetzt Pokorny gleichfalls zu kymr. *cawr* stellt, dessen Plural *córaid* Gen. *córad córath*, Akk. Sg. *córaid* lautet und das etwa „kriegerischer, gewalttätiger Mensch“ zu bedeuten scheint[2]). Aber woher Pokorny den Nom. Sg. *cór* hat, weiß ich nicht, da er keinen einzigen Beleg bringt; Stokes und K. Meyer a. O. kennen nur den hysterogenen Nom. *córaid(h)*. Falls *nia(e)* Gen. *niad* „Kämpe“ das Muster für die dentale Flexion gewesen ist, würde man eher **córa(e)* erwarten.

3. Handb. § 162 (vgl. Pedersen I 349) habe ich gelehrt, daß im Altirischen die nicht durch Synkope entstandene Gruppe *cht* niemals, auch nicht im Silbenauslaut, palatalisiert wurde und als einzige Ausnahme § 352 das Adj. *bocht* „arm“ angeführt, dessen Gen. Sg. Ml. 31 c 1 *boicht*, 27 d 7 (und 36 a 34) aber *bocht* mit übergeschriebenem *i* geschrieben ist. Ich sah darin Systemzwang, der beim Adjektiv natürlich stärker wirkt als beim Substantiv, und machte im Anschluß an O'Learys Aesop III darauf aufmerksam, daß das Neuirische in solchem Fall nur *t*, nicht *ch* palatalisiert, was vermutlich durch die zweite Schreibung ausgedrückt werden soll. Pokorny KZ. XLV 81 ist in der Lage, noch den Akk. Sg. fem. von *nocht* „nackt“ beizufügen, der Wb. 11 c 18 als *nocht* mit untergeschriebenem *i* erscheint und den die Herausgeber des Thes. zu Unrecht in *nochtchenn* geändert hatten. Er bestreitet aber daraufhin die ganze Hauptregel. *Secht* neuir. *seacht* „sieben“ sei als Analogiebildung nach *ocht* „acht“ zu erklären — was an sich möglich wäre —, in den übrigen Wörtern aber das *t* von *cht* auch da zu palatalisieren, wo die Schrift es unbezeichnet läßt. Ich

[1]) So zuerst wohl Stokes, Félire[1], Glossar s. v. *córaid*.

[2]) Belege bei Stokes, Félire[2] Gl. s. v. *corad*, *córaid*; K. Meyer, Contrib. s. v. *córaid*.

denke, das wird durch die Schreibung fürs Altirische ohne weiteres widerlegt. Wenn die ziemlich selten belegten Adjektive *bocht* und *nocht* überall, wo die Flexion Palatalisierung bedingen kann, diese in der Schrift irgendwie andeuten, aber z. B. die überaus häufigen Abstrakta auf *-acht* niemals[1]), so ist nur der eine Schluß erlaubt, daß eben ihr *-t* nicht palatalisiert wurde, und daß somit auch *seacht* nicht auf Analogie zu beruhen braucht. Ein *i*-Stamm ohne Palatalisierung dürfte auch das Adj. *secht* „fictus, simulatus" sein, vgl. den Akk. Pl. *sechtai* Ml. 61c 14 neben dem Adverb *int secht* 50c 17, 61b 20[2]); ein *u*-Stamm ist weniger wahrscheinlich. Beim Dat. m. n. (Adverb) herrscht eben der Systemzwang nicht, weil die andern Adjektivklassen, die *o*- und *u*-Stämme, hier nicht palatalen Ausgang haben.

4. Um das Wort *ires(s), hires* f. „Glaube, Vertrauen" hat sich allmählich eine kleine Literatur angesammelt. Zimmer KZ. XXIV 203. 529 hat als Grundform *pari-sesta-* angesetzt, was man heute *perisistā-* schreiben würde, indem er es zu *ar·sissedar* „innititur", *t-air-issedar* „steht, beharrt" stellte; ebenso Ascoli Gl. CCLVI *(-sistā)* und ich Handb. § 105 (hier mit einem Fragezeichen, weil mir bei Abfassung des Paragrafen die Identität der Präposition *ir-* mit idg. *péri* fraglich war). Eine reduplizierte Form anzunehmen, hat an sich keine Bedenken, weil *siss-* aus *sist-* im Irischen nicht mehr auf den Präsensstamm beschränkt ist, sondern das ganze Verb durchdringt und auch im Nomen erscheint: *sessam* „Stehen", *airissem, tairissem*; *fóessam* „Schutz". Dagegen hat Marstrander (Ériu V 251) das Kompositum *amaires* „Unglaube" auf *m̥-pr̥ri-sthā-* zurückgeführt, indem er es zu armen. *amparišt* „ungläubig, gottlos" stellt, dessen zweiter Bestandteil iranisch ist, und es mit pazend *parast* „an adorer, worshipper" vergleicht. Ihm folgt Pokorny ZCP. IX 444ff., der in *ires(s)* ein ursprüngliches **pare-sthā (*pr̥e-sthā)* sieht. Seine Beweisführung ist äußerst gewaltsam. „Hier sei vorausgeschickt", beginnt er, „daß die reguläre Form . . *arass* lautet." Leider weiß die gesamte Überlieferung von dieser regulären Form nichts; es heißt seit jeher nur *(h)ires(s)*, neuir. *iris* (Akkusativform), mittelir. gelegentlich *eris*[3]) (Akk.), und die Form *irus*, die P. ohne Belege S. 447 bringt, dürfte falsche

[1]) Vgl. auch die II Sg. des *t*-Praeteritums *du·n-écomnacht, ·comtacht* Handb. § 681.

[2]) Besonders bemerkenswert wegen des danebenstehenden (fehlerhaften) *i-sseichti* „in hypocrisi" Wb. 28c 16.

[3]) Atkinson, Pass. a. Hom. s. v. *ires*.

Auflösung später handschriftlicher Schreibung sein, wo das alte Zeichen für *-us* ja häufig auch *-is -es -as* bedeutet; für die alte Sprache kommt sie jedenfalls nicht in Betracht und kann nicht für ein zweites Kompositum **erū-stā* aus **perō-sthā* verwertet werden. Daß man aus dem Dat. Sg. *amarais* Ml. 97d 13 (vgl. späteres *amaras,* neuir. dialektisch *amhras*) neben Dat. Akk. *amairis* 97d 10, 142b 3, Wb. 33b 5 (sonst in Wb. immer *amiris(s), amhiris*) nicht auf ein unfindbares Simplex **arass* schließen darf, ist doch selbstverständlich (Handb. § 167). Wenn also **arass* bei der vorausgesetzten Etymologie die zu erwartende Form ist, ist eben die Etymologie falsch.

Gegen einen ursprünglich reduplizierten Stamm *-sistā* macht P. merkwürdigerweise den Genitiv *irse* geltend, der dreisilbig: *irisse* (P. schreibt mit anderer Präp. *airisse*) lauten müßte. Aber *irisse, hirisse* ist ja tatsächlich die einzige Form, die die älteren Glossen (Wb., Ml., SG.) kennen, wie ich Handb. § 105 ausdrücklich hervorgehoben habe; *irse* tritt erst in den etwas jüngeren Turiner Glossen 45 auf und ist dann die mittel- und neuirische Form. *Irisse,* nicht *irse* als sekundäre, analogistische Bildung erklären, heißt die Entwicklung geradezu auf den Kopf stellen, alles einer Hypothese zuliebe. Lautlich genügt dagegen völlig eine ideale Grundform **(p)eri-sistā,* wie man früher ansetzte, und ich hätte mich § 817 dieses Wortes erinnern sollen, als ich die Frage erörterte, ob ir. *ir-* teilweise idg. *peri-* entspricht; da es nicht mehr als Kompositum gefühlt wurde, hat es allein das palatalisierte *r* beibehalten, das sonst überall depalatisiert erscheint. Den letzteren Prozeß, den auch die Präp. *ind-* zeigt (Handb. I 473), will ich hier nicht weiter verfolgen, bedaure jedoch dadurch zu der Vermutung einer Präpositionsform **perō* (kelt. **erū*) verleitet worden zu sein, da sie nun P. (KZ. XLV 138ff.) irregeführt hat. Mag mittelir. *ussa* für altir. *asse* „leicht, tunlich" auf Beeinflussung durch *uisse* „gerecht; was man tun soll" beruhen oder nicht, jedenfalls hat eine Präp. **iru-* (**perō*) mit der Gestalt des Kompositums mittelir. *irussa, urussa* (neuir. *urusa, urus, furus*) nichts zu tun, die sie lautlich auch gar nicht erklären würde.

5. Das reduplizierte Fut. ·*mïastar* zu *midithir* „urteilt" erklärt sich durch Beeinflussung durch ·*fïastar* „wird wissen", indem **miμestr* nach dem lautlich nahestehenden **u̯iu̯ēstr̥* (oder vielmehr **viu̯estr*) sein *μ* mit *u̯* vertauschte[1]). Das konnte um so leichter

[1]) Vgl. KZ. XXXI 75.

geschehen, als nach dem Wandel des anlautenden *u̯* zu spirantischem *v* (später *f*) auch in der Musterform der anlautende und der inlautende Konsonant nicht gleich waren.

Auf ähnliche Weise habe ich Handb. § 653. 694c das Futurum und Präteritum von *ben(a)id, ·ben* „haut, schneidet“ erklärt. Während alle anderen Verben derselben Klasse diese Formen redupliziert bilden wie *ren(a)id*: Fut. I Sg. *·ririu* III *·riri* Praet. III Sg. *rir, len(a)id*: Fut. III Sg. *lilith* relat. *liles,* Pl. *lilit,* Praet. III Sg. *·lil,* Pl. *·leldar* usw., fehlt bei *ben(a)id* scheinbar die Reduplikation: Fut. I Sg. *·bĭu,* III Sg. *bied* (= *bieid*) relat. *bias,* III Pl. *biet,* Praet. Fut. III Sg. *·biad,* Praet. III Sg. *bí,* Pl. *·béotar,* um nur die stammbetonten Formen zu nennen[1]). Dies erklärt sich leicht, wenn wir auch hier Einfluß des mit *u̯-* anlautenden Verbs annehmen, das in den drei Komposita *im·fen* „umhegt“ (urspr. „umflicht“ zu lat. *viēre* „flechten“ usw.), *ad·fen* „vergilt“ und *for·fen* „vollendet“ erhalten ist[2]). Auch hier mußte inlautendes *u̯* in reduplizierten Formen schwinden; belegt scheint bis jetzt zufällig nur die III Sg. Fut. Pass. *ad·fether* Wb. 20b 7, dem bei *ben(a)id*: **·bether* entsprechen würde. Aber als *u̯* noch bestand, ist nach den Formen mit *viu̯-* das regelrechte *biß-* (*biv-*) zu *biu̯-* umgestaltet worden.

Pokorny KZ. XLVII 159ff.[3]) will dagegen für das Prät. *bí, ·béotar* einen Aoriststamm *bhī-* ansetzen, woran — wenigstens für den Singular — schon Pedersen § 620, 1 gedacht hatte. Vom Futurum sagt er merkwürdigerweise kein Wort, obschon doch die Erklärung beider Tempora Hand in Hand gehen muß. Sein einziger Einwand gegen meine Deutung ist, daß **-bivontar* — so setzt er die Grundform der III Pl. Praet. an — „niemals“ zu *·béotar* hätte werden können, sondern nur zu **·betar*[4]). Aber so hölzern darf man die Lautgesetze nicht anwenden, sonst versperren sie den Ausblick. Pokorny kann doch nicht entgangen sein, daß die Synkope der Mittelsilbe in der III Pl. häufig unterbleibt: *gádatar,*

---

[1]) Die Belege bei Pedersen § 664, Idg. Anz. XXXIII 33; *bied, biet* Anecd. V 28, 18; 29, 22.

[2]) Pedersen II 444. 517 will das dritte von den beiden andern trennen. Aber warum soll „überflechten“ in der Technik (etwa beim Hausbau, beim Flechten der Wände oder bei der Herstellung gewisser Gefäße) nicht zur Bedeutung „vollenden“ gelangt sein?

[3]) Ebenso in A concise Old Irish Gramm. S. 92.

[4]) In den folgenden Erörterungen, auf die ich hier nicht eingehe, erwähnt er übrigens nicht, daß neben *·féotar* „sie schliefen“ auch *fétir* Ir. T. 139, 5 (LU) vorkommt.

·táchatar, con·arrc[h]eoratar Ml. 26d 6 usw. Ein **beuaddar* oder *-oddar* ohne Synkope würde aber ohne Weiteres *·beotar,* kontrahiert *·béotar* ergeben, um so leichter wenn, wie zu vermuten steht, die I II Sg. **béo* lautete; belegt sind bis jetzt leider nur enklitische Formen: *in·ra[r]ba, dia·ruba.* Pokornys Einwand ist also unbegründet; hoffentlich bringt einmal eine Präteritalform von *·fen* den direkten Beweis.

Bonn. R. Thurneysen.

Zu den got. Nomina auf -assus.

Das einzige dieser Nomina, das außerhalb des Got. wiederkehrt, ist *ibnassus* = ags. *efnes emnes* as. *ebnissi,* zugleich das einzige, das sich aus einer mit Dental-Suffix abgeleiteten Verbalbildung, ags. *emnettan,* morphologisch ohne weiteres verstehen läßt.

Aus den Sammlungen Gutmachers PB. XXXIX 49ff. ergibt sich dem aufmerksamen Leser, daß zu den ältesten Vertretern dieses Typus im Deutschen und weiter wohl auch im Westgerm. überhaupt *galīhnissi* gehören muß (= anfr. *gelīcnussi*, as. *gelīknessi,* ags. *gelīcnes*), ein Wort also, das sich in der Grundbedeutung mit *ibnassus* nahe genug berührt. Kann man da der Vermutung widerstehen, daß dies *galīhnissi* oder richtiger seine westgerm. Urform einfach eine mechanische Nachbildung des älteren *ibnassus* war und daß erst nach seinem Muster dann alle weiteren Neuschöpfungen gestaltet wurden? Und darf man die freilich durch kein positives Indicium zu stützende Vermutung anschließen, daß das Got. einst neben dem ebenfalls verschollenen **ibnatjan* noch ein Verbum **ibnon* besaß (*galeikon* ist ja tatsächlich vorhanden und **ibnon* mag durch eben dies *galeikon* verdrängt worden sein), so würde auch die Ausbreitung des Typus im Got. alsbald begreiflich: *fraujinon* : *fraujinassus, gudjinon* : *gudjinassus* usw. nach **ibnon* : *ibnassus.* Im Westgerm. erinnert der durchgehende Mangel eines Vokals vor dem suffixalen *n* an den Ausgangspunkt *ibnassus,* im Got. das feste Abhängigkeitsverhältnis, das hier zwischen den Nomina auf *-inassus* und den Verben auf *-inon (-anon)* besteht, an das verschollene **ibnon.* W. S.

Der germanische Pluraldativ.

Die verschiedenen mit *m* anlautenden Kasussuffixe des Germanischen, die zusammen mit eben solchen im Baltoslawischen den mit *bh* oder *b* aus idg. *bh* im übrigen Indogermanisch gegenüberstehen, scheinen mir bis jetzt noch nicht durchweg deutlich erkannt und so weit, wie es überhaupt möglich ist, noch nicht überall reinlich von einander geschieden worden zu sein. Im Recht ist man freilich, wenn man jetzt im Germanischen bei den Substantiven keinen Instr. Sg. auf *-mi* mehr annimmt, seitdem Osthoff IF. XX 163ff. bei allen einzelnen Fällen, die man für diese vermeintliche Kasusform angeführt hatte, dargetan hat, daß sie anders zu erklären sind. Ich möchte zu Osthoffs Beweisführung noch ganz allgemein hinzufügen, daß diejenigen Forscher, die angenommen hatten, daß sich bei verschiedenen einzelnen Wörtern der Instr. Sg. auf *-mi* erhalten hätte, doch eigentlich für jeden einzelnen Fall auch den Grund der Erhaltung hätten angeben müssen, da, wo eine ganze Formenkategorie untergeht, doch sicher sämtliche zu ihr gehörigen Formen mituntergehen, soweit sich nicht einzelne derselben von den übrigen in irgend einer Weise isoliert hatten: so gut wie man beim Lautwandel die Ausnahmslosigkeit postuliert, muß man dies auch, worauf ich noch einmal bei dieser Gelegenheit hinweisen möchte, bei allen andern sprachlichen Neuerungen und so insbesondere auch bei der sehr einfachen des Unterganges einer ganzen Formenkategorie tun.

Das Pronomen ist allerdings vom Substantivum genügend isoliert, so daß von dem soeben vorgebrachten Gesichtspunkt aus gewiß kein Grund vorliegt, von der Gleichsetzung des Dat. Sg. ags. *dǽm,* aisl. *þeim* mit dem Instr. Sg. abg. *těmь,* an der man ja auch noch ziemlich allgemein festhält, Abstand zu nehmen. Doch unterliegt diese Identifizierung, worauf mich W. Schulze aufmerksam macht, aus anderen Gründen schweren Bedenken. Nach Schulze kann abg. *těmь* deshalb nicht gut bereits aus dem Urbaltoslawischen stammen, weil das Litauische in *tù* eine alte Instrumentalform erhalten hat, neben der *tùmì* eine Neubildung mit dem deutlichen Instrumentalsuffix *-mi* der meisten Deklinationsklassen ist (über *tùmì* so auch Brugmann Grundr.[2] II 2 § 362, 2). Auch auf germanischem Boden beschränkt sich die in *þeim* und *dǽm* enthaltene Bildung auf das Altnordische und Angelsächsische, also auf zwei Nachbardialekte, die auch sonst gemeinsame Neue-

rungen aufweisen, fehlt aber auf der einen Seite dem Gotischen, auf der anderen dem Deutschen. Dazu kommt, daß dieser dem Dat. Pl. gleichende Dat. Sg. M. und N. eben demjenigen Gebiete angehört, auf welchem auch das Adjektivum die gleiche Übereinstimmung aufweist, die hier wohl auf einen lautlichen Zusammenfall beider Kasusformen zurückzuführen ist; nach dem Adjektivum kann sich aber bei der Ähnlichkeit der pronominalen und adjektivischen Flexion das Pronomen besonders leicht gerichtet haben. Also ags. Dat. Pl. *hwatum* : Dat. Sg. M. und N. *hwatum* = Dat. Pl. *ðǽm* : Dat. Sg. M. und N. *ðǽm*. Besonders möchte ich noch darauf hinweisen, daß im Gegensatze zum Angelsächsischen das Altnordische, das beim Neutr. Sg. des Adjektivs den Instrumental mit nominaler Endung zum Dativ gemacht und auf diese Weise hier für das Neutrum eine vom Plural abweichende Form des letzteren Kasus geschaffen hat, nun auch beim Pronomen hierfür eine abweichende Form eingeführt hat: also z. B. aisl. Dat. Pl. *spǫkom* : Dat. Sg. M. *spǫkom* = Dat. Pl. *þeim* : Dat. Sg. M. *þeim* im Gegensatze zu Dat. Sg. N. einerseits *spǫko*, andrerseits *þí*. Den abg. Instr. Sg. *těmь* erklärt Schulze als Bildung nach dem Instr. Pl. *těmi* nach dem Muster der nominalen *i-* und *u*-Stämme (*pątьmi* : *pątьmь* = *těmi* : *těmь*).

Um zu entscheiden, welcher indogermanische Kasus der germanische Dat. Pl. ist oder welche verschiedenen indogermanischen Kasus in demselben enthalten sind, ist man mit Recht von solchen Formen ausgegangen, bei denen sich Umlaut zeigen muß, wenn der dem *m* folgende Vokal ein *i* oder *ī* war. Formen dieser Art sind aber nur der Dat. Pl. des Demonstrativums und der Dativ der Zahl „zwei" auf anglofriesischem Sprachgebiete. Einfacher als im Angelsächsischen liegen hier die Verhältnisse im Altfriesischen, mit dem man daher die Untersuchung am passendsten beginnt.

Altostfr. lautet der Dat. Pl. des Demonstrativums *thām*, das van Helten, Altostfries. Gr. § 22*a* (S. 21) mit Recht aus urgerm. **thaimuz* herleitet und dem lit. Dat. Pl. *tẽmus* gleichsetzt. Nach van Helten S. 192f. wird *thām* sowohl als Dat. Pl. wie als Dat. Sg. als substantivisches Demonstrativum verwandt und kommt für beide Kasus nur je zwei Mal als Artikel für sonstiges *tha*[1]) vor

---

[1]) Dem Verhältnis von *tham* zu *tha* geht das des afr. Dat. Pl. der Substantiva auf *-on*, *-um*, *-em* zu dem Dat. Sg. und Dat. Pl. der starken Adjektiva auf *-a*, *-e* parallel. Das *-m* hat sich auch erhalten in *him*, *hwām*, sowie als *-m* oder als *-n* in den substantivisch gebrauchten Pronominalformen wie *sinem*,

(vgl. auch v. Richthofen, Afr. Wb. 1070); letzterer Gebrauch erklärt sich sehr leicht aus Übertragung, da der Artikel in allen anderen Formen dem substantivischen Demonstrativum gleich geblieben war. Als haupttonige Form muß *thām* also die Länge des Vokals gewahrt haben, was zum Überfluß noch durch die altwestfriesische Schreibung *daem* (van Helten PBB. XIV 278) bestätigt wird.

Van Helten verzeichnet *thām* Aostfr. Gr. S. 21 mit Recht unter den Beispielen für die Vertretung von nicht umgelautetem urgerm. *ai* durch afr. *ā*. Denn mag auch das Prinzip der Verteilung von afr. *ā* und *ē* für urgerm. *ai* noch nicht genügend aufgeklärt sein, so viel ist jedenfalls klar, daß für den Umlaut des *ai* nur *ē* als regelrechte Vertretung zu gelten hat. Besonders instruktiv hierfür ist das Gegenüber von afr. *lāre* „Lehre" = ags. *lár* und afr. *lēra* „lehren" = ags. *lǽran*. In Betracht kommt auch das alleinige Vorhandensein von afr. *āch* „habe", *āgun, āchte* = ags. *ág, ágon, áhte* im Gegensatz zur Doppelheit afr. *āin, āyn* „eigen" (vgl. ags. *ágen*, ahd. *eigan*) und afr. *ēgin, ēgen, ein, eyn* = ags. *ǽgen* (ahd. *eigin*). Beachtung verdient auch afr. *ēwa* „Gesetz" und ags. *ǽw* neben afr. *āsega* „Rechtsprecher", *āfrethe* „Rechtsfriede" (*ā-* aus *aiwa-*) sowie afr. *ēweh, ēwig* „ewig" neben afr. *nā* (got. *ni aiw*) „niemals", ags. *á* „immer", wo jede von den beiden Bedeutungen des Grundwortes sich auf umgelautete und nicht umgelautete Formen verteilt. Freilich bemerkt van Helten

---

ōtherem, ōtheren usw. (van Helten PBB. XIV 278f.). Es entspricht das der Erhaltung des *m* im unbetonten Stammesauslaut eines Substantivs wie *āthom, āthum, āthem* „Eidam" (v. Richthofen 616). Da die Nomina den stärksten Ton in der Rede haben (in der Alliterationspoesie hat das vor dem Substantiv stehende Adjektiv sogar einen stärkeren als das Substantiv selbst; Sievers, Altgerm. Metrik § 23, 3), so liegt hier zwischen den beiden besonders starktonigen Haupttonsilben des Adjektivs und des ihm folgenden Substantivs eine besonders schwachtonige Silbe, die deswegen auch größere Lautverluste als die unbetonte Silbe des Substantivs erleiden kann: daher im ersten Fall der Verlust des *-m* und die Schwächung des Vokals je nach der Mundart zu *-a* oder zu *-e*. Da auch der Artikel einen besonders schwachen Ton hat, so ergab sich auch für ihn Verlust des ausl. *-m*. — Offenbar derselbe Betonungsunterschied liegt vor, wenn germ. (dreimoriges) *-ōs* ahd. im Nom.-Akk. Pl. der Feminina beim Adjektivum und Artikel zu einmorigem *-o (blinto, deo)*, beim Substantivum zu zweimorigem *-ā (gebā)* gekürzt wird; auch *dea* für *deo* wird ursprünglich betontes Demonstrativum gewesen sein. Natürlich konnten die adjektivischen und substantivischen Endsilben, die sich ja nicht allzusehr in ihrer Betonung von einander unterschieden, mundartlich auch die gleichen Kürzungen erleiden: daher wohl in einem Teile des Alem. auch *kebo* wie *blinto*, dagegen umgekehrt as. *blinda* wie *geba*. Doch konnten auch wohl Angleichungen der Substantiva und Adjektiva an einander erfolgen.

S. 21 selbst, daß *m* auf *ai* eine fakultativ auftretende umlauthindernde Wirkung ausgeübt habe; doch sind seine Beispiele dafür nicht stichhaltig. So ist in *hamreke, hammerke* „Heimstätte" neben *hēm* (dessen *ē* übrigens auch schwerlich auf Umlaut des *ai* zurückgeht), das *a* garnicht als Länge, sondern mit Heuser Afr. Leseb. § 22 III als Kürzung des *ē* vor Doppelkonsonanz aufzufassen. Dasselbe gilt offenbar auch sowohl für das *e* wie für das *a* der Tonsilbe von *femne, famne* usw. „Frau" (ags. *fǽmne,* as. *fēmea*); *femne, famme* sind für den Hunsigoer Dialekt, *famne* für den Hunsigoer, den Fivelgoer und für einen Teil des Emsigoer Dialekts, *fanne* nur für letzteres Gebiet bezeugt (van Helten S. 23). Es stimmt das ungefähr zur Verteilung des Umlauts von germ. *a* vor *m,* wofür im Hunsingo vorwiegend *e,* im Fivelgo und dem betreffenden Teile des Emsigos *a* und *e* ziemlich gleichmäßig erscheint (van Helten S. 32ff.); wahrscheinlich war hier also germ. *ā* aus *ai,* noch bevor es Umlaut erfuhr, vor Doppelkonsonanz gekürzt worden; jedenfalls aber darf das ursprüngliche *ai* vor Doppelnasal in *famne* usw. mit dem ursprünglichen *ai* in *thām* vor einfachem Nasal nicht in eine Reihe gestellt werden. Wo aber vor einfachem Konsonanten afr. *ā* für germ. *ai* steht, da kann es nur den nicht umgelauteten Diphthong vertreten, wobei es natürlich nichts ausmacht, daß afr. *ē* nicht nur als Vertretung des umgelauteten, sondern auch in vielen Fällen unter unbekannten Bedingungen als solche des nicht umgelauteten germ. *ai* erscheint.

Auch der etwaige Einwand gegen van Heltens Erklärung von afr. *thām,* daß die Form Angleichung an den Nom.-Akk. Pl. *thā* sein könnte, würde nicht Stich halten. Denn in einem solchen Falle ließe sich nicht einsehen, warum denn nicht auch der Gen. Pl., der in Wirklichkeit ebenso ausnahmslos *thera* wie der Dat. Pl. *thām* lautet, dieselbe Angleichung an den Nom.-Akk. Pl. erfahren haben sollte. Ja ein bestimmter Umstand spricht sogar dafür, daß ein etwa vorhandenes afr. **thēm,* neben dem noch kein *thām* gelegen hätte, der Angleichung stärkeren Widerstand als *thera* entgegengesetzt haben würde. Wie bereits bemerkt wurde, ist der Dat. Sg. M. und N. des Demonstrativums dem Dat. Pl. in demselben Gebiete angeglichen worden, in welchem sich diese Kasus beim Adjektiv einander glichen, d. h. innerhalb des gesamten Nordischen und Anglofriesischen. Hätte also der Dat. Pl. afr. **thēm* gelautet, so auch ebenso der Dat. Sg. M. und N.: da aber die Adjektiva in beiden Kasusformen einander

völlig gleich waren, so blieben auch die entsprechenden Formen der Demonstrativa für das Sprachgefühl mit einander assoziiert: dann aber hätte ein Dat. Sg. **thēm* einem Dat. Pl. **thēm* eine besondere Stütze gegen den Nom.-Akk. Pl. *thā* verliehen, die dem Gen. Pl. *thera* gefehlt haben würde.

Mit diesen Ausführungen soll natürlich nicht gesagt sein, daß überhaupt niemals ein afr. **thēm* existiert hätte. Vielmehr wird es, dem ags. *þǽm* entsprechend, auch einmal ein afr. **thēm* gegeben haben, d. h. der ursprüngliche Instrumental (abg. *těmi*) wird neben dem Dativ (abg. *těmъ* = lit. *tēmus*) auch friesisch vorhanden gewesen sein. Nachdem aber beide Kasusformen bei allen anderen Wörtern auch afr. lautlich zusammengefallen waren, mußten sie sich dort auch beim Demonstrativum, wo sie lautlich getrennt geblieben waren, in ihren Funktionen vermischen, falls sie dies nicht sogar schon früher von selbst getan hatten: die völlige Bedeutungsgleichheit konnte aber sehr schnell zur Verdrängung der einen Form durch die andere führen. Der Beweis für die Richtigkeit der von Brugmann Grundr. II 2[2] § 275 ohne Berücksichtigung des Altfriesischen ausgesprochenen Vermutung, daß im germ. Dat. Pl. nicht nur der idg. Instr. Pl., sondern auch der idg. Dat. Pl. enthalten und mit ersterem Kasus lautlich zusammengeflossen sei, ist eben durch afr. *thām* erbracht.

Den altfriesischen Dativ der Zweizahl *twām* führt van Helten Aostfr. Gr. S. 21 auf **twaimuz* zurück, das eine Analogiebildung nach **thaimuz* gewesen sei. Es würde sich bei einer solchen Angleichung um einen Übergang aus der Dualflexion in die Pluralflexion handeln, der aber mindestens ebenso sehr im Anschluß an die Adjektiva wie an die Pronomina erfolgt wäre. Aber *twām* kann sehr wohl auch eine alte Dualform gewesen sein und als solche über **twāmu*, **twaimu* auf ein urgerm. **twai-mō* zurückgehen, das einem urbaltoslawischen **du̯oi-mā* entspricht, wie es in abg. *dъvěma*, lit. *dvĕ̃m* vorliegt. Die Entscheidung zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist nicht leicht und läßt sich überhaupt nur im Zusammenhang mit der Frage treffen, wie weit hier auch noch in den übrigen germanischen Dialekten, vor allem im Angelsächsischen, die Dualform gewahrt ist, hängt aber auch noch mit der weiteren Frage zusammen, wie weit auch in den übrigen Kasus der Zweizahl Dualformen noch germanisch erhalten und in welcher Art dieselben umgestaltet worden sind.

Neben dem Altfriesischen gibt vor allem das Altwestsächsische darüber Aufklärung, welche vorgermanischen Suffixe in dem

gleichmäßigen *-m* des germanischen Dat. Pl. zusammengeronnen sind. Freilich liegen hier die Verhältnisse komplizierter als im Friesischen. Es findet sich nämlich altwestsächsisch sowohl *dǽm* neben *dám* wie *twǽm* neben *twám,* und zwar so, daß die einzelnen Denkmäler in der Verteilung dieser Formen von einander abweichen. In Betracht kommt hier außer den noch aus Alfreds d. Gr. eigener Kanzlei stammenden Handschriften seiner Übersetzungen, dem Cotton Ms. und dem Hatton Ms. für die Cura pastoralis und dem Landerdale Ms. des Orosius nicht nur die älteste Partie des Parker Ms. der Sachsenchronik, sondern, wie sich zeigen wird, auch noch jüngere Teile des letzteren. Ich stelle zunächst aus diesen Schriften den Sprachgebrauch der einzelnen Mundarten der Verfasser und Schreiber fest, und erörtere erst weiter unten die Entstehung der einzelnen Formen, soweit sich nicht eine solche Erörterung schon früher empfiehlt, wie das größtenteils bei denjenigen Formen der Fall ist, die nur indirekt für unsere Frage in Betracht kommen.

Ich beginne mit Alfreds Schriften und hier zunächst mit den Formen *dǽm* und *dám.* Nach Cosijn, Altwests. Gr. I 105 steht in C *dam* nur 2mal als Dat. S., überhaupt aber nicht als Dat. Pl. In H aber kommen auf je 1 *dam* als Dat. Sg. M. 4, 7, als Dat. Sg. N. 11, als Dat. Pl. M. 10, als Dat. Pl. F. 6, als Dat. Pl. N. 7 *dæm*; dabei stehen im ganzen etwa 150 *dam* 1300 *dæm* gegenüber. Im Orosius ist *dæm, þæm* „massenhaft" gebraucht, *þam* dagegen als Dat. Sg. nur 3mal, als Dat. Pl. 4mal. Im Gen. Pl. ist *dara* die übliche Form, statt deren C nur 1, H 16 *dæra* bietet; Orosius hat nur 2 *þæra* neben 105 *þara.*

C und Orosius stimmen also darin überein, daß sie den Formen *dám* und *dǽra* so gut wie gar keinen Raum verstatten; wo aber der Orosius mit der einen der beiden alten Handschriften der Cura zusammengeht, da liegt sicher die Sprech- uud Schreibweise Alfreds selbst vor. Wenn nun der Schreiber von H zwar verhältnismäßig selten, aber doch schon in einer sich recht bemerkbar machenden Weise *dám* für *dǽm* eingeführt hat, so wird er ersteres in seiner eigenen Sprache wohl mindestens ebenso häufig wie letzteres gebraucht haben, wie ihm auch umgekehrt *dǽra* neben *dára* geläufig gewesen sein muß, wenn auch wohl nicht ganz so sehr wie *dám* neben *dǽm.* Obgleich nun wenigstens *dǽra* neben *dára* (= ai. *tḗṣām*) die sprachgeschichtlich jüngere Form ist, so ist doch das Vorhandensein von *dǽra* beim Schreiber von H wahrscheinlich nicht etwa darauf zurückzuführen, daß er

der jüngeren Generation in Alfreds Zeit angehört hätte: denn gerade in der Verteilung zwischen *á* und *ǽ* zeigt er bei einem anderen Worte, daß für seine Sprachabweichungen vor allem seine Heimat in Betracht kommt. Nach Cosijn I 104 gebraucht er nämlich 18mal die Form *ægen* (einschließlich *ægenne, ægnu* usw.) neben 131 *agen*, während der Schreiber von C nur 3mal *ægen*, aber 117mal *agen* und der des Orosius *æ* hier überhaupt nur 1mal in *ænegu* (für *ægenu*), 71mal aber hier Formen mit *a* hat. Da nun *ǽgen* eine alte Form ist und aus *ágen* weder lautlich entstanden noch analogisch dafür eingetreten sein kann, so ist eben die Heimatsmundart des Schreibers von H mit derjenigen Alfreds, für den *ágen* als allein oder doch so gut wie allein übliche Form wieder durch die Übereinstimmung des Orosius mit C erwiesen wird, nicht identisch gewesen.

Ähnlich, doch nicht völlig gleich wie das Verhältnis von *dæm (þæm)* zu *dam (þam)* in den alten Handschriften von Alfreds Werken ist das von *hwæm* zu *hwam* ebendaselbst. Cosijn I 105 gibt 8 Stellen an, an denen beide Handschriften der Cura übereinstimmend *hwæm*, aber nur 1, an der sie übereinstimmend *hwam* bieten; dazu kommen dann aber noch 4, an denen C *hwæm*, H *hwam* hat und noch 2, an denen H, ohne daß die Stellen in C überliefert sind, gleichfalls *hwam* (das zweite Mal in *æghwam*) schreibt. Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß an den 4 Stellen, an denen C und H von einander abweichen, C in seinem *hwæm* das Ursprüngliche festgehalten hat, nicht nur weil in den 9 Fällen, in denen C und H hier übereinstimmen, 8mal *hwæm* steht, sondern auch weil H im Gegensatze zu C in der teilweisen Setzung von *dam* für *dæm* eine Neuerung eingeführt hat; auch auf häufigeres *dæra* in H für Alfreds *dara* und auch wohl auf häufigeres *ægen* in H für Alfreds *agen* darf man hinweisen.

Allerdings ist *hwám* Alfred vielleicht doch nicht in gleichem Grade ungeläufig gewesen wie *dám, dǽra* und *ǽgen*, die ihm nur hin und wieder einmal und offenbar nur deshalb entschlüpft sind, weil er sie von einem Teile seiner Umgebung häufig zu hören bekam. Dem 1 *hwam* in C und H zugleich stehen in der Cura doch auch nur 12 *hwæm* gegenüber, die von Alfred selbst herrühren müssen (davon 8 zugleich in C und H, 4 nur in C überliefert). Wichtig ist aber vor allem, daß an den beiden Stellen des Orosius, an denen überhaupt der Dativ von *hwa* vorkommt, *hwam* überliefert ist (102[24] in *gehwam*, 296[11] in *dæghwamlice*). Wenn hier der Schreiber des Orosius wie in den bisher behandelten

Fällen sich an seine Vorlage gehalten hat, so ständen den 12 *hwæm* Alfreds 3 *hwam* gegenüber, was denn doch ein anderes Verhältnis wäre als das, wie es bei ihm zwischen *ðæm* und *ðam, ðara* und *ðæra, agen* und *ægen* besteht. Wahrscheinlicher ist allerdings, daß das zweimalige *hwam* im Orosius, das kein *hwæm* dort neben sich hat, erst auf den Schreiber zurückgeht, der eben auch, wenn auch in geringerem Grade als der Schreiber von H, in seiner Mundart von Alfred abgewichen sein wird. Dazu paßt auch die Formenverteilung in H gut: unter 12 Fällen, in denen der Archetypus *hwæm* bot, hat H 4mal *hwam* eingeführt; außerdem steht *hwam* noch 2mal in H, wo die Überlieferung in C fehlt, so daß sich in H überhaupt 6 *hwam* und 8 *hwæm* gegenüberstehen. Das ist doch ein ganz anderes Verhältnis als das des Dat. Sg. M. *ðam* zu *ðæm* als 1 zu 4, 7 und des Dat. Sg. N. *ðam* zu *ðæm* als 1 zu 11 unter Hunderten von Formen. Wenn also auch dem Schreiber von H beim Dat. Sg. wie beim Dat. Pl. des Artikels *ðǽm* neben *ðám* (wie auch *ðára* neben *ðǽra* und *ágen* neben *ǽgen*) geläufig gewesen sein wird, so doch beim Interrogativum und dessen Zusammensetzungen lediglich *hwám*. Letzteres ist auch für den Schreiber des Orosius sehr wahrscheinlich.

Wie man aber auch die Sache auffassen mag, jedenfalls hatte *hwám* an einzelnen Punkten oder auch schon im größten Teile des Altwestsächsischen eine weitere Verbreitung als der Dat. Sg. *ðám* gehabt. Dieser Unterschied ist auch wohl zu verstehen: nachdem sowohl *hwǽm* wie *hwám* nach dem Dat. Sg. *ðǽm* und *ðám* geschaffen worden war, fand *hwám* gegenüber *hwǽm* in seinem Nominativ *hwá* eine Stütze, wie eine solche bei *ðám* neben *se, sé* nicht vorhanden war. Bei einer Zählung der Formen *ðám* und *ðǽm* dürfen also *hwám* und *hwǽm* nicht mitgerechnet, sondern nur indirekt berücksichtigt werden.

Was nun endlich das Verhältnis von *twám* und *twǽm* zu einander betrifft, so haben C und H, wo sie übereinstimmen, 1 *twam* und 2 *twæm*; an der einen Stelle, an der sie auseinandergehen (128^{24}, 129^{24}) bietet C *twæm,* H *twam*; von den beiden nur in H überlieferten Stellen hat 301^{24} *twam,* 451^{14} *twæm.* Im ganzen hat C 1 *twam* und 3 *twæm,* H 3 *twam* und 3 *twæm.* Da bei den übrigen Wörtern, bei denen C und H in Bezug auf das Verhältnis von *á* und *ǽ* von einander abweichen, C die Formen Alfreds selbst festgehalten hat, so wird das auch bei *twam, twæm* der Fall sein. Danach wird man also Alfred in der Cura mit Sicherheit nur 1 *twam* zuschreiben dürfen, nämlich 225^{24}, wo C und H

hierin übereinstimmen. Dagegen hat Alfred nicht nur 87[9] und 119[8], wo sowohl C wie H *twæm* hat, sicher *twæm* geschrieben, sondern höchst wahrscheinlich auch *twæm* in Übereinstimmung mit C und in Abweichung von H 128[24] (129[24]), außerdem aber höchst wahrscheinlich auch 451[10], weil hier die sonst *twam* begünstigende Handschrift H *twæm* schreibt. Zweifelhaft in Bezug auf Alfred bleibt 301[24], wo H *twam* bietet. Aber auch wenn man annimmt, daß Alfred selbst auch in letzterem Falle *twæm* geschrieben habe, so ergeben sich doch in der ganzen Cura nur 5 *twæm* für ihn gegenüber 1 *twam*. Das ist immer noch ein Unterschied vom Dat. Pl. *ðæm,* den Alfred in der Cura einige hundert Male schreibt, ohne jemals *ðam* daneben zu gebrauchen. Wenn Alfred in der Cura vielleicht nur 1 *twam* neben 5 *twæm* geschrieben hat, so könnte er ja dies eine *twam* wohl einem momentanen Einflusse eines Teils seiner Umgebung auf seine eigene Sprache verdanken; aber auch in diesem Falle wäre es von Belang, daß dieser Teil seiner Umgebung doch nicht vermocht hat, unter den hunderten von Formen des Dat. Pl. des Artikels bei Alfred auch nur ein einziges Mal ein *ðam* hervorzurufen: mindestens also ist in der Sprache dieser Umgebung *twám* häufiger als *ðám* gewesen. Das zeigt sich ja auch in der Formenverteilung in H, dessen Schreiber einmal (129[24]) *twam* für Alfreds *twæm* eingesetzt hat, außerdem aber auch noch 301[24], falls nicht Alfred hier selbst schon *twam* geschrieben hat. War letzteres der Fall, dann hat man der Sprache Alfreds, der dann 2 *twam* neben 4 *twæm* gebraucht hätte, selbst schon beide Formen zuzuweisen; führte aber auch 301[24] der Schreiber von H erst das *twam* ein, so war ihm das eine weit geläufigere Form als der Dat. Pl. *ðam,* den er verhältnismäßig bei weitem nicht so häufig einsetzt. Im Dat. Pl. steht bei ihm *ðam* neben *ðæm* im Verhältnis von 1 zu $7\frac{2}{3}$ (vgl. Cosijn I 105); dagegen hat er 3 *twam* neben 3 *twæm,* also hier das Verhältnis von 1 zu 1.

Daß in einem Teile des Altwestsächsischen *twám* neben *twǽm* verhältnismäßig gebräuchlicher als *ðám* neben *ðǽm* war, ergibt sich aber vor allem aus dem Orosius. Hier stehen den 22 *twæm* 14 *twam,* den „massenhaften" Dat. Pl. *ðæm, þæm* aber nur 4 *þam* gegenüber (vgl. Cosijn I 105). Danach hat also entweder schon Alfred selbst oder doch der Schreiber des Orosius, also auch ein Vertreter des Altwestsächsischen, *twám* im Verhältnis zu *twǽm* ungleich häufiger als den Dat. Pl. *ðám* im Verhältnis zum Dat. Pl. *ðǽm* gebraucht.

Noch mehr verschiebt sich das Häufigkeitsverhältnis von *twám* und *twǽm* zu Gunsten des ersteren, wenn man sich einmal die Stellen ansieht, an denen die betreffenden Formen vorkommen. Hier zeigt sich denn, wie es ja auch ganz natürlich ist, daß *twæm* in solchen Fällen mehr begünstigt war, in denen ihm ein mit ihm grammatisch verbundenes *dæm (þæm)* unmittelbar vorausging. Von den 22 *twæm* des Orosius stehen 10 (10^{22}, 14^{4}, 70^{8}, 70^{13}, 76^{21}, 136^{28}, 218^{23}, 250^{23}, 252^{31}, 254^{3}) in der Verbindung *dæm twæm,* von den 14 *twam* dagegen nur 3 (116^{27}, 144^{4}, 176^{1}) in der Verbindung *dæm twam.* Bringt man auf beiden Seiten die Stellen in Abzug, an denen dem *twam* oder *twæm* ein *þæm* vorausgeht, so stehen sich im Orosius 11 *twam* und 12 *twæm* gegenüber. Auch in der Cura steht 119^{8}, wo C und H übereinstimmen, *dæm twæm,* ebenso 451^{10}, wo die sonst *twam* begünstigende H allein die Stelle hat, nirgends aber *dæm twam.* Berücksichtigt man dies, so wird man um so eher geneigt sein, die *twam* des Orosius nicht erst auf dessen Schreiber, sondern bereits auf Alfred selbst zurückzuführen. Wichtig ist aber vor allem noch, daß im Orosius überhaupt Stellen vorkommen, an denen auf *þæm* doch ein *twam* folgt. Das würde ja sicher nicht möglich gewesen sein, wenn hier nicht *twám* im Gegensatze zu *dám* eine lebendige Sprachform gewesen wäre.

Kein Schwanken zwischen *a* und *æ* findet in den alten Alfred-Handschriften im Dativ von „beide“ statt. Nach Cosijn II 110 ist hier lediglich *bæm* bezeugt und zwar 2 mal übereinstimmend in beiden Handschriften der Cura und 3 mal im Orosius.

Im ersten Teile des Parker Ms. der Sachsenchronik (bis 891), dem einzigen nicht von Alfred selbst herrührenden strengwestsächsischen Denkmal aus Alfreds Zeit, hat Cosijn, wie er sagt, 9 *þæm* auf 41 *þam* gezählt, diese Zahl aber später nicht kontrolliert. Bei einer Nachzählung ergab sich mir, daß die Zahl 9 für *þæm* richtig ist, daß dagegen 51 *þam* in diesem Teile vorkommen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß von den 9 *þæm* 6 erst gegen Schluß dieses Teiles stehen und zwar 5 davon in der zweiten Hälfte des Jahreszahlkapitels 887 und 1 (als *dæm*) 891; in diesem ganzen Schlußteil der ursprünglichen Chronik findet sich überhaupt kein *þam* mehr. Auch von den übrigen 3 *þam* (635^{1}, 794^{8}, 797^{1})[1]) stehen die beiden letzten nahe bei einander und sind nur durch 1 *þam* (794^{6}) von einander getrennt.

[1]) Mit den kleinen Ziffern rechts oben bezeichne ich die Zeilen in Plummers Ausgabe.



Da ich die Handschrift nicht einsehen kann, so lasse ich dahingestellt, ob nicht das ausnahmslose Auftreten des *þæm* am Schlusse des ursprünglichen Teiles der Chronik auf einen besonderen Schreiber zurückzuführen ist, bemerke jedoch gleich hier, daß in dem sich unmittelbar anschließenden Teile der Chronik bis 912 ausnahmslos die Form *þæm (dæm)* und zwar nach meiner Zählung 40mal steht, um dann wieder von *þam* abgelöst zu werden. Aber auch wenn die bis 891 vorkommenden 9 *þæm* sämtlich vom Verfasser der Chronik selbst herrühren, so ist bei diesem doch *þam* die überwiegende und vielleicht in seiner Heimatsmundart allein gebräuchliche Form gewesen, die er selbst nur gelegentlich durch den (sich am Schlusse seiner Arbeit besonders stark geltend machenden) Einfluß eines Teiles seiner Umgebung durch *þæm* ersetzt hat. Unter den 51 *þam* befinden sich freilich nur 3 Dat. Pl. (874[10] *þam þe him læstan woldon,* 878[17] *þam wicum,* 887[3] *þam twam stedum*), aber diesen steht unter den 9 *þæm* nur 1 Dat. Pl. (887[18] *þæm londum*) zwischen lauter *þæm* als Singulardativen in der zweiten Hälfte von 887 gegenüber, wie denn auch im Orosius und in jeder der beiden Handschriften der Cura die Verteilung zwischen den Formen des Dat. Sg. M. und N. und denen des Dat. Pl. im wesentlichen übereinstimmt. Danach aber ist *þám* auch als Pluraldativ die dem Verfasser des ersten Teils der Sachsenchronik wirklich geläufige Form gewesen.

Wie vom Pluraldativ des Artikels so finden sich auch vom Dativ der Zweizahl im ältesten Teile der Sachsenchronik 4 Formen, hier aber 3 *twæm* (534[2], 871[10], 871[22]) und 1 *twam* (887[3]). Wie es aber mit dem einen *þæm* neben den drei *þam* eine besondere Bewandtnis hat, so auch mit dem einen *twam* neben den drei *twæm: twam* steht hier in der Verbindung *þam twam stedum,* ist also durch das mit ihm zusammengehörige *þam* begünstigt worden. Während also beim Artikel *þám* die vom Verfasser der Sachsenchronik bevorzugte und vielleicht bei ihm von Haus aus allein übliche Form war, ist dies bei der Zweizahl *twǽm* gewesen, während beinahe umgekehrt der Schreiber des Orosius (und wohl auch schon Alfred selbst) gerade *þǽm* so gut wie allein, dagegen *twám* häufig neben *twǽm* gebraucht hat. Aber bei ihrer Gegensätzlichkeit stimmen gerade diese beiden Vertreter des Strengaltwestsächsischen darin überein, daß sie den Dativ der Zweizahl mit dem Pluraldativ des Artikels nicht zusammengehen lassen.

In dieser Beziehung stimmt nun aber auch sowohl zum Orosius wie zum ersten Teile der Sachsenchronik die diesem ersten

Teile folgende Partie letzterer Schrift bis zur Jahreszahl 912. Dieses Stück hat, wie schon bemerkt, ausnahmslos *þæm* (*dæm*) und zwar 29mal im Dat. Sg., 11mal im Dat. Pl. Für den Dativ von „zwei" bietet diese ganze Partie nur einen einzigen Beleg und zwar in der Form *twam*, der aber unbedingt der Sprache desselben Mannes angehört haben muß, von dem die umgebenden *þæm* herrühren, zumal *twam* selbst hier in der Verbindung *þæm twam hergum* (894[9]) erscheint. Mag nun die Partie von 892—912 von einem oder von mehreren Verfassern oder Schreibern herrühren, jedenfalls ist für einen unter diesen einerseits *þǽm*, andrerseits *twám* die übliche Form gewesen. Und mag auch die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen sein, daß dieser Schreiber neben *twám* auch noch *twǽm* gebraucht hat, jedenfalls besteht bei ihm derselbe Gegensatz zwischen *þǽm* und *twám* wie im Orosius, nur daß bei ihm dieser Gegensatz noch schärfer ausgeprägt erscheint. Da diese Mittelpartie der Sachsenchronik, die nur *þǽm* ohne Nebenform kennt, mit dem Jahr 912 endet, darf man sie auch wohl noch als altwestsächsisch bezeichnen.

Der nun folgende Teil der Sachsenchronik bis 1001 bietet für den Dat. Sg. 17 *þam* und nur 2 *þæm* (917[4], 963[6]), für den Dat. Pl. 8 *þam* und überhaupt kein *þæm*. Für den Dat. Pl. von „zwei" finden sich hier nur 2 Belege und zwar beide Male für *twam* 918[19] und 924[4]. Obgleich in letzterem Falle die Verbindung *þam twam* steht, wird man doch wohl sagen dürfen, daß in dieser jüngeren Partie der Dat. Pl. des Artikels und der Dat. von „zwei" wirklich zusammengehen. Für den Dat. von „beide" fehlt es in diesem Teil der Sachsenchronik wie in den vorhergehenden gänzlich an Belegen.

Alle Teile der Sachsenchronik stimmen darin überein, daß sie den Gen. Pl. des Artikels konstant als *þara* bilden, für das nach meiner Zählung die erste Partie 4, die zweite 9, die dritte wieder 4 Belege bietet. Für den Gen. und Dat. Sg. F. ist in keinem Teile der Sachsenchronik eine andere Form als *þære* bezeugt, das ja nach Cosijn I 105 auch in den alten Alfred-Handschriften ausnahmslos steht.

Ziehen wir nun die Schlußfolgerungen aus der Verteilung der einzelnen Formen, so ergibt sich zunächst für den Schreiber der mittleren Partie der Sachsenchronik, daß sein *twám* von Haus aus eine Dualform gewesen sein muß, was sich ja für afr. *twām* nicht mit Sicherheit sagen läßt. Denn wenn auch die betreffende Mundart des Altwestsächsischen neben *dǽm*, dem alten Instr. Pl.,

gleichfalls einmal, wie das Altfriesische *dām*, den alten Dat. Pl., gehabt haben muß, so hat sie doch zu Gunsten von *đǽm* ausgeglichen, und es wäre kein Grund abzusehen, weshalb nicht dieselbe Mundart, wenn sie auch von der Zweizahl Pluralformen gebildet hätte, hier umgekehrt den Ausgleich zu Gunsten von *twám* getroffen haben sollte. Ja bei einem ursprünglichen Nebeneinander von *twǽm* und *twám* hätten sich der Verdrängung von *twám* durch *twǽm* sogar weniger Schwierigkeiten entgegenstellen müssen als derjenigen von *đám* durch *đǽm*, da *đám* durch *đá* als den Nom.-Akk. Pl. aller drei Geschlechter und durch *đára* als den Genetiv aller dreier in seinem Vokal gestützt wurde, während *twám* nur im Nom.-Akk. F. und eventuell N. *twá* eine Stütze gegen *twǽm* gefunden haben würde.

Ähnlich steht es mit der Mundart des Schreibers des Orosius (und wahrscheinlich auch schon Alfreds selbst und des Schreibers von C), in der das Nebeneinander von *twǽm* und *twám* gegenüber alleinigem *đǽm* allerdings darauf hindeutet, daß die Zweizahl hier auch schon Pluralformen neben der Dualform gebildet hatte, als beim Demonstrativum *đám* durch *đǽm* verdrängt wurde. War aber die Dualform neben den Pluralformen noch vorhanden, so erlangte, nachdem der Dat.-Instr. Du. und der Dat. Pl. als *twám* zusammengefallen waren, dies *twám* über den Instr. Pl. ein Übergewicht, das der Dat. Pl. *đám* über den Instr. Pl. *đǽm* nicht besaß. Auf diese Weise blieb hier *twám* neben *twǽm* noch erhalten, als *đám* gänzlich von *đǽm* verdrängt wurde. Wenn Alfred und der Schreiber des Orosius im Gegensatze zum Nebeneinander von *twám* und *twǽm* nur *bǽm* aufweisen (wobei es freilich bei der geringen Anzahl der Belege nicht ganz sicher ist, ob sie nicht daneben auch noch selten *bám* gebraucht haben), so wird das allerdings an der Beeinflussung durch *đǽm* liegen, das leichter einen Ausgleich zwischen minder häufigen Formen als einen solchen zwischen häufigen bewirken konnte.

Wenn in der Mundart des Schreibers von H *đám* neben *đǽm* üblich war, so könnte dies *đám* an und für sich auf Angleichung an die übrigen Pluralkasus *đá, đára* beruhen; da aber afr. *thām* unzweifelhaft alter Dat. Pl. ist, so wird das Gleiche auch für altwestsächs. *đám* zu gelten haben; hat doch der Schreiber von H auch in *ǽgen* neben *ágen* eine alte Form erhalten, die Alfreds Mundart fehlt (vgl. S. 82). Das lange Nebeneinanderstehen von *đǽm* und *đám* in der Mundart von H hat es offenbar bewirkt, daß hier auch neben dem sonst allein üblichen Gen. Pl. *đára* ein

đǽra geschaffen wurde, das aber zur Zeit unseres Schreibers noch nicht so häufig wie *đám* neben *đǽm* war[1]). Wenn dem Schreiber von H *twám* geläufiger als *twǽm* gewesen ist, so kann das wiederum daran liegen, daß in *twám* zwei Kasusformen, in *twǽm* aber nur eine Kasusform enthalten war; vielleicht aber waren in seiner Mundart wie in derjenigen der mittleren Partie der Sachsenchronik von Haus aus überhaupt keine Pluralformen für den Dativ und Instrumental der Zweizahl geschaffen und nur später in derselben nur *twǽm* neben *twám* nach dem Verhältnis von *đǽm* zu *đám* (also ähnlich wie *đǽra* neben *đára*) gebildet worden.

Am eigentümlichsten in Bezug auf die Verteilung der Formen, um die es sich hier handelt, ist unter den westsächsischen Mundarten die der ersten Partie der Sachsenchronik mit ihrem *twǽm* neben *đám*. Man sollte meinen, daß, wo *đám* über *đǽm* den Sieg davontrug, erst recht *twám* seine Nebenform *twǽm* verdrängt haben würde, da in *twám* zwei Kasusformen steckten, in *twǽm* aber nur eine einzige enthalten war. Es wäre ja nun freilich möglich, daß die Dualform hier schon vor ihrem lautlichen Zusammenfall mit dem Dat. Pl., also schon vor dem Abfall des *-z* in **twaimuz* untergegangen wäre: aber selbst in diesem Fall sollte man zunächst erwarten, daß, wo *đám* über *đǽm* siegte, auch *twám* über *twǽm* gesiegt hätte. Wenn die Richtung der Ausgleichung im ersten Falle umgekehrt wie im zweiten war, so kann das nur daran gelegen haben, daß das *á* von *đám* durch das *á* von *đá, đára,* das *ǽ* von *twǽm* aber durch das ihm ähnliche *ē* von *twēgen, twēga,* neben denen *twá* im Nom.-Akk. F. und vielleicht auch noch N. einflußlos blieb, gestützt wurde.

Erst in der jüngsten Partie oder in den jüngsten Partien der Sachsenchronik, also bereits spätwestsächsisch, gehen *đám* und *twám* gleichmäßig neben einander her. Hier hat *đám* über *đǽm* wohl

---

[1]) Dagegen hat die Doppelheit von *đám* und *đǽm* auch im Dat. Sg. M. und N. es in dieser Mundart nicht vermocht, neben dem Gen. und Dat. Sg. F. *đǽre* eine Nebenform zu schaffen: die Singularkasus waren hier also für das Sprachgefühl nicht durch ein so enges Band mit einander verknüpft wie die Pluralkasus, offenbar weil der Singular den Grundbegriff, der Plural aber eine bestimmte Besonderheit darstellt, die eben allen seinen Kasus eigen ist: sind doch aus diesem Grunde in den indogermanischen Sprachen verschiedene Pluralkasus wie der Dativ und Ablativ häufiger durch dieselbe Form ausgedrückt worden als verschiedene Singularkasus; die noch viel schärfere Besonderheit des Duals aber zeigt sich darin, daß die Dualkasus indogermanisch überhaupt nur auf drei Formen verteilt sind.

zugleich unter dem Einfluß von *đá, đára* und demjenigen von *twám,* mit dem es infolge der Ähnlichkeit des Nom.-Akk. Sg. F. und vielleicht auch N. beider Wörter (*đá, twá*) immerhin etwas assoziiert war, den Sieg davongetragen. Daß diese letzte Entwicklung vom Plural ausgegangen war, ersieht man auch daraus, daß in dem Jahreszahlkapitel 975 (das die Form eines Gedichtes hat) V. 12 und V. 15 der Dat. Sg. des Demonstrativums zwar schon *đám* (wie dessen Dat. Pl., der in diesem Gedicht selbst nicht vorkommt, in der gleichen Partie), aber der Dativ des Indefinitums, der sich erst nach dem Dat. Sg. des Artikels richten konnte, V. 36 noch *gehwǽm* lautet, obgleich doch die Form *gehwám* wegen des Nominativs *gehwá* nahe lag und deshalb auch *hwám* im Orosius allein und in H überwiegend neben *đǽm* steht (vgl. S. 82). Wenn *đám* im Spätwestsächsischen eine weitere Ausbreitung gewonnen hat, so hat es hier vielleicht nicht in allen Mundarten ein nur neben ihm vorhandenes *đǽm* verdrängt, sondern mag auch vielfach nur unter dem gleichzeitigen Einflusse von *đá, đára* und von *twám* an die Stelle eines längst schon allein gebräuchlichen *đǽm* getreten sein, was freilich auch unter dem Druck von Nachbarmundarten, die teils nur *đám,* teils *đám* neben *đǽm* besaßen, geschehen sein dürfte.

Im Anglischen ist für den Dativ des Artikels sowohl im Singular wie im Plural *đǽm* durchaus vorherrschend; die Form mit *á* ist selten und erscheint nur als *đán* (wie auch *đǽn* vorkommt; Sievers, Ags. Gr.³ § 337 Anm. 4): der junge Wandel von ausl. *m* in *n* deutet wohl darauf hin, daß man es hier allerdings mit einer Angleichung an *đá, đára* zu tun hat, wobei jedoch auch hier eine Mitwirkung von westsächs. mundartlich *đám* nicht unmöglich wäre[1]). Für den Dativ der Zweizahl ist die gewöhnliche anglische Form *twǽm* (Sievers, § 324 Anm. 1), das nach dem Nom. M. *twǽgen, twǽge* und besonders nach dem Gen. M. F. N. *twǽga, twǽgra, twǽge, twǽgera, twǽra* geschaffen worden ist; doch findet sich northumbrisch auch *twǽm,* die alte Pluralform. Es wäre aber gar nicht unmöglich, daß der alte Dual *twám* auch anglisch einmal existiert hätte und erst durch *twǽm* völlig verdrängt worden wäre, während *twǽm* an *đǽm* immer eine gewisse Stütze fand. Nicht ganz zu „zwei" stimmt auch hier „beide";

[1]) Der gleichfalls seltene Dat. Sg. M. und N. *đém* ist wohl aus *đǽm* unter Einfluß des Gen. *đes* und Akk. *đene* entstanden; häufiger ist dasselbe *đém* im Kentischen, wo es neben *đet, đes, đere* steht, also sicher auf Einfluß letzterer Formen beruht (vgl. Sievers, Ags. Gr.³ § 337 Anm. 3).

northumbr., wo allein der Dativ von „beide“ bezeugt ist, lautet er in den Lindisfarm Gospels nur *bǽm*, während *twǽm* dort nur Nebenform von *twǽm* ist; außerdem steht *bǽm* neben *bǽm* auch in northumbrischen Urkunden. Gerade wie westsächsich hat also auch northumbrisch der Artikel auf das seltenere „beide“ einen stärkeren Einfluß als auf das häufigere „zwei“ in diesem Falle ausgeübt.

Hat das Anglofriesische vor den übrigen germanischen Dialekten den *i*-Umlaut des germ. *ai* voraus, um für die Frage nach dem Ursprung des germanischen Pluraldativs seine Stimme entscheidend in die Wagschale werfen zu können, so das Altnordische die Erhaltung des ausl. *-z* als *-R* nach haupttoniger Silbe, um wenigstens den Unterschied zwischen ursprünglichem Pluraldativ und Dualdativ deutlich erkennen zu lassen. Wenn die ältesten altisländischen Handschriften regelmäßig *tveim,* aber fast durchweg *þrimr* und nur vereinzelt *þrim* bieten (Larsson, Ordförrådet 335 u. 385, Finnur Jónsson, Hauksbók XXX), so liegt hierfür doch schon von vornherein die Erklärung am nächsten, daß in *tveim* eine Dualform (= lit. *dvẽm,* abg. *dъvěma*), in *þrimr* (woneben das in älterer Zeit noch sehr seltene *þrim* als Angleichung an *tveim* und *fiogorom* zu betrachten ist) aber eine Pluralform (Instr. lit. *trimìs*, abg. *trьmi,* oder Dat. lit. *trims,* abg. *trьmъ*) zu sehen ist. Wenn Jónsson *tveim* als Analogiebildung nach *þeim* (in dem *r* nach unbetonter Silbe fortgefallen ist) erklärt, so ließe sich das ja sehr schön durch die Proportion *þeir, þá, þǽr, þau* : *tveir, tvá, tvǽr, tvau* = *þeim* : *tveim* stützen; doch müßte in einem solchen Falle auch der Gen. Pl. *tveggia* durch eine Analogieform nach *þeira* ersetzt worden sein, da nichts gegen eine solche Neubildung gewirkt haben könnte, was nicht auch gegen eine Neubildung *tveim* nach *þeim* in Wirksamkeit hätte treten müssen. Auch auf lautlichem Wege kann *tveim* nicht aus *tveimr* entstanden sein, da aisl. ausl. *-r* einem vorangehenden *-m* einer haupttonigen Silbe niemals, auch nicht wenn diesem ein Diphthong oder langer Vokal vorausgeht, z. B. nicht in *heimr, draumr, dómr* assimiliert worden ist; eine analogische Wiederherstellung des *-r* hat ja sicher in letzterem Worte nicht stattgefunden, da eine solche sonst auch in den Singularnominativen der einsilbigen Maskulina mit *l, n, s* im Wurzelauslaut und vorangehendem Diphthong oder langem Vokal wie in *heill, stóll, steinn, lauss, íss* eingetreten sein müßte. Ausl. *-R* hat sich aber als Dental nur auch wieder einem vorangehenden Dental einer haupttonigen Silbe mit Diphthong

oder langem Vokal assimiliert, nicht aber einem Labial in gleicher Stellung[1]). Da *tveimr* neben *tveim* noch nicht in den ältesten Handschriften vorkommt, so wird es erst als jüngere Angleichung an *þrimr* zu betrachten sein, nachdem sich neben *þrimr* auch *þrim* eingestellt hatte; doch ist die Entstehung von *tveimr* neben *tveim* wohl noch mehr als durch die Doppelheit von *þrimr* und *þrim* durch die Ähnlichkeit von *þriggia* und *tveggia* hervorgerufen worden. Daher begreift es sich auch, daß *tveimr* sich nicht lange gehalten hat (im allgemeinen nicht über c. 1200 hinaus; Noreen Aisl. u. anorw. Gr.[3] § 435 Anm. 1); der Druck aller übrigen Pluraldative auf *-m* und auch das Bestehen von *þrim* neben *þrimr* verschaffte hier wieder der älteren Form über die jüngere den Sieg. Es liegt hier also etwas ganz ähnliches vor wie im Spätwestsächsischen, wo der alte Dualdativ *twám* den neben ihm aufgekommenen Pluraldativ (eig. Pluralinstrumental) *twǽm* wieder zurückgedrängt hat.

Von den Formen der übrigen germanischen Dialekte könnten as. *twēm*, ahd. *zweim* gleichfalls sehr wohl ursprüngliche Dualdative sein, da das dem urbaltoslaw. **du̯oi̯mā* (lit. *dvẽm*, abg. *dъvěma*) entsprechende urgerm. **tu̯aimō* über **tu̯aimu* zu *twēm* und *zweim* hätte führen müssen; freilich hätte auch sowohl der Dat. wie der Instr. Pl. nicht anders als *twēm, zweim* lauten können. Dagegen kann got. **twaim* nur Pluralform sein, da aus urgerm. **tu̯aimō* gotisch nur ein **twaima* hätte werden können. Eine solche Form fiel allerdings ganz und gar aus dem Pluralsystem heraus, nach dem die Zweizahl im Gotischen abgewandelt wurde. Anders im Nordischen und Westgermanischen, wo die ursprünglichen Dualdative wie aisl. *tveim,* westsächs. *twám* sich trefflich in das Pluralsystem fügten.

Auch die Art, wie das *-z* des Dat. oder Instr. Pl. dem Gotischen verloren gegangen ist, zeigt sich wenigstens von derjenigen des Verlustes des *R* nach *m* im Nordischen durchaus verschieden. In letzterem hat hier eine Assimilation des ausl. *R,*

---

[1]) In *þeim* aus **þeimr* muß die ursprünglich unbetonte Form vorliegen, die das betonte **þeimr* deshalb verdrängte, weil sie in ihrem Ausgange *-m* zu allen übrigen Pluraldativen mit einziger Ausnahme von *þrimr* stimmte. Eine ursprünglich unbetonte Form des Demonstrativums ist ja auch das aus **su* in erneut betonter Stellung gedehnte *sú* (vgl. *sá* aus **sa* = got. *sa,* ai. *sa,* gr. *ὁ*); *su* selbst ist aus **sō* = got. *sō,* ai. *sā́,* dor. *ἁ* gekürzt worden. Die frühe Übertragung der unbetonten Form in betonte Stellung tritt besonders deutlich hervor in run. (adän.) *sūsi* wie analog auch die des aus **þō* = got. *þō* gekürzten Nom.-Akk. Pl. **þu* in run. *þūsi*.

das urn. noch in *borumR, gestumR* steht, an das *m* einer nichthaupttonigen Silbe stattgefunden, wie nach Noreen Aisl. u. anorw. Gr.[3] § 267 Anm. 4 die zehnmalige Schreibung *ollumm* für sonstiges *ǫllum* im altnorwegischen Homilienbuch zeigt (vgl. Wadstein Fornnorska homiliebokens ljudlära S. 135). Allerdings hat man hier auch für das Gotische eine Assimilation angenommen und von diesem Standpunkte aus es auch mit Recht auffällig gefunden, daß gotisch nicht auch im Akk. Pl. das *-z* dem vorangehenden *-n* assimiliert worden ist. Denn einem Dental hätte sich ja *-z* eigentlich leichter als einem Labial assimilieren müssen, wie ja auch eben das Nordische zeigt, wo sich ausl. *-R* dem vorangehenden Dental *-n* auch einer haupttonigen Silbe mit Diphthong oder langem Vokal, dem vorangehenden Labial *-m* aber überhaupt nur in nichthaupttoniger Silbe assimiliert hat. Freilich braucht überhaupt der durch den vorhergehenden Laut mitbedingte Verlust eines Lautes am Wortende keineswegs immer in der Form einer Assimilation an den vorhergehenden Laut zu geschehen; so sei hier nur daran erinnert, daß lat. ausl. *d* nach langem Vokal wie in *estō* aus alat. *estōd*; *tē* aus alat. *tēd* abgefallen, nach kurzem aber wie in *aliud, sed* erhalten geblieben ist. Auch im Gotischen selbst ist ja ausl. *-z* oder *-s* außer nach *-m* größtenteils auch nach *r* geschwunden, ohne daß hier eine eigentliche Assimilation stattgefunden haben kann, da inl. *z* und *s* nach *r* stets erhalten sind (vgl. z. B. *marzjan, wairsiza*); Brugmann Grundr. I[2] § 1029 Anm. 4 vergleicht hiermit die gleiche Erscheinung im Umbrischan, wo es *farsio „farrea"*, aber *ager* heißt. Im Gotischen aber ist eine Assimilation hier um so zweifelhafter, als der Verlust des *z* oder *s* aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch von der Quantität des dem *r* voraufgehenden Vokals abhängt (Braune Got. Gr.[3] § 78 Anm. 2; über *stiur* vgl. Jellinek ZfdA. XXXVII 319). Derselbe Gegensatz aber wie zwischen ausl. und inl. *rz* besteht auch zwischen ausl. und inl. *mz*, welches letztere nach dem Ausweise von *mimz*, dessen *mz* nur im Anschluß an die obliquen Kasus stehen kann, gleichfalls erhalten geblieben ist. Bei einer Auslautsschwächung konnte indes *z* oder *s* deswegen leichter nach *m* als nach *r* und *n* fortfallen, weil es sich als Dental weniger leicht hinter dem Labial *m* als hinter den Dentalen *n* und *r* sprechen ließ; wenn aber ausl. *z* oder *s* sogar hinter *r* bedingungsweise fortfiel, so wäre gerade seine Erhaltung nach *m* sonderbar genug gewesen. Bemerkenswert ist auch der Gegensatz von got. *þrim* mit Schwund des *z* auch nach haupttoniger

Silbe zur Erhaltung des *R* in aisl. *þrimr,* in dem allerdings das *r* eine Silbe für sich bildet.

Die gotischen Pluraldative lassen so wenig wie die meisten übrigen germanischen erkennen, ob sie auf einen Dat. oder Instr. Pl. oder auf beide zugleich zurückgehen. Dasselbe gilt ja auch von den meisten germanischen Pluraldativen mit erhaltenem *s* oder *R,* von urwestgerm. (niederrhein.) *Aflims, Vatvims* nicht minder wie von urn. *borumR, gestumR* und aisl. *þrimr.* Nur die dritte urwestgerm. niederrheinische Form, die dem lat. *Saithamia-(bus)* einer Parallelinschrift entspricht, gibt vielleicht genaueren Aufschluß über ihre Herkunft. Klinkenberg, der beide Inschriften zuerst und zwar in den Jahrbüchern des Vereins für Altertumsfreunde der Rheinlande, Heft 89, S. 231 f. veröffentlicht hat, las die germanische Dativform als *Saitchamims,* machte jedoch dazu die Bemerkung, daß der Stein auf beiden Seiten etwas abgestoßen und daher der Anfangs- und Endbuchstabe der drei ersten Zeilen verstümmelt, jedoch überall sicher sei; der Endbuchstabe der zweiten Zeile ist aber das *s* am Schlusse seines *Saitchamims.* Dagegen gibt hier das Corpus Inscr. Lat. XIII 7916 nach einem von Lehner gefertigten Abklatsch die Form *Saitchamimi* und ergänzt sie zu einem **Saitchamimis.* Wahrscheinlich wird diese letztere Lesung zu bevorzugen sein; doch ist noch eine genaue Nachprüfung des Originals notwendig. Wenn wirklich *Saitchamimi* zu lesen und ein *s* dahinter zu ergänzen ist, so hätten wir hier die für das Germanische früher nur erschlossene Form des Instr. Pl. in dativischer Funktion (*Matronis Saitchamimi Primus Freiattonis l. m.*). Das würde natürlich nicht hindern, daß in andern germanischen Dialekten wie im Anglofriesischen der ursprüngliche Dat. Pl. noch neben dem Instr. Pl. erhalten war. Doch war gerade auch auf anglofriesischem Boden, wie ags. *dǽm* zeigt, die Instrumentalendung *-mis* auch auf die *o*-Stämme, denen ja indogermanisch im Instr. Pl. kein *bh-* oder *m*-Suffix zukam, übertragen worden. Eine solche Übertragung könnte aber gerade durch das Danebenbestehen des Dat. Pl. auf *-mus,* der sich lautlich und funktionell mit dem Instr. Pl. auf *-mis* berührte, aber von Haus aus auch den *o*-Stämmen zukam, gefördert worden sein.

Dem vielleicht noch erhaltenen *-mis* des germ. ursprünglichen Instr. Pl. entspricht ai. *-bhis* des Instr. Pl. und air. *-b* aus urkelt. **-bis* des Dat. Pl., der air. also gleichfalls als ursprünglicher Instr. Pl. anzusehen ist (Brugmann Grundr. II² 2 § 287). Dem *-mis* nicht fern steht **-mis,* wie es Brugmann für das Urbaltoslawische

erschließt, und auf das sich jedenfalls abg. *-mi,* lit. *-mis* gemeinsam zurückführen lassen. Man könnte versucht sein, zwischen diesem **-mīs* und abktr. *-bīš,* wie es neben *-biš* als Suffix des Instr. Pl. überliefert ist, das gleiche Verhältnis wie zwischen germ. *-mis* und ai. *-bhis* zu sehen; doch ist die Unsicherheit in der Überlieferung der altbaktrischen Vokalquantitäten zu groß, als daß man einen solchen Schluß wagen dürfte.

Verwickelter liegen die Verhältnisse im Dat. Pl., wo sich allerdings lit. *-mus,* abg. *-mъ* mit dem Suffix, wie es in afr. *thām,* awestsächs. *ðǽm* ursprünglich enthalten gewesen sein muß, vereinigen lassen, wo aber nicht bloß apr. *-mans* für sich steht, sondern wo auch die *bh*-Suffixe des Arischen, Italischen und Keltischen einen mindestens vom Litauischen abweichenden Vokalismus aufweisen. Lat. *-bus* des Dat.-Abl. Pl. muß wegen alat. *protrebibos* auf *-bos* zurückgeführt werden (Lindsay-Nohl, D. lat. Spr. S. 463f.), zu dem auch altgall. *-βo,* das in *Ματρεβο Ναμαυσικαβο* in dativischer und pluralischer Funktion bezeugt ist, im Vokal· stimmt. Arisch *-bhi̯as* (ai. *-bhyas,* abktr. *-byō*) ist als Endung des Dat. und Abl. Pl. zugleich schwerlich von lat. *-bos, -bus* zu trennen und könnte sein *i̯* wegen der Verwandtschaft der dativischen Funktion mit der instrumentalen und wegen der bereits bestehenden Ähnlichkeit der Suffixe **-bhas* und *-bhis* miteinander von dem *-bhis* des Instr. Pl. erhalten haben. An der Abweichung von lit. *-mus* und wohl auch von abg. *-mъ* im Vokal von dem aus dem Italischen und dem Arischen zu erschließenden idg. *-bhos* braucht allerdings das Germanische nicht notwendig beteiligt gewesen zu sein, da hinter dem *-m* von afr. *thām,* awestsächs. *ðǽm* jeder beliebige dunkele Vokal, also auch idg. *o* gestanden haben kann: ein **-mos* aber würde sich zu **-bhos* genau wie *-mis* zu *-bhis* im Instr. Pl. verhalten. Jedenfalls bleibt aber auch eine Ähnlichkeit zwischen **-bhos* und *-mus* bestehen, insofern auch hier an erster Stelle ein Wechsel zwischen den beiden Labialen *bh* und *m,* an zweiter der zwischen den dunklen Vokalen *o* und *u* und an dritter gemeinsam ein *s* erscheint. Allerdings fehlt das *-s* in altgall. *-βo*: in diesem *-bo* ist offenbar ein älteres idg. **-bho* enthalten, das in *-bhos* pluralisiert worden ist (vgl. Streitberg Urg. Gr. S. 229).

Ai. *-bhyām,* abktr. *-bya* des Duals können ihr *i̯* um so eher vom Instr. Pl. auf *-bhis* erhalten haben, als sie ja nicht nur dativisch und ablativisch, sondern auch instrumentalisch fungieren: ja die Aufnahme des *i̯* in das Suffix des Dat.-Abl.-Instr. Du. könnte

wohl derjenigen in das Suffix des Dat.-Abl. Pl. erst den Weg geebnet haben. Bei der Unsicherheit in der Uberlieferung der altbaktrischen Vokalquantitäten hat man auch nicht nötig, das *a* von *-bya* als ursprüngliche Kürze aufzufassen: setzt man es aber als Länge an, so verhält sich das daraus gewonnene idg. **-bhā* zu dem urbaltoslaw.-germ. **-mā* des gleichen Kasus wie wieder idg. *-bhis* zu germ. *-mis* im Instr. Pl. Das *m* von ai. *-bhyām* bleibt allerdings (so gut wie das *n* von apr. *-mans* im Dat. Pl.) rätselhaft. Auch über kelt **-bin* in **dṷo-bin,* woraus air. *dib-n* (Brugmann Grundr. II² 2 § 205), wage ich keine Vermutung.

Betreffs des Instr. Sg., der im Arischen so wenig mit einem *bh*-Suffix wie im Germanischen mit einem *m*-Suffix erscheint, und deutlich mit ersterem überhaupt nur im Armenischen, mit letzterem im Baltoslawischen auftritt, lasse ich dahingestellt, ob er in dieser Form bereits indogermanisch war; gr. *-φι* gilt ja für die verschiedensten Kasus und ebenso gut für den Plural wie für den Singular; als Singularsuffix läßt es sich allerdings mit arm. *-v* des Instr. Sg. vereinigen (Brugmann Grundr. II² 2 § 187), zu dem als Suffix des Instr. Pl. *-vkʿ* gebildet worden ist. Falls lit. *-mi* im Dat. und Instr. Pl. der *i*-Stämme in der godlewischen Mundart (als *-imi* neben *-ims* und *im*; Brugmann Litauische Volkslieder und Märchen S. 297f.) nicht erst auf *-mis* beruht, würde gr. *-φι* aus idg. **-bhi* als Pluralsuffix diesem lit. *-mi* parallel gehen: jedenfalls könnte **-bhi* so gut wie *-bho* ursprüngliches Pluralsuffix gewesen sein und so gut wie dies in einer jüngeren Periode der indogermanischen Ursprache ein *-s* zur stärkeren Hervorhebung der pluralischen Bedeutung erhalten haben. Wie gr. *-φι* nicht nur als Instrumental, sondern auch als Lokativ und Ablativ, selten auch als Genetiv und Dativ fungiert, so mag ein gewisser Ansatz zu dieser Funktionserweiterung auch schon indogermanisch vorhanden gewesen sein, ein Ansatz, der möglicherweise auch die Übertragung des *i* von *bhis* in den Dat.-Abl. Pl. im Arischen gefördert haben könnte.

Wie man nun aber auch die Sache im einzelnen auffassen mag, so viel steht jedenfalls fest, daß in drei Kasusformen dem arischen und keltischen *bh* oder daraus entstandenem *b* ein baltoslawisch-germanisches *m* gegenübersteht; im Dat.-Abl. Pl. kommt für *b* aus *bh* auch noch das Italische hinzu, und zu den *bh*-Suffixen gesellen sich auch noch gr. *-φι* und arm. *-v*; nirgends aber steht anstatt des *bh* in irgend einem Kasus ein *m* in dem ganzen Sprachenkreise vom Arischen bis zum Keltischen (über air. *an-*

mimm vgl. Zupitza KZ. XXXVII 404f.). Die weite Verbreitung des *bh* und das Auftreten des *m* für *bh* in zwei einander benachbarten Sprachabteilungen beweist die Richtigkeit der alten Theorie, daß in dem *m* eine gemeinsame Neuerung des Germanischen und Baltoslawischen gegenüber ursprünglichem *bh* vorliegt, eine Neuerung, die wir für um so sicherer zu halten haben, je eigenartiger der Wechsel zwischen *m* und *bh* überhaupt und je eigentümlicher das Auftreten des *m* für *bh* in drei verschiedenen Kasus des Germanischen und Baltoslawischen zugleich erscheint. Daß hier der eine Laut erst an die Stelle des anderen getreten ist, wird noch besonders daraus deutlich, daß dem Baltoslawischen im Instr. Pl. speziell der *o*-Stämme die Bildung mit einem *m*-Suffix, dem Italischen aber im Dat.-Abl. Pl., der die Funktion des Instr. Pl. mitübernommen hat, gleichfalls bei den *o*-Stämmen die Bildung mit einem *bh*-Suffix fehlt, und daß im Instr. Pl. auch im Arischen bei den *o*-Stämmen neben der Bildung mit *bh* noch die ursprüngliche Bildung (ai. *vṛ̥kāis,* abktr. *vəhrkāiš* = lit. *vilkaìs,* abg. *vlъky,* auch lat. *lupīs,* gr. *λύκοις*) vorhanden ist. Das Eintreten des *m* für *bh* als Anlaut verschiedener Kasussuffixe im Germanischen und Baltoslawischen ist die deutlichste Durchbrechung des Stammbaums, nach dem sich die indogermanischen Sprachen in Kentum- und in Satem-Sprachen teilen, durch die Welle.

Bezüglich des Aufkommens der *m*-Suffixe für die *bh*-Suffixe ließe sich vielleicht zunächst auch denken, daß ursprünglich im Indogermanischen für einen der drei (oder vier) in Betracht kommenden Kasus neben der Form mit *bh*-Suffix eine ihr im übrigen gleiche mit *m*-Suffix gelegen hätte, etwa neben dem Dat. Pl. auf **-bhos* oder **-bhus* auch ein Dat. Pl. auf **-mos* oder **-mus,* daß sodann überall, wo es Kasussuffixe mit *-bh* gab, solche mit *m* daneben getreten wären (also z. B. neben **-bhis* nun ein **-mis,* neben **-bhīs* ein **-mīs* usw.) und daß dann die Hauptmasse des Indogermanischen die Formen mit *m,* das Germanische und Baltoslawische aber die mit *bh* hätten fallen lassen. Indeß sieht man nicht ein, woher ein solches *m*-Suffix eigentlich gekommen sein soll. Ich bin daher der Meinung, daß man zu der alten Theorie einer lautlichen Entstehung des *m* aus *bh* wird zurückkehren müssen, die allerdings nicht willkürlich, sondern nur unter bestimmten Bedingungen erfolgt sein kann.

Bei meiner Annahme gehe ich von der lautlichen Verwandtschaft des *m* und *bh* als zweier Labiale aus. Durch Einfluß eines

Nachbarlautes hätte allerdings *bh* kaum in *m* übergehen können, außer daß es sich einem vorangehenden *m* selbst assimiliert hätte, in welchem Falle es aber für das Sprachgefühl nicht mehr als selbstständiger Laut erschienen wäre; wo das neu entstandene *m* ein selbständiger Laut blieb, kann es nur auf einer Fernassimilation oder Ferndissimilation beruhen. Eine Fernassimilation von *bh* an *m* wäre nun derjenigen von *u̯* an *m* nicht unähnlich, wie sie in gr. *μύρμηξ* gegenüber abg. *mravija,* air. *moirb,* abktr. *maoiri* aus **maru̯i* vorliegt. Man muß auch in Betracht ziehen, daß Fernassimilationen in der Kindersprache, aus der doch der Lautwandel stammt, sehr häufig erscheinen, und daß die Mediae aspiratae, die doch in allen indogermanischen Sprachen mit Ausnahme des Indischen verschwunden sind, besonders den sprechen lernenden Kindern schwer gefallen sein müssen, daß *m* dagegen einer der leichtesten und am frühesten erlernten Laute für die Kinder ist, und endlich, daß *m* überhaupt gern als Resultat von Fernassimilationen auftritt (Beispiele bei Brugmann Grundr. I² § 973). War nun *m* für *bh* im Anlaut einer haupttonigen Endsilbe da eingetreten, wo im stammhaften Teile des Wortes schon ein *m* vorausging, so konnte es sich von solchen Wörtern aus wiederum deshalb auch analogisch leicht weiter verbreiten, weil es selbst ein sehr leicht zu sprechender, das *bh* aber, an dessen Stelle es trat, ein sehr schwer zu sprechender Laut war[1]).

Daß auch eine Ferndissimilation zwischen *bh* und *bh* leicht möglich gewesen wäre, ist unschwer einzusehen. Waren schon, wie das die Hauchdissimilation des Altindischen zeigt, zwei verschiedene Mediae aspiratae in demselben Worte schwer zu sprechen, so war diese Schwierigkeit bei zwei einander gleichen Mediae aspiratae natürlich noch gesteigert. Da aber *bh* ein im Indogermanischen sehr häufiger Laut war, so wird die Zahl der Wörter, in denen vielleicht *bh* im Anlaut einer haupttonigen Endsilbe gegen vorausgehendes *bh* zu *m* dissimiliert wurde, nicht gering gewesen sein. Daher könnte auch von diesen letzteren Wörtern aus das sich ungleich leichter als *bh* sprechen lassende *m* im Germanisch-Baltoslawischen für das funktionsgleiche *bh* aller übrigen Wörter analogisch eingetreten sein.

W. Schulze verweist mich zur Stütze meiner Annahme auf einen sicheren Vorgang ähnlicher Art. Wenn es ai. *máhyam,* lat. *mihī* gegenüber ai. *túbhyam,* lat. *tibī* heißt, so ist in ersterem

[1]) Darüber, daß auch Analogiebildungen lautlich mitbedingt sein können, vgl. Wegener ZfdPhil. XI 455f. und Verf. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde I 59.

Falle bereits indogermanisch *bh* gegen den nicht einmal gleichen, sondern nur ähnlichen Laut *m* zu *h* dissimiliert worden. Also idg. *m* und *bh* wurden als verwandte Laute empfunden, und letzteres unterlag als ein schwer zu sprechender Laut besonders leicht der Dissimilation.

Berlin. Richard Loewe.

Angelsächsisch ece.

Germ. Sprachw.[1] 37 habe ich ags. *acan* „schmerzen“ als verwandt mit gr. ἄγος N. „Frevel, Blutschuld“ bezeichnet; dieselbe Zusammenstellung hat dann auch Wood Amer. Journ. of Philol. XXVII 59 unter Hinzufügung von ai. *āgas* N. „Sünde, Unrecht“ vorgenommen. Wenn der Vergleich richtig ist, dann ist bereits indogermanisch dialektisch das Verbalabstraktum **ag-os*, **āg-os* aus dem Begriffe „Schmerz“ in den von „Frevel, Sünde“ übergegangen, was dann um so leichter möglich war, wenn schon der betreffende Teil des Indogermanischen das zu Grunde liegende Verbum verloren hatte. Daneben aber kann in einem anderen Teile des Indogermanischen, zu dem die Vorstufe des Germanischen gehörte, das Verbalabstraktum **agos* in der Bedeutung „Schmerz“ neben dem zugehörigen Verbum „schmerzen“ fortbestanden haben. Wenn nun das Angelsächsische keine dem gr. ἄγος oder ai. *āgas* direkt entsprechende Bildung aufweist, so kann das natürlich daran liegen, daß hier die meisten Wörter dieser Flexion in andere Deklinationsklassen übergetreten sind. Nach Sievers Ags. Gr.[3] § 263 Anm. 4 gehörten wohl von kurzsilbigen Maskulinis der *i*-Klasse *bere, ege, hate, sige* „und vielleicht auch noch einige andere“ ursprünglich den Neutris auf idg. *-es, -os* an, und in der Tat wird ein solcher Übergang dadurch sehr wahrscheinlich, daß nicht nur den Abstrakten *ege, hete, sige* ein got. *agis, hatis, sigis,* sondern daß auch dem Konkretum *bere* ein got. **baris* (in *barizeins*) gegenübersteht. Auf diese Weise könnte also auch das ags. Verbalabstraktum *ece* „Schmerz“ aus einem Neutrum **akiz* (got. **akis*), das dem griech. ἄγος entspräche, hervorgegangen sein. Die Dehnstufe in ai. *āgas* neben der Normalstufe in gr. ἄγος, ags. *ece* hat Parallelen in ai. *āpas* „Opferhandlung“ neben ai. *apas* „Werk, Handlung, Opferhandlung“, lat. *opus* „Werk“, in gr. κῆδος „Sorge, Kummer, Trauer“, dor. κᾶδος neben

got. *hatis* „Haß“, aisl. *hatr* und in gr. *ἦθος* „Sitte, Charakter“ neben *ἔθος* „Sitte“ [1]).

Richard Loewe.

Angelsächsisch geréfa.

Ahd. *grāfo, grāfio* hat bereits Leo Meyer Die got. Sprache S. 76f. richtig zu got. *gagrēfts* „*δόγμα* (Beschluß, Gebot)“ gestellt und beiden Wörtern ein gotisches Verbum **grēfan* „gebieten“ zu Grunde gelegt. Mit ahd. *grāfo, grāfio* sind auch die übrigen kontinentalgermanischen Formen des Wortes leicht zu vereinigen, und auch ags. *groefa* unterscheidet sich von *grāfio* nur durch den Ablaut. Dagegen scheint die gewöhnliche angelsächsische Form des Wortes *geréfa* mit dem *e* ihrer Anfangssilbe auf den ersten Blick die ganze Herleitung wieder in Frage zu stellen, und man hat deshalb auch entweder nach einer anderen Etymologie für ahd. *grāfo, grāfio* und ags. *geréfa* zugleich gesucht oder doch *geréfa* von *grāfio* und zugleich von *gagrēfts* getrennt. Aber beides ist nicht wohl möglich: denn die Bedeutung von ags. *geréfa* „praepositus, villicus, decurio, comes, procurator, dispensator domus, praefectus“ ist dieselbe wie die von ags. *groefa* „praeses“ und die von ahd. *grāfo, grāfio* „praeses, tribunus, princeps militaris, procurator, comes“, und die Vermutung, daß *geréfa* (und eventuell dann auch *groefa, grāfio*) zu ahd. *ruova*, aisl. *-róf* „Zahl“ im ursprünglichen Sinne von „Scharmeister“ gehöre, hat keine Stütze in der Bedeutung von *geréfa, groefa, grāfio* selbst. Daß aber *geréfa* und *grāfio* auch lautlich zu vereinigen sind, wird ja auch durch *groefa* gefordert, das in dem Fehlen des *e* zwischen *g* und *r* zu *grāfio*, im Ablaut aber zu *geréfa* stimmt. Daher bleibt garnichts anderes übrig, als einen Weg zu suchen, wie sich ags.

[1]) Nach den Beispielen zu schließen, könnte vielleicht auch hier die Dehnung die größere Wichtigkeit des Begriffes (d. h. in diesen Fällen ursprünglich wohl die größere Intensität oder auch die längere Dauer der Handlung, also z. B. *ἄγ-ος* ursprünglich einen intensiven, andauernden Schmerz, bezeichnet haben (vgl. KZ. XLVII 145f.), wenn auch bei Wörtern von solcher Bedeutung, wie ai. *āpas* auch im Sinne von „Opferhandlung“ und gr. *ἄγος* dartun, die Beibehaltung der Kürze gleichfalls zulässig war, und auch umgekehrt, wie gr. *ἦθος* im Sinne von „Sitte“ zeigt, bei der gedehnten Form die größere Intensität oder längere Dauer der zu Grunde liegenden Handlung nicht bei jeder Verwendung deutlich hervortritt. Da gr. *κῆδος* besonders „Trauer um einen Verstorbenen“ bedeutet, so dürfte auch mit diesem Worte die Vorstellung einer intensiveren oder länger dauernden Handlung als mit einem Worte für „Haß“ verknüpft gewesen sein.



geréfa sowohl mit ags. *groefa* und ahd. *grāfio* als auch mit got. *gagrēfts* ohne Schwierigkeit lautlich zusammenbringen läßt.

Bei diesem Suchen wird man davon auszugehen haben, daß in einer Beziehung ags. *geréfa* dem got. *gagrēfts* allerdings näher steht, als dies *groefa* und *grāfo, grāfio* tun, nämlich in der Zusammensetzung mit *ga-*. Für das Gotische könnte man neben *gagrēfts* „Gebot" sehr wohl ein **gagrēfja* oder auch ein ablautendes **gagrōfja* „Gebieter, Befehlshaber" erwarten; diesem letzteren **gagrōfja* aber würde ein ags. **gegroefa*, **gegréfa* entsprechen. Von einem solchen **gegréfa* unterscheidet sich nun aber unser *geréfa* ja nur durch das Fehlen des zweiten *g*. Dies aber kann nur durch Dissimilationsschwund gegen das erste *g* ausgefallen sein: das ähnlichste Beispiel von einem Dissimilationsschwunde aus einer anderen Sprache, das ich anzuführen wüßte, wäre abktr. *frāγrārayeiti* neben *fra-γrāγrāyeiti* „er weckt auf" (Brugmann Grundr.[2] I § 981): hier wie dort ist die Spirans *γ* vor *r* durch Dissimilation gegen ein vorangehendes *γ* geschwunden. Auch ags. *groefa* könnte auf dieselbe Grundform wie *geréfa*, d. h, durch Haplologie auch auf **gegroefa*, zurückgehen. Ebenso ist auch für ahd. *grāfo, grāfio* (und entsprechend auch für die übrigen kontinentalgermanischen Formen) Entstehung aus einem **gagrāfo*, **gagrāfio* durch Haplologie möglich. Sollte das alte Verbum **grēfan* einen allgemeineren oder einen etwas abweichenden Sinn gehabt und die Bedeutung „gebieten" erst in der Zusammensetzung mit *ga-* erhalten haben, so wäre die Annahme einer solchen Haplologie sogar notwendig.

Wenn neben ags. *geréfa* auch einmal *geréafa* vorkommt, so ist das entweder ein Schreibfehler oder und zwar wahrscheinlicher der Scherz eines Schreibers, der das Wort an *geréafian* „diripere" anlehnte, oder auch eine bereits sonst in der Sprache bestehende scherzhaft gemeinte Volksetymologie nach *geréafian*.

Richard Loewe.

Gr. λαγωός

hat Schwyzer schlagend richtig als „Schlappohr" gedeutet. Die Osseten nennen den Hasen „Langohr", *tärqūs* (Ws. Miller Grdr. d. ir. Ph. I Anh. 30), die Perser „Eselsohr", *χargōš*. W. S.

Zur lateinischen und romanischen Betonung.

1. Die romanische Fortsetzung lateinischer Wörter wie *tenebras* oder *integrum* bietet Schwierigkeiten, die bisher nicht beseitigt sind. Wenn auf kurzen Vokal der vorletzten Silbe Muta mit Liquida folgt, gilt diese Silbe für die lateinische Betonung als kurz, das Wort trägt den Ton auf der Drittletzten. Das legt man sich so zurecht, daß Muta mit Liquida zur folgenden Silbe gehörte, daß also der Vokal vor der Muta in offener Silbe stand. Das Romanische weicht eigentümlicherweise in diesem Fall vom Lateinischen ab: es betont die lateinische vorletzte Silbe. Betonung der Paenultima mit kurzem Vokal paßt sonst bekanntlich nur zur geschlossenen Silbe. Eine solche setzt aber das Romanische nicht voraus; denn es hat den Vokal gedehnt. Das Romanische zeigt also die Fortsetzung einer kurzen und doch betonten Paenultima.

Wiederholt haben Sprachforscher versucht, diese Eigentümlichkeit zu erklären, ihre Versuche haben jedoch keinen Erfolg gehabt. Auch der jüngste Versuch, die Schwierigkeit zu meistern (Meyer-Lübke Einführung[2] 114), ist mißglückt. M.s Darlegung ist in zwiefacher Hinsicht unrichtig. Wenn man, dem Übergang von **tálentum*, **pérfectum*, **fénestrae* zu *taléntum, perféctum, fenéstrae* entsprechend, aus *ténebrae* in der Volkssprache *tenébrae* werden läßt, so ist damit noch nicht die Vorstufe für die romanischen Wörter gegeben, die ja, wie gesagt, offene Paenultima voraussetzen. Ferner ist es ausgeschlossen, daß die Messung ⏑⏑– für *tenebrae* auf Nachahmung griechischer Metrik beruht, das hatte schon Havet Romania VI 434 richtig den Forschungen über römische Metrik entnommen. Es sind nicht die volkstümlichen Dichter Plautus und Terenz, die durch Muta cum Liquida Positionslänge entstehen lassen; das tun nur Dichter wie Vergil. Dazu ist uns außerdem die Betonung auf der Drittletzten bei derartigen Wörtern mehrfach aus dem Altertum bezeugt. Das älteste Zeugnis liefert Quintilian I 5, 28 für *vólucres*. Es kann also darüber gar kein Zweifel herrschen, daß auch im Hochlatein Muta mit Liquida keine Position bildete; wo ausnahmsweise bei Dichtern hier doch Position vorliegt, haben wir es mit einer Nachahmung älterer griechischer Messung, wie sie bei Homer üblich war, zu tun.

Trotz der — scheinbar so großen — Schwierigkeiten liegt die Lösung, hoffe ich, gar nicht so fern. Schon Probe e. sprachw. Kommentars zu Homer 179 und in meinem Vortrag auf der Philologenversammlung zu Graz (IFA. XXVI 50) habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß in der Vorstufe des Lateinischen Muta mit Liquida noch Position bildet, d. h. daß der Verschlußlaut oder genauer die Pause im Verschlußlaut lang war (s. Homer-Kommentar 6f.). Daß dies im Vorlateinischen so liegt, ist um so begreiflicher, als ein Teil dieser Lautverbindung auf Spirant mit *r (-sr- > -br-)* zurückgeht. Den Beweis für einst geschlossene Silbe erbringt der Umlaut. Im einzelnen liegt es mit den Vokalen dabei so:

a wurde zu *e* vor *br* in: *cerebrum, tenebrae?, palpebra, palpetra?;* in *alabrum* steckt Assimilation an die erste Silbe, *alibrum* ist eine junge Bildung.

Vor *cr: consecro desecro* usw.; *alacris* ist assimiliert, die lautgesetzliche Form *alecris* lebt in den romanischen Sprachen fort.

Vor *gr: integrum, peregre.*

Vor *tr: impetro, perpetro* usw., *triquetrus, Aletrium* neben assimiliertem *Alatrium; genetrix, obstetrix* (*genitrix* nach *genitor;* hiernach auch *obstitrix* und *janitrices?;* über *tonitrus* vgl. Brugmann Grundr.[2] II 1, 385).

e ist geblieben vor *br* in: *alebria* „bene alentia", *celebris, fenebris, funebris, illecebra, pellecebrae; ludibrium* ist dem Einfluß von *ludibundus, ludicer* usw. erlegen.

Vor *tr: penetro?, meretrix, mulcetra* „Heliotrop"; *accipitro* mit *i* nach *accipiter.* Liegt altes *i* vor in *calcitro* „schlage hinten aus", *talitrum* „Schnippchen"? In *reciprocus* u. a. steckt *i* der Fuge.

o ist zu *u* geworden vor *pl* in: *locuples, octuplus?*

Vor *br: consubrinus* neben assimiliertem bz. nach *soror* gebildetem *consobrinus.* Liegt *o* zu Grunde in *enubro* „inhibenti" Paul. Fest. ed. Lindsay 67 neben abgelautetem *inebrae* „aves, quae in auguriis aliquid fieri prohibent; et prorsus omnia *inebra* appellantur, quae tardant vel morantur agentem" ebda. 97?

Vor *gr: indugredī?* Vor *cr* ist in *mediocris* der Vokal eines damals noch geläufigen (?) Simplex *ocris* beibehalten, doch vgl. Ernout, Les élém. dial. 205.

u scheint geblieben zu sein in: *quadruplus, colubri* (Gen.), *colubra?* In Wörtern wie *molucrum* „Mißgeburt" ist die Herkunft des *u* unklar. Assimilation liegt in *lucubro* „arbeite bei Licht", *lugubris* vor.

Muta mit Liquida hat also bei dem Umlaut denselben Einfluß ausgeübt wie die anderen Konsonantengruppen; denn *a* wird regelmäßig zu *e*, *e* und *i* bleiben; *o* wird zu *u*, *u* bleibt, vgl. *confectus, impendeo, venisse, promunturium, effundere*. Daraus ergibt sich der sichere Schluß, daß die Silbe vor Muta mit Liquida einmal geschlossen war.

Damit ist die Erklärung der romanischen Fortsetzungen von *tenebras, integrum* usw. schon gegeben. Das Vulgärlatein hat, wie es sonst bei geschlossener Vorletzter im Lateinischen allgemein geschieht, den Ton auch hier auf die Paenultima treten lassen. Da die geschlossene Silbe in der Folgezeit geöffnet wurde, setzte das Hochlatein den Ton auf die Drittletzte. An der Öffnung der Silbe hat aber das Vulgärlatein auch teilgenommen. Da fragt es sich, zu welcher Zeit sich dieser Vorgang abgespielt hat, vor oder nach dem Einsetzen des Dreisilbengesetzes. Die beiden Möglichkeiten verdienen Erwägung. Auch im Hochlatein kann einmal *intégrum* gesprochen, nach Öffnung der Vorletzten aber *íntegrum* betont worden sein. Möglich ist jedoch ebenso, daß die Öffnung schon vor dem Dreisilbengesetz eintrat und daß die ehemalige Schließung für den Akzent im Vulgärlatein gleichwohl wirksam blieb. Das ist nur denkbar, wenn die lange Vorletzte zur Zeit der Anfangsbetonung einen Nebenton trug. Wir müßten dann annehmen, daß *péllecèbra, íntègrum* usw. im Volkslateinischen auch nach Öffnung der Paenultima den Nebenton behielten, im Hochlatein aber nicht. Als mit dem Dreisilbengesetz der Nebenton zum Hauptton wurde, konnte es im Vulgärlatein daher nur *pellecébra, intégrum*, im Hochlatein nur *pellécebra, íntegrum* heißen.

Welche von den beiden Möglichkeiten mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, wollen wir gleich sehen. Meine Erklärung der romanischen Formen in Betonung und Quantität, bez. Qualität der Vokale bleibt davon unabhängig.

2. Dafür, daß *pellecébra* im Hochlatein zu *pellécebra* geworden wäre, wüßte ich keine schwerwiegenden Gründe vorzubringen. Für die andre Möglichkeit scheinen mir mehrere Argumente zu sprechen, wenigstens, wenn das Dreisilbengesetz wirklich auf altem Nebenton beruht. Wenngleich man Ahlbergs Theorie über die Umwandlung der Anfangsbetonung in das Dreisilbengesetz (Studia de accentu Latino, Lund 1905, S. 57f.) nach Bergfelds Auseinandersetzungen (De versu Saturnio, Diss. Marburg 1909, vgl. Glotta VII 1f.) vielleicht nicht mehr durch die Betonungen im Saturnier wie *tèmpestátibus* usw. stützen kann, glaube ich doch,

daß ursprünglicher Nebenton auf der Vorletzten, bez. Drittletzten den Übergang am einfachsten erklärt[1]). Hierfür fällt der Umlaut in der geschlossenen Mittelsilbe, wie ich zeigen werde, sehr ins Gewicht. Dem widerspricht allerdings das, was Skutsch Glotta IV 187f. über den lateinischen Akzent vorgetragen hat. Danach soll die jüngere Betonung nicht nur auf etruskischen Einfluß zurückgehen, sondern es sollen auch die in Betracht kommenden Silben, soweit sie kurzen Vokal vor zwei Konsonanten enthielten, völlig unbetont gewesen sein; denn nach Skutsch ist z. B. **conscando* zu **conscn̥do* und weiter zu *conscendo* geworden. Ich kann das nicht für richtig halten. Was dagegen zu sagen ist, hat Sommer Kritische Erläuterungen S. 30f. schon vorgebracht: Weder die Entwicklung der Diphthonge noch die Überreste der Verschiedenheit in der Vokalfärbung *sinister, scelestus, voluntas* sind mit der von S. vorgeschlagenen Synkope vereinbar. Ich füge noch hinzu, daß der Unterschied im Vokalismus geschlossener und offener Mittelsilben bei dieser Theorie ebenfalls rätselhaft bleibt. Darum braucht aber der andre Gedanke, daß die ehemalige lateinische Anfangsbetonung eigentlich etruskisches Gut sei, nicht ebenso verkehrt zu sein. Ich finde ihn im Gegenteil recht fruchtbar und würde, wenn ich mehr von der Etruskologie verstände, den Versuch machen, bei den andern italischen Sprachen nach weiteren Zusammenhängen zu suchen. Im Gegensatz zu Skutsch S. 198f. halte ich an — mindestens einstmaliger — Anfangsbetonung auch des Oskisch-Umbrischen fest und vermute in der Synkope dieser Sprachen und besonders auch in der ausgedehnten Anaptyxe des Oskischen, die wie im Etruskischen Färbung des Nachbarvokals zeigt, eine nicht zufällige Ähnlichkeit mit dieser nichtindogermanischen Sprache. Doch das nur nebenher! Mir kommt es hier nur darauf an, daß vorhistorischem Nebenton nichts im Wege steht.

Wenn ich recht sehe, wird erst durch Annahme eines solchen Nebentons der lateinische Umlaut der Mittelsilben verständlich. Die Verwandlung eines *a* in *e*, eines *o* in *u* usw. in geschlossener Mittelsilbe bedeutet ebenso wie die eines *a, e, o* in *i* bez. *ü* usw. in offener Mittelsilbe eine Verengung der Mundöffnung. Das läßt sich sehr wohl als Schwächung infolge der starken Anfangsbetonung verstehen: die auf die erste Silbe verwendete Kraft läßt die Artikulation in den folgenden Silben erschlaffen, vgl.

[1]) Vgl. hierzu und zu dem Folgenden jetzt auch Muller IF. XXXVII 187f.



Sommer Krit. Erl. a. a. O.[1]). Warum aber wird in der offenen Silbe die Weite der Mundöffnung mehr verengt als in der geschlossenen? Auf das Deutsche dürfte bei der Beantwortung der Frage nicht hingewiesen werden, obwohl auch wir in den offenen Silben engere Vokale haben als in den geschlossenen; bei uns ist das eine Begleiterscheinung von Länge und Kürze des Vokals, wir sprechen in der offenen Silbe langen engen Vokal und in geschlossener Silbe kurzen weiten Vokal. Das hat mit dem lateinischen Unterschied zwischen *conficio* und *confectus* nichts zu tun. Nehmen wir aber an, daß im vorhistorischen Latein jede lange Mittelsilbe stärker betont wurde als die kurze, dann verstehen wir, warum die geschlossene, daher lange Silbe der Verengung nicht so sehr ausgesetzt war wie die kurze offene.

Aus der etwas stärkeren Betonung langer Mittelsilben entwickelte sich dann auf langer Paenultima ein Nebenton und, wenn diese kurz war, auf langer Antepaenultima. Aus diesem Nebenton ist später der Hauptton entwickelt worden. Die oben aufgeworfene Frage, ob *intégrum* im Hochlateinischen zu *ìntegrum* geworden sein wird, möchte ich daher lieber verneinen und mich dafür aussprechen, daß im vorhistorischen Hochlatein der Nebenton auf kurz gewordener langer Silbe schwand, im Vulgärlatein aber nicht. Zu dieser Entscheidung ermutigen auch die folgenden Erwägungen.

3. Ebensowenig wie für *tenebras, integrum* sind die romanischen Entsprechungen von *parietem, arietem* bisher verständlich gemacht worden. Auch hier ist die Schwierigkeit eine doppelte: Der Akzent ist im Romanischen auf die Vorletzte getreten, und das so unter dem Ton stehende *e*, das im Lateinischen zweifellos kurz war, hat die Qualität eines langen, d. h. geschlossenen *ẹ*, angenommen. Geschlossener Vokal ist aber nur bei diesen Wörtern für das Romanische anzusetzen, nicht auch für Wörter wie *mulięrem, filiǫlum,* die vom Romanischen aus zwar auch Paenultimabetonung verlangen, aber unter dem Ton offenen Vokal. Meyer-Lübke Einf. 114 leitet zweifelnd den Unterschied zwischen *pariẹ́tem* und *mulięrem, filiǫlum* aus dem Einfluß des *r* und *l* auf den vorausgehenden Vokal her. In Wirklichkeit ist damit zunächst nichts gewonnen — obwohl die Konsonanten eine Rolle spielen — weil nicht *mulięrem, filiǫlum* im Romanischen ungewöhnliche Qualität des Vokals haben, sondern *pariẹtem, ariẹtem.*

[1]) Vgl. auch Meillet MSL. XV 265f.



Auch hier ist es einfach, die Schwierigkeiten zu beseitigen. Nicht nur beim Volk, auch im Hochlatein muß ein Unterschied in der Weite des vorletzten Vokals zwischen *mulię̨rem* und *parietem* bestanden haben, wie sich zeigen wird. Man hat dies bisher darum nicht erkannt, weil man sich nicht genügend Rechenschaft abgelegt hat von dem Verhalten mittelsilbiger Vokale, die selber hinter Vokalen stehen. Man nimmt an, daß *e* hinter *i* blieb, daß *a* oder *o* hinter *i* zu *e* wurde, daß aber *ol* hinter *e* oder *i* nicht zu *ul* umgelautet werden konnte (so bei Sommer ^{2}99/100). Da fragt man sich, warum man bei *e*, bez. bei *o* stehen blieb und nicht in *i*, bez. *u* verwandelte. Die Antwort liegt für *e* sehr nahe: Dissimilation verhinderte das Zustandekommen von *ii* ebenso wie bei *ambiegnus* gegenüber *confringo*. Aber warum blieb man bei *iol, eol?* Darauf gibt es bisher keine Autwort.

Bei Feststellung dieser Vokalverhältnisse hat man den Vokalismus von *potiundi, euntis, eundi* übergangen. Warum ist hier nicht **potiondi, *eontis, *eondi* geblieben? Waren *capiundi, potiundi* Analogiebildungen nach Formen wie *scribundi* usw., war *eundi* analog nach *potiundi* usw. gebildet? Warum wurde dann nicht gleich **iundi* daraus? Gewiß kann man sich über dieses Bedenken hinwegsetzen. Aber wonach hätte sich *euntis* richten sollen? War es infolge eines zeitweiligen Promiscuegebrauches von **eondi, eundi* neben **eontis* entstanden? Auch so etwas ist nicht ausgeschlossen, aber so recht wahrscheinlich kommt mir das nicht vor. Ist es nicht viel einfacher, das *e* und *i* vor dem *o* für ein Erhalten des *o* gar nicht verantwortlich zu machen und vielmehr in *capiuntur, eundi, euntis* usw. die lautgesetzliche Form zu sehen? Wie steht es aber dann mit den Diminutiven auf *-iolus* und *-eolus?*

Ich finde darauf nur die eine Antwort: das dem *o* in *-iolus, -eolus* zu Grunde liegende *e* kann nicht unbetont gewesen sein. Unbetontes *eł* wurde bekanntlich vor Vokal wie vor Konsonant zu *uł: Siculus* aus **Sícelos,* entlehnt aus *Σικελός, percułsus* aus **pércełsos* zu *percello.* Ehemals betontes *eł* ergab nur vor Konsonant *uł,* dagegen vor Vokal *oł: pulmentum* aus **péłpmentom* zu umbr. *pelmner,* aber *olīva* aus **élaiu̯ā,* entlehnt aus gr. *ἐλαιϝα.* Der Vorgang war wohl so, daß einmal allgemein *eł* vor Konsonant zu *uł,* vor Vokal zu *oł* wurde, einerlei ob betont oder unbetont. Man hatte also aus **Sicelos* zunächst **Sicolos,* gleichzeitig mit **perculsos.* Erst durch Wirkung der Aufangsbetonung wurde das unbetonte *oł* ebenfalls zu *uł: Siculus* aus **Sicolos.*

Wenn man wegen des noch belegten *molta* die Verdumpfung vor Konsonant chronologisch anders anordnen will, so wird doch meine Annahme für antevokalische Stellung bestehen bleiben können. Die Wörter auf *-iolus, -eolus* machten nur die Umwandlung von *el* zu *ol* mit, vom Umlaut wurden sie nicht mitergriffen. Das kann ich nur so deuten, daß das *o* damals nicht unbetont war. Hauptbetont war es auch nicht, da ja der Hauptton noch auf der ersten Silbe ruhte, mithin muß der Vokal dieser Silben nebenbetont gewesen sein. Das ist nun ein ganz genaues Gegenstück zu *tenebras*. Auch hier war vorhistorisch, wie ich gezeigt zu haben glaube, die Vorletzte nebenbetont, auch hier war sie — nach Veränderung der Muta, d. h. nach Kürzung der Pause des Verschlußlautes — kurz. Und nun haben wir noch weiter dieselbe Erscheinung wie bei *tenebras*. Allgemein wird die Qualität des Vokals der umgelauteten Paenultima beibehalten; aber der Nebenton auf kurzer Silbe bleibt nur im Volkslatein, um danach zum Hauptton zu werden, während er im Hochlatein vor Eintritt des Dreisilbengesetzes verschwindet. Volkslatein und Romanisch stimmen demnach in der Betonung der Wörter *filiolum, capreolum* usw. völlig zu einander. Das *o* war in seiner Färbung natürlich nicht anders als sonst vor *l*, es war offen, daher auch ital. *figliuolo*. Also wurde *ol* in ehedem haupt- und nebenbetonten Silben gleichmäßig behandelt.

Wie kam es aber, daß vorhistorisches **filiòlos* Nebenton hatte? Ich glaube, darauf gibt das geschlossene *ẹ* in *páriẹ̀tem* die richtige Auskunft. Als sich die Vokale *a, e, o* in offener Mittelsilbe durch die Umlautsschwächung zu *i* verengten, trat bei vorausgehendem *i* eine Dissimilation ein, vgl. Brugmann ASGW. 1909, 162. Natürlich leistete nicht offenes *ę* (= *ä*) Widerstand, sondern ein *e*, das schon ganz zu *i* hinneigte, also geschlossen (*ẹ*) war; erst so lag ja die Gefahr der Verschmelzung mit dem vorausgehenden *i* nahe. Daß dieses *e* nicht offen, sondern geschlossen gesprochen wurde, kann man auch aus der Verbindung mit konsonantischem *i̯* sehen. Hier verband sich, während *conię̄ctus* erhalten blieb, in der inschriftlich noch bewahrten Form *coniecia̯nt* das eine Zeit lang durch die Dissimilationskraft bewahrte *ẹ* wegen der Lautähnlichkeit mit dem vorausgehenden *i̯* zu *ẹ*, das bald weiter zu *i* führen mußte, wie jedes *e* in offener Mittelsilbe, daher das übliche *conicio*. Wenn ich so in *coniecio* eine zeitliche Zwischenform zwischen **coniacio* und *conicio* erblicke, will ich nicht gesagt haben, daß der Umlaut in offener Mittelsilbe in zwei zeitlich

getrennten Akten vor sich ging, deren erster wie in geschlossener Mittelsilbe zu *e* und deren zweiter zu *i* führte. Eine solche Annahme, die z. B. auch Sommer ²98 zu machen scheint, dürfte daran scheitern, daß wir von andern Wörtern nirgends Zeugnisse einer Zwischenstufe, wie etwa **confecio,* besitzen.

Dadurch daß sich das *ẹ* in *parịetem* u. a. gegen die Vermengung mit dem vorausgehenden Laut sträubte, wird es sich allmählich einen Nebenton angeeignet haben, der sich im Volkslatein dann zum Hauptton auswuchs und, wie es nach Meister Lat.-Griech. Eigenn. 22f. nicht unwahrscheinlich ist, sogar zur Dehnung geführt hat. Bei *conicio* war es, wie die Weiterentwicklung zeigt, gar nicht erst zu diesem Nebenton gekommen. Dagegen wird wie **párièṭem* auch **fìlièlos* bestanden haben, das begreiflicherweise zu *filiolus,* nicht zu **filiulus* führte. Wie die Formen auf *-eolus* z. B. *capreolus* zu stande kamen, ob analogisch nach denen auf *-iolus* oder nach eigenem Lautgesetz, wird sich kaum entscheiden lassen und ist in diesem Zusammenhang auch belanglos.

In *mulịerem* war ebenfalls der Nebenton auf der Vorletzten: **múlièrem,* genau aus demselben Grund wie bei **fìlìọlom,* **ál-vèọlom,* **párièṭem.* Das *e* konnte aber hier nicht die Verengung (*ẹ*) beibehalten wie in *parịetem,* das wurde durch das folgende *r* verhindert. In nicht haupttoniger offener Silbe wurde ja sogar *i* vor *r* zu *e* wie in *viderim* neben *vidisti, vidisse,* wie in *cineris* zu *cinis,* in *pulveris* zu *pulvis,* in *Falerii* neben *Falisci.* Wir haben jedoch keinen Anlaß, dieses *e* für anders als offen zu halten; dann wird aber das *r* auch in *mulịerem* offene Aussprache des vorausgehenden *e* bewirkt haben.

Aus dem allen ergibt sich nunmehr die folgende Chronologie: 1) Anfangsbetonung, 2) *el* > *ol* vor Vokal (*ul* vor Konsonant); Entstehung des Nebentons in **ténèbras, párièṭem* usw., 3) Umlaut, darunter auch *ol* > *ul* in unbetonter Silbe, 4) Beseitigung des Nebentons auf kurzen Silben im Hochlatein, 5) Dreisilbengesetz.

4. Zwischen den zusammengesetzten Zeitwörtern im Lateinischen und Romanischen besteht ein durchgreifender Unterschied. Im Lateinischen ist das Kompositum vom Simplex häufig im Vokalismus der Stammsilbe unterschieden, weil der ehemalige Anfangsakzent Umlaut bewirkt hat, daneben gibt es auch eine Zahl von Rekomposita. In den romanischen Sprachen ist dieser Unterschied zwischen einfachem und zusammengesetztem Zeitwort völlig aufgehoben bis auf ein paar ganz vereinzelte Fälle, wo das Kompositum wegen der Bedeutungsveränderung nicht mehr als

solches gefühlt wird. Frz. *retient,* it. *ritiene* gehen daher nicht auf *rétinet,* sondern auf *reténet* zurück. Im Vulgärlateinischen der späteren Zeit trifft man auch schon manche Rekomposita, die das klassische Latein noch nicht kennt. Niedermann hat Neue Jahrb. f. kl. Alt. XXIX 331f. auf solche Beispiele von neuem hingewiesen, so auf *decadit* in der Mulomedicina Chironis (frz. *déchoit*), *commando* für *commendo* bei Velius Longus usw. Dabei hat man, so viel ich weiß, bisher zwei Fragen noch nicht beantwortet: inwieweit liegt bei einem Rekompositum der Akzent auf der Stammsilbe, auch wenn diese eine kurze Paenultima ist, und von wann an hat ganz allgemein das Simplex sich mit seinem Ton und seinem Vokal durchgesetzt? Einer Form wie *providet* sieht man doch nicht an, ob sie noch das alte *próvidet* ist oder schon das jüngere *provídet,* von der frz. *pourvoit* herstammt. Im klassischen Latein haben wir auch Rekomposita *appeto intellego* usw., aber diese hat man *áppeto intéllego* betont. Warum hat man sich nicht damit begnügt, daß es *cónvenit* neben *venit* lautete, warum hat man *convénit* daraus gemacht, das frz. *convient* ergab?

Die Antwort liegt auf der Hand. Die romanische Dehnung der Kürze in offener Silbe hat den Anstoß zu der grundsätzlichen Analogiebildung gegeben; denn sie hatte das Kompositum radikal verändert und vom Simplex verschieden gestaltet. *cónvenit* unterschied sich ja seitdem nicht mehr bloß durch die Betonung von *venit,* sondern auch durch die Quantität: *cónvęnit,* aber *vęnit.* Neben *tęnet* lag jetzt das ganz anders aussehende *rętinet* usw. In allen Verben mit kurzer offener Stammsilbe drohte der Zusammenhang zwischen Simplex und Kompositum verloren zu gehen. Das also war das Signal für die Umänderung. Wörter wie *commendo,* die sich von dem Simplex auch jetzt nur im Vokal unterschieden, werden nachgefolgt sein, um auch genauere Übereinstimmung herzustellen, daher *commando.* Es wäre interessant, ob sich aus den Texten etwa die Reihenfolge, die man theoretisch vermuten sollte: 1) Typus *reténet* und *convénit,* 2) Typus *commando* noch feststellen läßt. Von den alten schon klassischen Rekompositis haben sich nur isolierte Wörter mit der lateinischen Betonung erhalten, so it. *conto,* frz. *conte,* das auf *computo* und it. *colco,* span. *cuelgo,* frz. *couche,* das auf *colloco* mit Synkope der Vorletzten zurückgeht.

Frankfurt a. M. Eduard Hermann.



Kleine Beiträge zur lateinischen Syntax.

1. Zum Localis der Zeit.

Wie hat man die beiden Ablative aufzufassen in Sätzen wie Caesar b. G. III 23, 2: *Tum vero barbari commoti, quod oppidum et natura loci et manu munitum paucis diebus, quibus eo ventum erat expugnatum cognoverunt, legatos quoque versum dimittere coeperunt,* b. G. IV 18, 1: *Diebus decem, quibus materia coepta erat comportari, omni opere effecto exercitus traducitur,* b. G. V 26, 1: *Diebus circiter quindecim, quibus in hiberna ventum est, initium repentini tumultus ac defectionis ortum est?*

Delbrück erwähnt diese Konstruktion, wie schon Ablativ, Localis, Instrumentalis S. 18, so deutlicher Vgl. Synt. I 224 unter dem Localis, der wie im Altindischen hier stehe, „um den Endpunkt der als verflossen gedachten Zeit zu bezeichnen" (vgl. auch Brugmann Grundr.[2] II 2, 512). Als Beispiel führt er Cic. p. Rosc. Am. § 105 an: *mors Sex. Roscii quadriduo, quo is occisus est, Chrysogono nuntiatur* und übersetzt „am vierten Tag nach seiner Ermordung . .". Diese grammatisch ungenaue Übersetzung läßt den zweiten Ablativ nicht zu seinem Recht kommen. Gemeint ist natürlich nur, daß *quadriduo* ein Localis der genannten Art ist, also „nach Verlauf von vier Tagen". Aber was ist *quo?*

Kühner-Stegmann Ausf. Gramm. II 1, 356 bedient sich derselben Erklärung und desselben Beispiels, übersetzt aber „vier Tage später, als er getötet worden war". Durch diese Übersetzung ist der erste Ablativ zum Instrumentalis mensurae gemacht. Aber im Ernst kann eine solche Auffassung nicht in Betracht kommen; der komparative Begriff, von dem dieser Kasus sonst abhängig ist, fehlt hier völlig.

Benett Syntax of early Latin II 298 erklärt das *quo* als echten Ablativ. Der Ausgangspunkt dieses Gebrauches sei in Beispielen mit dem Singular *quo* zu suchen wie Cic. p. Rosc. Am. 7, 20: *Quadriduo, quo gesta sunt, res ad Chrysogonum in castra L. Sullae Volaterras defertur.* Hier soll *quo* von Haus aus nicht auf *quadriduo* bezogen, sondern so viel wie *ab eo tempore quo* [oder sagen wir lieber *quo ex tempore*] gewesen sein; erst durch Mißverstehen des *quo* sei dieses auf *quadriduo* bezogen worden, und darum habe man auch den Plural angewandt und z. B. in dem zuerst genannten Beispiel aus Caesar nicht mehr *paucis diebus,*

quo, sondern *paucis diebus, quibus* gesagt. Eine derartige Umbildung muß man als recht wohl möglich zugeben. Wir würden dann dieselbe Ausdrucksweise zu Grunde zu legen haben, wie sie in griechischen Konstruktionen steckt, so in GDI. 3591a 40 aus Kalymna *ἐν ἀμέραις ἴκατι, ἀφ' οὗ κα ἐγμαρτυρηθῆι* oder 4991 VIII 17 aus Gortyn *καὶ μέν τις [κ' ὀ]πυίει ἐν ταῖς τριάκοντα, ἐ' κα ϝείποντι* usw. s. Griech. Forsch. I 21f. 67f.

Aber die Erklärung Benetts stößt auf mehrere Schwierigkeiten. Im Lateinischen gibt es einen Ablativus temporis ohne Präposition sonst nirgends, *quo* = *quo ex tempore* ist darum recht bedenklich. Zwar wird *ex* bei Zeitbegriffen gebraucht, so steht *ex quo* Livius I 35, 4 *se ex quo sui potens fuerit, Romam cum conjuge ac fortunis omnibus commigrasse;* aber bei den vorklassischen und den im engeren Sinne klassischen Schriftstellern kommt dieser Ausdruck nicht vor; auch *ex quo tempore* scheint vorklassisch nicht belegt zu sein, wie überhaupt im Altlatein temporales *ex* sehr selten ist (Schmalz[4] 408). Auch mit *a* werden vielfach Zeitbegriffe verbunden, wie *ab initio, a principio;* jedoch *a quo tempore* oder *a quo* „seitdem" fehlt gerade. Es ist also höchst unwahrscheinlich, daß es im ältesten Latein einmal ein temporales *quo* „seitdem" gegeben hat.

Auch im Urindogermanischen scheint mir ein Ablativus temporis nicht existiert zu haben. In derjenigen Sprache, in der man den Ablativ der Zeit am allerersten in gewisser Ausdehnung erwarten sollte, im Altindischen, ist er nur ganz vereinzelt zu finden, vgl. Delbrück S. F. V 113f., Speijer Sanskritsyntax S. 77, Vedische und Sanskrit-Syntax 16. Er ist hier nur gebräuchlich hinter einigen Raumbegriffen, die auch zeitlich verwandt werden; abgesehen davon gibt es kaum ein Beispiel. Aus dem Avesta weiß Reichelt Handbuch 251 nur einen einzigen Fall aufzuführen, der vielleicht besser als Instrumental aufzufassen ist. Die Adverbien auf *-tas,* die nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich gebraucht werden, spielen in diesem Zusammenhang keine Rolle. Einen ablativischen Genetiv der Zeit ohne Präposition kennt weder das Griechische noch das Baltisch-Slavische, obwohl der Genetiv in lokaler Bedeutung auf die Frage „woher" auch ohne Präposition zu finden ist. Temporales *ἀπὸ, ἐξ,* slav. *izъ otъ,* lit. *isz* hat sich also wohl erst sekundär, und zwar von Ortsbegriffen aus, entwickelt.

Demnach ist es gleich unwahrscheinlich, daß *quo* in *quadriduo quo* ein echter Ablativ ist, mag man das Lateinische für sich allein

betrachten oder die verwandten Sprachen als Zeugen mit heranziehen.

Beide Ablative sind der Erbe des alten Localis. Zunächst betrachten wir den ersten Ablativ! Delbrücks Auffassung ist ganz richtig, sie bedarf aber, wie es mir scheint, noch der genaueren Begründung. Daß es ein Localis ist, beweist das besonders im älteren Latein so häufig dabei stehende *in* wie Terenz Andria 104 *in diebus paucis, quibus haec acta sunt, Chrysis vicina haec moritur;* das ist „Chrysis stirbt wenige Tage, nachdem das abgemacht war". Genau genommen hat man aber wegen des *in* zu übersetzen „im Verlauf von wenigen Tagen nach der Abmachung". Dieses Beispiel steht sehr nahe einem Satz aus der lateinischen Tabula Bantina 16 *eis in diebus quinque proxsumeis, quibus quisque eorum mag(istratum) inperiumve inierit, iouranto,* das ist „jeder soll im Verlauf der ersten fünf Tage nach Amtsantritt den Eid leisten". Hier läßt sich aber nicht so wie in dem Beispiel aus der Andria übersetzen „fünf Tage nach dem Amtsantritt", das ergäbe einen anderen Sinn. Der Zusatz von *proxsumeis* zeigt hier deutlich, daß der Satz anders aufgefaßt werden muß. Der Schwur muß geleistet sein, ehe die fünf Tage um sind. Sobald aber z. B. in dem Verbum des übergeordneten Satzes die Vollendung in der Vergangenheit oder Zukunft liegt, wird der Ausdruck zweideutig. Im Sen. Cons. Bacch. 29 heißt es: *in diebus decem, quibus vobeis tabelai datai erunt, faciatis, utei dismota sient* „sorgt dafür, daß sie innerhalb der zehn Tage entfernt sind". Die Entfernung muß vor Ablauf der zehn Tage vollendet sein; damit ist aber zugleich gesagt, daß sie es auch nach Ablauf dieser Zeit sein muß. Hier entsteht Zweideutigkeit, und Zweideutigkeit liegt auch in dem Vers aus der Andria vor. Chrysis stirbt innerhalb der wenigen Tage, nach denen die Hochzeit verabredet war; das ist auch nach dem Verlauf weniger Tage. Hier liegt aber die Unbestimmtheit in dem Wort *paucis;* stände *tribus* dafür da, so wäre die Sache etwas anders. Dann wäre gesagt, daß das Mädchen 3 Tage nach der Verabredung stirbt, vom römischen Standpunkt aus auch „im Verlauf der drei Tage", damit ist aber nicht gemeint am ersten oder zweiten, sondern am dritten oder vierten Tag. Es sind also mancherlei Brücken, die *in* mit Ablativ zu der Bedeutung „nach Verlauf" führen.

Da das *in* hierbei von Hause aus „innerhalb" bedeutet, wie das am deutlichsten ist bei Hinzufügung eines Zahladverbiums,

z. B. Plaut. Bacch. 1127 *rerin ter in anno tu has tonsitari,* woneben auch der bloße Ablativ steht z. B. Sueton Augustus 31, 4 *Compitales Lares ornari bis anno instituit vernis floralibus et aestivis,* so hat man, der Zweideutigkeit entgegenkommend, bei dem besprochenen Ablativ gern die Präposition weggelassen, und das ist die gewöhnliche Konstruktion bei Cicero und Caesar. Beispiele dafür sind gleich eingangs schon erwähnt. Der erste der beiden Ablative in solchen Sätzen ist genau so gebraucht, wie er auch ohne den folgenden Relativsatz zu finden ist: Caesar b. c. 1, 41, 1 *eo biduo ... Caesar in castra pervenit,* also genau so wie altindisch *samvatsare* in der Bedeutung „nach einem Jahr", vgl. Gaedicke Accus. im Veda 178, Delbrück S. F. V 117; vgl. auch frz. *dans 40 ans* „nach Ablauf von 40 Jahren" gegenüber *en 40 ans* „im Lauf von 40 Jahren".

So wie der Aorist *ἔβαλε* „er schoß" von zwei Seiten angesehen werden kann, vom Endpunkt aus: „er traf" und vom Anfangspunkt aus: „er schoß ab", so ist das auch der Fall mit dem erörterten temporalen Localis im Lateinischen. Daher kann *paucis illis diebus* „innerhalb dieser wenigen Tage" sein „nach diesen paar Tagen" und auch „vor diesen paar Tagen"; wir haben die beiden Bedeutungen neben einander Cicero pro Cluent. 108 *paucis enim diebus illis* („nach") *et ipse privatus est factus et hominum studia defervisse intelligebat* und in Verr. II 4, 39 *responderet illud argentum se paucis illis diebus* („vor") *misisse Lilybaeum.* Den Übergang von „innerhalb" zu „vor" kann man sich an Cicero Verr. II 2, 64 *venerat ad illum illo biduo Laetilius* klar machen. „Er war innerhalb der vorausgegangenen zwei Tage gekommen", damit ist aber nicht ausgedrückt, daß er erst den letzten der beiden Tage gekommen ist; so kommt man auf „zwei Tage vorher" oder „vor zwei Tagen". Auch diese Ausdrucksweise gibt es schon im alten Latein, so Plautus Men. 206 *quattuor minis ego istanc anno emi uxori meae.* Während von der Gegenwart aus in die Zukunft gerechnet *hoc biduo* „jetzt nach zwei Tagen" bedeutet, ist es von der Gegenwart aus in die Vergangenheit gerechnet „jetzt vor zwei Tagen", s. Kühner-Stegmann II 1, 356f.; Beispiele auch bei Ebrard De ablativi locativi instrument. usu 593, du Mesnil, Fleckeisens Jahrbücher 1884, 766f.

Von dieser Art ist der Ablativ des Relativpronomens in den zur Rede stehenden Verbindungen, also Cicero pro Roscio 105: *mors Sex. Roscii quadriduo quo is occisus est Chrysogono nuntiatur* „Dem Chrysogonus wird der Tod des Sex. Roscius in

(= nach) vier Tagen gemeldet, in (= vor) denen er ermordet wurde.“ So kommt es also, daß der zweite lokale Ablativ eine ähnliche Bedeutung gewinnt, wie der echte Ablativ. Daß aber dieser nicht dahinter stecken kann, ergibt sich erst jetzt ganz deutlich. Die Ordinalzahl wird hier im Hauptsatz nicht angewandt; sie zu gebrauchen hätte näher gelegen als die Kardinalzahl, wenn das Relativum echter Ablativ war. „Am vierten oder fünften Tag, von dem aus gerechnet ...“ wäre doch natürlicher gewesen (vgl. aus der lex Acilia repet. 21: *utei is die vicensumo ex eo die, quo quoiusque quisque nomen detolerit*), als „In vier Tagen, von denen aus gerechnet ...“, wobei man ja nicht recht verstehen konnte, ob von dem ersten oder letzten Tag aus gerechnet war. Die Konstruktion entstand eben anders: an dem Localis mit der Bedeutung „innerhalb“, und dazu paßte nur die Kardinalzahl.

2. Zum Ablativus instrumentalis.

Nach der bekannten Schulregel steht zum Ausdruck der den Feldherrn begleitenden Macht der Ablativ eines mit einem allgemeinen Attribut versehenen Substantivs ohne *cum;* die Präposition muß dagegen hinzugefügt werden, wenn das Attribut eine Zahl ist oder ein Attribut fehlt, es heißt also *proficisci cum exercitu, cum tribus legionibus,* aber *magno exercitu.* Delbrück sagt darüber V. S. I 236: „Dieser Instrumental bei militärischen Ausdrücken hat sich offenbar erhalten, weil er fast schon als ein Instrumental des Mittels zu betrachten ist, da die Soldaten dem Führer gegenüber kaum mehr als Persönlichkeiten gelten“. Das will mir nicht einleuchten. Warum soll denn der Römer nur gesagt haben „vermittelst eines großen Heeres aufbrechen“, aber nicht „vermittelst des Heeres aufbrechen“? Die Schulregel stimmt übrigens nicht genau; nicht selten ist *cum* zu finden, wo es nach dieser Regel ausgeschlossen wäre. Wenn es z. B. Caesar b. G. I 2, 1 heißt: *is civitati persuasit, ut de finibus suis cum omnibus copiis exirent,* so könnte *cum* hinzugefügt sein, weil die Begleitung, das Zusammen besonders ausgedrückt werden soll. Aber es gibt auch umgekehrt Beispiele, bei denen man *cum* „zusammen mit“ erwarten sollte, bei denen es aber nicht steht, so b. G. II 19, 1 *Caesar equitatu praemisso subsequebatur omnibus copiis.* Es bleibt jedoch dabei, daß *cum* stets stehen muß, wenn eine Zahl hinzugefügt wird oder kein Attribut gebraucht ist. Es heißt nur z. B. b. c. I 10, 3 *cum his quinque legionibus ire contendit* oder

I 41, 1 *eo biduo Caesar cum equitibus nongentis in castra pervenit.* Warum konnte der Römer hier nicht ebenfalls den Instrumental des Werkzeugs anwenden?

Die Frage muß in Zusammenhang mit einer andern beantwortet werden, die bisher dabei übersehen worden zu sein scheint. Warum darf der Ablativus modi nur dann ohne Präposition gebraucht werden, wenn ein Attribut dabei steht? Wir lesen wohl bei Accius 133 *qui . . . effrenata impudentia . . . mertare institit,* aber bei Cicero de div. 60 *multaque facere inpure atque taetre cum temeritate et inpudentia.* Warum konnte nicht *temeritate* und *impudentia* allein stehen? Der Fall liegt genau so wie oben. Das Substantiv allein muß *cum* zu sich nehmen.

Die Lösung des Rätsels scheint mir folgende zu sein. Der bloße Kasus hat sich darum nur bei hinzugefügtem Attribut halten können, weil die Zweiheit der Ablative an dem Ablativus absolutus eine Stütze hatte. In vielen Fällen war ja dieser Ablativus modi von einem absoluten Ablativus in der Bedeutung gar nicht weit entfernt, so in dem Beispiel *effrenata impudentia;* ebenso konnte *ingenti exercitu* fast wie ein absoluter Ablativ gefühlt werden, z. B. Livius I 23, 3 *Albani priores ingenti exercitu in agrum Romanum impetum fecere.* An Ausdrücke wie *magnis copiis* konnte sich *omnibus copiis* anlehnen, das ja kaum mehr als Ablativus absolutus gefühlt werden konnte: „indem die Truppen vollzählig waren“, vgl. den prädikativen Gebrauch bei Horaz carm. III 30, 6 *non omnis moriar.* Bei dem Zahlwort war solche Auffassung natürlich überhaupt ausgeschlossen; hier gab man darum den bloßen Kasus auf. Natürlich konnte sich auch das alleinstehende Substantiv unter solchen Umständen nicht halten.

Selbstverständlich will ich damit nicht behaupten, daß für das Sprachgefühl Ciceros und Caesars *ingenti exercitu* ohne *cum* ein absoluter Ablativ war. Ich habe nur die Vermutung aussprechen wollen, daß zur Zeit, als die Differenzierung der Ausdrucksweise — teils mit teils, ohne *cum* — entstand, gewisse Ausdrücke an dem bedeutungsverwandten Ablativus absolutus einen Halt hatten. Es ist ja doch überhaupt nicht so, daß die einzelnen Gebrauchsweisen vom Sprachgefühl logisch gegliedert werden, wie sie der Grammatiker in sauber etikettierte Fächer legt. Ich kann mir aber das wohl vorstellen, daß nach dem Sprachgefühl der Römer in der klassischen Zeit ein Adjektiv mit Substantiv im bloßen Ablativ stehen durfte, während dem Substantiv allein die Präposition zukam.

Daß das Sprachgefühl hierhin neigte, fand noch weitere Unterstützung durch eine andre Verwendung des Ablativs, und zwar als Ablativus qualitatis. Wie man *virtute pugnare* mied, so konnte man *vir virtute* „ein Mann von Tapferkeit" nicht sagen. Wohl aber gebrauchte man *singulari virtute pugnare* und *vir singulari virtute*.

Methner hat Glotta VI 33f. Delbrück gegenüber sicherlich recht, wenn er meint, daß der Ablativus qualitatis aus einem unmittelbar zum Substantiv gestellten Ablativ der begleitenden Umstände erwachsen ist. Die Annahme einer Enallage aber (*vir magno ingenio* für *vir magnus ingenio*) als zweiter Quelle ist nur insofern haltbar, als Beispiele der ersten Art das Vorbild abgegeben haben, d. h. man muß die Analogiebildung zu Hilfe nehmen. Es wäre ja doch sonst gar nicht einzusehen, warum der völlig verständliche Ausdruck *vir magnus ingenio* plötzlich umgestaltet worden sein sollte. Nehmen wir aber — willkürlich — einmal an, Ausdrücke wie Cicero Phil. VII 2, 6 *quin pari virtute et voluntate alii fuerint* hätten zu der ersten Gruppe gehört, neben denen es Wendungen gab wie Planc. 12, 30 *hominem ... parem virtute integritate modestia,* dagegen Ausdrücke wie post red. 5, 12 *praestanti dignitate hominem* zur zweiten, so konnte man diese nach Analogie der ersten Gruppe ebenfalls bilden auf Grund von Verbindungen wie Marc. 3, 8 *adversarium nobilitate ingenio virtute praestantem*. Der Ablativus absolutus, der Ablativ der den Feldherrn begleitenden Macht, der Ablativus modi und der Ablativus qualitatis konnten sich so gegenseitig stützen. Der letztere hatte übrigens noch aus einem besonderen Grund Neigung zur Verbindung mit einem Attribut. *vir virtute* wäre zu matt für den an etwas Übertreibung gewöhnten Römer gewesen; ihm lag hier an sich schon der Zusatz eines steigernden Adjektivums nahe.

Ich gehe nun noch einen Schritt weiter und frage mich, ob sich nicht auch *totus* bei Ländernamen z. B. *tota Boeotia* „in ganz Böotien" usw. gegenüber *in Boeotia* an die oben genannten Ablative mit Adjektivum anlehnte.

3. *capitis damnare*.

Löfstedt hat uns in seinem lehrreichen kleinen Aufsatz Eranos IX 82f. gezeigt, daß wir den Genetiv der Schuld wie Plautus Amph. 869 *quam vir insontem probri accusat* als Genetiv des Grundes zu verstehen haben, der sich aus dem Genetiv des Be-

reichs herausgeschält hat. Diese Erklärung läßt sich noch damit stützen, daß in bestimmten Verbindungen, da wo der Genetiv fehlt oder vermieden wird usw., *de* angewandt wird, vgl. Cicero pro Sestio 90 *hunc de vi accusandum putas.* Die Redensart *capitis damnare* aber harrt noch der Erklärung.

Es könnte am einfachsten scheinen, den Genetiv *capitis* bei *damnare* anzuknüpfen an die Genetive des Preises *tanti, quanti, pluris* und *minoris* bei den Verben der Markthandlung, da man solche Genetive auch mit *damnare* verknüpft Liv. V 32, 8 *quanti damnatus esset,* Verres act. pr. 13, 38 *minoris ... damnari.* Dem steht aber entgegen, daß die Gebrauchsweisen der in Betracht kommenden Genetive sich nicht decken. Mit den Verben des Verurteilens erscheinen *quanti* usw. erst seit Cicero belegt. Dagegen die Genetive *dupli, quadrupli* sind bei *condemnare* schon zu Catos Zeiten in Gebrauch (de agri cult. praef. 1 *maiores nostri sic habuerunt et ita in legibus posiverunt: furem dupli condemnare, fenatorem quadrupli*), ohne jemals bei den Verben der Markthandlung zu stehen. Auch liegt *capitis* in Verbindung mit *perdere* schon bei Plautus vor, Miles 371 *quae cum hoc insano fabuler, quem pol ego capitis perdam.* Man wird also gut tun, einen andern Ausgangspunkt zu suchen.

Ich glaube, daß von mehreren Seiten her für die Schöpfung unserer Redensart Gelegenheit geboten war. Wenn es bei Plautus Truc. 762 heißt *postid ego te manum iniciam quadrupuli,* so ist das genau so zu beurteilen wie das von Brugmann Grundr. [2]II 2, 379 angezogene oskische Beispiel v. Planta Nr. 17, 24 *manim aserum eizazunc egmazum* „Hand anlegen wegen der Dinge", d. h. als Genetiv des Sachbetreffs, als Genetiv der Schuld. So ist *quadrupli manum iniciam* „ich werde hinsichtlich des Vierfachen, wegen des Vierfachen, das verwirkt ist, belangen". Das Belangen hat aber den Zweck, daß das verwirkte Vierfache bezahlt wird, darum kann aus dem „wegen = propter" leicht ein „wegen = causa" werden. So wird daraus „belangen zum Zweck der Bezahlung, des Verlusts des Vierfachen". Damit wird aus dem Genetiv der Schuld ein Genetiv der Strafe. Wir haben noch eine zweite Stelle aus dem Altlatein, die hierher gehört: Persa 71 *tantidem ille illi rursus iniciat manum,* während die altlateinische Inschrift von Lucera *n[L] manum iniect[i]o estod* für unsere Zwecke nicht verwendbar ist. Von hier aus wird auch die Stelle bei Cato verständlich. Wenig davon ab liegt *capitis perdere* „verderben zum Zweck des Verlustes des Kopfes". *capitis damnare* kennen

wir erst seit Cicero. Der Ausdruck braucht aber nicht erst in der Zeit des großen Redners gemünzt zu sein, da wir die Belege für eine Redensart nicht gleich aus der Zeit ihrer Entstehung haben, zumal im Juristenlatein, das wir erst von Cicero ab genauer kennen.

Neben *absolvere* heißt *capitis* nicht „zum Zweck des Verlustes des Kopfes", sondern „hinsichtlich, wegen des verwirkten Kopfes", es kann also wie bei *capitis arcessere* (Löfstedt a. a. O.) unmittelbar ein Genetiv des Sachbetreffs vorliegen, der den Grund angibt. So kann von hier aus *capitis damnare* beeinflußt sein. Möglicherweise war der Entwicklungsgang aber auch umgekehrt.

Verständlich wird nun auch, warum man nicht so leicht *mortis damnare* bilden konnte, das bei Vergil Aen. VI 430 *falso damnati crimine mortis* gleichwohl vorliegt (vgl. übrigens auch Seneca Herc. Oet. 888 *morte damnari placet*): den Tod kann man nicht verwirken.

Eine Ausdrucksweise wie Cicero de off. 2, 51 *ne quem umquam innocentem iudicio capitis arcessas* kann nicht mit Schmalz [4]368 gegen die Richtigkeit meiner Erklärung ins Feld geführt werden. Ebenso wie man die Schuld durch den Genetiv des Sachbetreffs oder durch *crimine* usw. mit Genetiv ausdrücken konnte, so gab es auch hier zwei verschiedene Möglichkeiten; an Ellipse darf darum in beiden Fällen noch nicht gedacht werden.

Frankfurt a. M. Eduard Hermann.

Italisches.

1. Lateinisch-oskisch *proiecitad*.

Die altlateinische Inschrift von Lucera hat schon zu vielen Erörterungen Anlaß gegeben. Zuletzt hat sie v. Grienberger IF. XXXIII 285f. behandelt und manches Neue darüber zu sagen gewußt. Nicht richtig verstanden scheint mir auch hier noch das Wort *proiecitad*. v. G. hat sicherlich recht, wenn er Danielssons und Brugmanns Erklärung dieses schwierigen Wortes ablehnt; seine eigne Deutung, nach der ein Versehen für *proieciiad* vorliegen soll, scheint mir aber ebensowenig einzuleuchten. Das Versehen wäre natürlich möglich, und die Form wäre sowohl mit dem *ie* wie mit dem *ii* als Conjunctiv Praesentis von *proicio* in den Lauten verständlich. Ich bezweifle aber, daß hier ein Con-

junctiv Praesentis gestanden haben kann. Der in Betracht kommende Satz enthält drei Prohibitive, der erste und der dritte sind mit dem Konjunktiv des Perfektums gebildet, die Syntax des Verfassers scheint also dieses Tempus zu verlangen: deshalb vermute ich in *proiecitad* ebenfalls einen Konjunktiv des Perfektums. Nun sind die beiden andern Konjunktive höchst sonderbarer Art, ihre Endung ist nicht lateinisch, sondern oskisch: oskische Endung ist an einen lateinischen Stamm angehängt, aber in *fundatid* nicht an einen gewöhnlichen lateinischen Stamm, sondern an einen mundartlich abweichenden. Wir haben es also mit einer ganz ungewöhnlichen Bildung zu tun. Ich glaube, daß *proiecitad* eine derselben Art ist. Es bedarf nur der kleinen Umstellung in *proiecatid*, um etwas ganz Ähnliches zu haben. Das Versehen, das ich dabei annehme, wäre noch geringfügiger, als das v. Grienbergers, es wären nur *a*, *i* mit einander vertauscht, während *t* für *i* zu setzen nicht so nahe lag. Dieses *proiecatid* könnte ebenso, wie *fundāre* statt *fundĕre* zu grunde liegt, auf ein *proiecāre* statt *proiecĕre* bezogen werden.

2. Marsisch *pacre*.

Die Form *pacre* in der marsischen Inschrift v. Planta Nr. 243 pflegt man als Neutrum Sing. aufzufassen und mit „paciferum“ zu übersetzen. Das scheint mir bedenklich zu sein, das Wort kommt 17mal in einer umbrischen Formel, 2mal im Marrucinischen vor und kann da nicht durch „pacifer“ wiedergegeben werden, es muß vielmehr „propitius, gnädig“ bedeuten. Außerdem gibt es nur noch einen Beleg in der pälignischen Inschrift Nr. 254, wo beide Bedeutungen einen Sinn geben. Das spricht doch vielleicht dafür, daß nur „propitius“ richtig ist und auch für das Marsische zu gelten hat. Dann aber kann *pacre* kein Neutr. Sing. im Nominativ sein. Ich sehe daher in *pacre* einen Dativ Pluralis, der genau so wie *nouesede* gebildet und zu diesem zu ziehen ist. *esos* im Eingang kann Vokativ (vgl. Skutsch Glotta III 99 Anm.) oder Dativ (?) sein. Ich übersetze daher: „Dis (oder lieber Di!) Novensilibus sacrificium propitiis“.

Frankfurt a. M. Eduard Hermann.



Zur lateinischen und griechischen Wortforschung.

1. Lat. *arma*.

Dies Wort zu einer kurzen Besprechung aufzunehmen, veranlassen mich die neuerlichen Ausführungen Hartmanns in seinem interessanten Aufsatz „Die Behandlung der lateinischen Wortfamilien im Unterricht“ Glotta IV 144ff., vgl. bes. 157f. Hartmann verwirft hier die gewöhnliche Ansicht, nach der *arma* mit *armus, artus -ūs* und gr. *ἀραρίσκω* zusammengehört, und stellt das Wort zu *arcēre*. Diese Deutung findet sich schon bei Varro, vgl. l. l. V 115 *arma ab arcendo, quod his arcemus hostem.* Ich glaube aber nicht, daß damit das Richtige getroffen ist, sondern möchte an der landläufigen Erklärung festhalten.

Gegen Hartmann bemerke ich zunächst, daß er die Auffassung neuerer Etymologen sicher nicht richtig wiedergibt, wenn er sagt: „Die übliche Ableitung stellt *arma* zunächst zu *armus* 'Schulter, Oberarm' und weiter zu *ἀραρίσκω* 'anpassen'. Schon der Zusammenhang dieser beiden ist mehr als zweifelhaft, er besagt übrigens, wie das vorher von den Etymologien, die auf unbestimmte Begriffe zurückgehen, im allgemeinen gesagt wurde, gar nichts, weder über *armus* noch über *arma.* Hinzu kommt, daß *armus* ein uraltes idg. Wort ist, *arma* jedoch nur dem Lateinischen angehört. Sollte nun *arma* zu *armus* gehören, so müßten Schulter und Oberarm besonders geschützte Gliedmaßen sein oder bei der Handhabung der Waffen eine hervorragende Rolle spielen. Beides ist nicht der Fall. Der Panzer des römischen Legionars schützt in der letzten Zeit der Republik und in der Kaiserzeit zwar auch die Schulter und den obersten Teil des Arms, im wesentlichen aber ist der rechte Arm ungeschützt, daher heißt grade die rechte Seite des Körpers in der Heeressprache das *latus apertum*“. Ich weiß nicht, ob ich dieses Raisonnement recht verstanden habe. Meint Hartmann, daß *arma,* wenn es mit *armus* zusammengehörte, eigentlich etwas, das mit der Schulter oder mit dem Oberarm in Verbindung steht, bedeuten müßte? Eine derartige Deutung wird wirklich bei Paul. Fest. 3 aufgestellt: *arma proprie dicuntur ab armis, id est humeris, dependentia.* Das wird aber heutzutage sicher Niemand gutheißen. Sachlich ist diese Erklärung, wie Hartmann zeigt, unbefriedigend. Auch wäre wohl zur Bezeich-

nung von etwas mit dem *armus* in Verbindung Stehendem nicht der Stamm *armo-* selbst, sondern eine suffixale Ableitung davon benutzt worden. Anderseits ist es ja ganz klar, daß *armus* und *arma* sehr wohl zu derselben Wurzel gehören können, ohne in einer so engen semasiologischen Beziehung zu einander zu stehen. Ich stelle mir den Bedeutungszusammenhang folgendermaßen vor: Die Wurzel *ar-* bedeutet 1) „fügen", vgl. *ἀραρίσκειν, ἁρμός* „Gefüge", lat. *artus* „Gelenk, Glied"; hierher wahrscheinlich lat. *armus* mit Verwandten[1]), 2) „zurüsten, bereiten, machen", vgl. gr. *ἀρτύω -ύνω, ἐπαρτής* „gerüstet, bereit", arm. *arnem* (Aor. *arari*) „mache"; hierher lat. *arma* eig. „Zurüstung, Zugerüstetes, Rüstung". Daß diese Etymologie von *armus* und von *arma* auf unbestimmte Begriffe zurückgehe und nichts weder über *armus* noch über *arma* besage, dürfte man nicht füglich behaupten können. Sind nicht „fügen" und „zurüsten" ebenso bestimmte Begriffe wie „abwehren"? Positiv für die Herleitung von *arma* aus *ar-* „zurüsten" und gegen die Zusammenstellung mit *arcere* „abwehren" spricht, wie mir scheint, der tatsächliche Begriffsinhalt des Wortes. *Arma* bedeutet ja nicht nur „Schutzwaffen", sondern auch „Waffen im allgemeinen"; außerdem bezeichnet es andere Geräte verschiedener Art, z. B. Segelwerk, Takelwerk, Ruderwerk eines Schiffes, Geräte des Landmanns; *arma equestria* ist die Ausrüstung eines Pferdes, *arma Cerealia* Geräte zum Kornstoßen und Brotbacken usw. Daß nicht alle diese Geräte als „Schutzmittel" verstanden werden können, liegt auf der Hand. Im Thesaur. l. l. s. v. *arma* wird indessen bemerkt, daß die in Rede stehende allgemeinere Bedeutung von *arma* erst bei Vergilius belegt sei und demnach wohl auf Nachahmung von gr. *ὅπλα* „Waffen" und „Geräte" beruhe. Das ist aber zweifelhaft. Denn erstens kann *arma* bei Cicero pro Mil. 74 (*repente lintribus in eam insulam materiem, calcem, caementa, arma convexit*) kaum etwas anders als „Bauwerkzeuge" bedeuten[2]). Dazu kommt das mit *arma, armare* eng zusammenhängende *armamenta* „Geräte (nicht Waffen), bes. auf Schiffen das Segelwerk wie Taue, Mast, Segelstangen" (vgl. *armare navem* „ein Schiff ausrüsten"). *Armamenta* kommt schon bei Plautus

---

[1]) Daß die Vokalisation von ai. *īrmás* „Bug, Arm, Vorderschenkel eines Tieres" sowie der Akzent von serb. *rȁmo* „Schulter" auf eine sog. schwere Basis hinweisen, während z. B. gr. *ἁρμός* eine leichte zu enthalten scheint, verbietet die Zusammenstellung nicht (vgl. Verf. Beitr. z. idg. Wortforsch. 631 ff.).

[2]) Über den Vorzug der Lesart *arma* vor *harenam* s. Nohl im krit. Anh. zu seiner Ausgabe der Miloniana.

vor: Merc. 173f. Ac. *Salvast navis: ne time.* Cha. *Quid alia armamenta?* (d. i. *quid alia, armamenta*), ibid. 192 *armamentis complicandis, [et] componendis studuimus.* Und in dieselbe Richtung weist wohl *armarium* „Schrank für allerlei Utensilien", das ebenfalls schon in der ältesten Literatur belegt ist. Hartmann glaubt, daß *armarium* eigentlich etwas bedeute, das dazu dient, von Dingen, die man schonen oder verwahren will, unliebsame äußere Einwirkungen abzuwehren. Vielmehr war wohl die ursprüngliche Bedeutung „Raum für *arma*" (im Sinne von „Geräte aller Art"), vgl. z. B. *granarium* „Kornspeicher" (zu *granum*), *glirarium* „Behältnis für Haselmäuse" (zu *glis*), *panarium* „Brotkorb", *vinarium* „Weinkrug", *vivarium* „Behältnis zur Aufbewahrung lebender Tiere" u. dgl. Hiernach ist mir wahrscheinlich, daß die Bedeutung „Geräte jeder Art" in unserer Sippe alt ist. Sie paßt aber nicht zu *arcere* „abwehren", dagegen erklärt sie sich ungezwungen aus *ar-* „zurüsten". Aus dem Griechischen ist zu vergleichen *ἄρμενον*, Pl. *ἄρμενα* „Takelwerk, chirurgische Instrumente, Werkzeuge, Geräte jeder Art", welches Wort formell und begrifflich lat. *arma* nicht fern steht. In *arma* wurde die allgemeine Bedeutung auf einige besonders wichtige Geräte, die Waffen, und weiter auf die Schutzwaffen spezialisiert. Bei der letzteren Spezialisierung war der Umstand von Gewicht, daß es ein besonderes Wort für Angriffswaffen gab, nämlich *tela.* Im Gegensatz dazu entwickelte sich in *arma* die Bedeutung „Schutzwaffen", die vorherrschend, aber nicht alleinherrschend wurde.

Zu der oben für *arma* angenommenen Bedeutungsentwicklung „Geräte : Waffen" bietet das Griechische mehrere Parallelen. Zu *τεύχειν* „bereiten, zustande bringen" gehört *τεῦχος*, bei Homer immer im Plural, als *τεύχεα,* erscheinend und zwar Od. 15, 218; 16, 326, 360 in der Bedeutung „Geräte", sonst in der Bedeutung „Rüstung, Waffen". Mit *ἐντύειν ἐντύνειν* „zurüsten, bereiten" hängt anerkanntermaßen zusammen *ἔντεα,* das an zwei Stellen der epischen Literatur die Bedeutung „Gerät, Geschirr" (*ἔντεα δαιτός* Hom. Od. 7, 232, *νηός* hymn. in Ap. 489) zeigt, meistens aber Waffen, Waffenrüstung, bes. Panzer bedeutet. Auch in *ὅπλα* wechseln, wie bekannt, die Bedeutungen „Geräte" und „Waffen". Doch ist die Etymologie dieses Wortes nicht hinlänglich aufgeklärt [1]).

Man beachte schließlich, daß die genannten griechischen Wörter für „Zurüstung, Rüstung, Geräte, Waffen" vorzugsweise

[1]) Vgl. jetzt Bechtel Lexilogus zu Homer 251, der mit Buttmann Lexil. II, 216, 4 *ὅπλον* zu *ἕπω*, „dem eigentlichen Verbo für alles Bearbeiten", zieht.



im Plural gebraucht werden, gerade wie lat. *arma*. Daraus folgt wohl, daß Hartmann im Unrecht ist, wenn er glaubt, daß die pluralische Verwendung des lat. Wortes nur zu seiner Deutung desselben paßt.

2. Lat. *disertus*.

Mit *arcere* verbindet Hartmann a. a. O. S. 159 auch das obengenannte Adjektiv. *disertus* soll aus *dis-* und *ar(c)tus* „(eingeschlossen) eng" zusammengesetzt sein; das *s* des Präfixes hätte sich vor dem folgenden stammhaften *r* erhalten, wie in *miser* neben *maeror*. Die Grundbedeutung wäre „nicht-eng", die sich zunächst zu „ausführlich", dann zu „klar und deutlich" und schließlich zu „beredt" entwickelt habe. Meinesteils kann ich diesen Aufstellungen nicht beitreten. Die gewöhnliche Zusammenstellung von *disertus* mit *disserere*, die Hartmann nicht in Betracht zieht, ist m. E. sowohl aus formalem wie aus begrifflichem Gesichtspunkt entschieden vorzuziehen. *disertus* ist aus *dissertus* entstanden, indem die Geminata in vortoniger Stellung regelrecht vereinfacht wurde. Sie konnte aber wieder analogisch nach Formen wie *dissero disseris* restituiert werden. Und tatsächlich finden sich hie und da in den Handschriften Formen mit zwei *s*, die man wohl nicht unberücksichtigt lassen darf, z. B. Cic. ep. ad fam. 9, 19, 2 *dissertos*, 10, 11, 1 *dissertissime* (M). Catull 12, 9 hat O *dissertus*, und für diese Lesung sprechen auch metrische Gründe, vgl. Friedrich im Kommentar zur Stelle. Daß jedoch die Form *disertus* weit überwiegend ist, hängt damit zusammen, daß bei der beträchtlichen Bedeutungsdifferenz, die allmählich zwischen *disertus* und *dissero* entstand, der etymologische Zusammenhang zwischen beiden dem Sprachgefühl verdunkelt wurde.

Wenden wir uns nun zu den Bedeutungen von *disertus*, so ist zunächst hervorzuheben, daß die von Hartmann postulierte Grundbedeutung „nicht eng" an dem tatsächlichen Gebrauche des Wortes keinen Anhalt hat. Auch die Bedeutung „ausführlich", mit der Hartmann operiert, ist nicht belegt. Die älteste nachweisbare Bedeutung ist „klar, deutlich". Vgl. Liv. Andron. Odyssia v. 6 Zander *tuque mihi narato omnia disertim*, wo *disertim* das homerische *ἀτρεκέως* Od. 1, 169 frei wiedergibt (*disertim* ist „klar und deutlich", so daß kein Irrtum möglich ist), Plaut. Amph. 579 *satin hoc plane, satin diserte, ere, nunc videor tibi locutus esse?*, wo *plane* und *diserte* synonym sind, vgl. Liv. 39, 28 *disertissime*

planissimeque in eo (sc. *decreto*) *scriptum est*[1]). Diese Bedeutung läßt sich nicht ungezwungen aus „ausführlich" ableiten, aber sie erklärt sich gut aus der Grundbedeutung, die wir bei der Zusammenstellung von *disertus* mit *disserere* für jenes vorauszusetzen haben: auseinandergereiht, auseinandergesetzt.

Auf Personen übertragen bezeichnete *disertus* zunächst einen klaren Kopf, einen gescheiten Mann. So Terent. Eun. 1011 *at etiam primo callidum et disertum credidi hominem*, Catull 12, 8f. *est enim leporum disertus puer ac facetiarum. Puer leporum ac facetiarum disertus* ist „ein Bursch, der in Bezug auf anmutigen Scherz und Witz gescheit ist, der sich auf solche Dinge gut versteht". Der Genitiv ist dem mit *peritus* in Verbindung stehenden analog. Abzulehnen ist die Konjektur *differtus* statt *disertus*, die in der neuesten Auflage von Georges' Handwörterbuch wieder empfohlen wird.

Die gewöhnliche Bedeutung von *disertus* ist indessen „beredt". Aber auch in dieser Bedeutung geht das Wort nicht auf die Ausführlichkeit der Rede, sondern vor allem auf die Klarheit des Ausdrucks. *diserta oratio* ist eigentlich eine wohlgesetzte, klare Rede, *disertus homo* ein Mann, der sich klar auszudrücken weiß, besonders infolge natürlicher Begabung, während *eloquens* den kunstmäßig ausgebildeten Redner bezeichnet, der sowohl klar wie schön zu reden weiß. Vgl. Cic. de or. 1, 21, 94 *eum statuebam disertum, qui posset satis acute atque dilucide apud mediocris homines ex communi quadam opinione hominum dicere, eloquentem vero, qui mirabilius et magnificentius augere posset atque ornare quae vellet omnisque omnium rerum, quae ad dicendum pertinerent, fontis animo ac memoria contineret.* Die eigentliche Bedeutung von *disertus* schimmert auch durch Cic. or. Phil. 2, 43, 111 *disertissimum cognovi avum tuum, at te etiam apertiorem in dicendo.*

3. Gr. *εὐνή*.

Dies Wort hat man früher gewöhnlich mit ai. *vánas-* „Lust", *vánati*, lat. *Venus, venia*, ahd. *wonēn*, as. *wunōn* „wohnen" usw. verknüpft. Brugmann Sächs. Ber. 1901, 113ff. verwirft aber diese Etymologie und führt *εὐνή* auf eine Wurzel *eu-* „in eine Hüllung eingehen, in etwas einschliefen" zurück, die auch der Sippe von lat. *ind-uo*, *ex-uo* usw. sowie air. *uam* „Höhle" zu Grunde liege. Brugmanns Deutung hat allgemeinen Beifall ge-

[1]) Andere Beispiele dieser Bedeutung aus der älteren Literatur bei Nonius 509.

funden; jedoch Pedersen KZ. XL 210 meint, daß Brugmann auf falscher Fährte gewesen ist, und hält an der früheren Zusammenstellung fest.

Auch ich hege gegen die neue Erklärung Zweifel und glaube, daß die alte sich sehr wohl halten läßt, was ich jetzt näher begründen werde.

Was zunächst die von Brugmann gegen die ältere Zusammenstellung gerichteten Einwände betrifft, so können sie m. E. nicht als entscheidend gelten. Er bemerkt erstens, daß bei der Wurzel *u̯en-* nichts auf Entstehung aus einer zweisilbigen Grundform *eu̯en-* hinweise; diese Form sei eben nur dem *εὐνή* zulieb angenommen. Indessen läßt sich das Verhältnis zwischen *εὐν-* und *u̯en-* mit dem zwischen gr. *εὐρύς* und ai. *váras-* „Weite“, gr. *εὐλή* „Wurm“ und ai. *valati valatē* „dreht sich, wendet sich“, gr. *εὔληρα*, *αὔληρα* „Zügel“ und lat. *lōrum* (aus **u̯lōrum*), gr. *εὖνις* „beraubt“ und got. *wans* „mangelhaft“ u. dgl. mehr vergleichen. Überdies ist *eun-* nicht bloß durch gr. *εὐνή* vertreten. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach gehört in diesen Kreis arm. *oin* (aus *eun-*) „Gewohnheit“, woneben *unim* „habe (etwas Erstrebtes erlangt)“, vgl. ai. *vánati vanóti* „hat gern, liebt, wünscht, verlangt, erlangt“, awn. *una* „zufrieden sein“ (s. v. Patrubány IF. XIV 58f., Pedersen KZ. XXXVIII 203, XL 209f.)[1]. In Betracht kommen auch abulg. *uniti* „velle“ (vgl. ai. *vánati* „wünscht, verlangt“), *unje*, *uněje* „besser“ (*un-* aus *eun-*). Ich glaube demnach, daß wir ruhig von einem *eu̯en-* ausgehen können.

Brugmann legt auch auf diesen formalen Einwand kein größeres Gewicht. Schlimmer sei es, daß der Gebrauch von *εὐνή* zu dieser Etymologie des Wortes schlecht stimme. Doch sind die Bedeutungen von *εὐνή*, soviel ich sehe, mit denen der Wurzel *eu̯en-* nicht unvereinbar. Die Grundbedeutung, die wir mit diesem Ausgangspunkt für *εὐνή* vorauszusetzen haben, ist etwa „behagliches Verweilen“, daraus „Ort, wo man behaglich verweilt, Gefallen findet, behaglicher oder vertrauter, gewohnter Aufenthaltsort“. Daraus ergab sich leicht die gewöhnliche Bedeutung von *εὐνή*: „Lager, Lagerstätte für Menschen, Schlafstelle, Bett; Lager der Tiere (des Wildes, des Hausviehes)“. Eine z. T. parallele

[1]) Gegen die Zusammenstellung von arm. *oin, unim* mit ahd. *wonēn*, nhd. *wohnen* (= an einem Ort Gefallen finden), *Gewohnheit* (das, woran man Gefallen findet) wendet Lidén KZ. XLI 395 A. 2 ein, daß die arm. Wörter „allem Anschein nach einem ganz verschiedenen Vorstellungskreis angehören“. Wieso denn? Wie mir scheint, stimmen die Bedeutungen sehr gut überein.



Bedeutungsentwicklung liegt vor in gr. *ἦθος*, Pl. *ἤθεα ἤθη* „Gewohnheit; gewohnter Aufenthaltsort für Menschen oder Tiere“ (z. B. *ἤθεα ἵππων, συῶν* bei Homer). Ähnlich wie in *eu̯en-* liegen auch die Bedeutungsverhältnisse in *eu̯ek-* : ai. *ókas-* „Behagen, Gefallen, Ort des Behagens, Heimatstätte, Wohnstätte“, *úcyati* „findet Gefallen, ist gewohnt“, gr. *εὔκηλος, ἕκηλος* „ruhig, behaglich“, got. *bi-ūhts* „gewohnt“, lit. *úkis* „Bauerhof“, *jaukùs* „zahm“, *jaukìnti* „gewöhnen (zähmen)“, *jùnkti* „gewohnt werden“, lett. *jauks* „lieblich, anmutig“, abulg. *v-yknąti* „sich gewöhnen, lernen“ usw. — Beleuchtend ist auch lat. *quietes* (von *quies* „Ruhe“) im Sinne von „Lagerstätten für Tiere“ Lucr. 1, 405 *namque canes ut montivagae persaepe ferai naribus inveniunt intectas fronde quietes.*

Nun bedeutet aber *εὐναί* auch „Ankersteine“, d. h. Steine, welche die Stelle der Anker vertraten. Man hat es als „Ruhesteine“ oder „Lagersteine“ gedeutet, was aber Brugmann künstlich genug findet. Mir scheint es nicht unmöglich, daß ein Wort mit der Bedeutung „ruhiges Verweilen“ zur Bezeichnung eines konkreten Gegenstandes, an dem etwas ruhig verweilt, oder der Ruhe gibt, verwendet worden ist. Eine andere konkrete Bedeutung, etwa „Bettkissen“ (etwas, worauf man ruht), hat *εὐνή* Hom. Od. 23, 179. Einigermaßen analog ist der Übergang von abstrakter zu konkreter Bedeutung in frz. *console,* portug. *consola* „Konsole, Stützbänkchen“, das, wie Löfstedt Philol. Komment. zur Peregrin. Aetheriae 113f. hervorhebt, sicher mit *consolari* zusammengehört und eigentlich „Trost, Hilfe, Stütze“ bedeutet hat.

Hiernach glaube ich, daß sich die alte Erklärung von *εὐνή* aufrecht erhalten läßt. Prüfen wir nun die von Brugmann gegebene.

Wie schon bemerkt, leitet Brugmann *εὐνή* von einer Wurzel *eu-* „in eine Hüllung eingehen, in etwas einschliefen“ ab. *εὐνή* „Lager“ war nach ihm ursprünglich „die Vertiefung, Aushöhlung, Kaule (Kule), die Tieren und Menschen als Einschlupf und Lagerstätte diente“. *εὐναί* „Ankersteine“ deutet er als „Senksteine“; für *eu-* wäre also auch die Bedeutung „senken“ oder „einsinken“ vorauszusetzen. Überhaupt könne *δύσις, ἔνδυσις* als Synonym zu *εὐνή* gelten. Gewiß ist dies alles annehmbar. Doch kann die Deutung m. E. keinen Anspruch auf Evidenz erheben, solange ein *eu-* in den genannten Bedeutungen sonst nicht nachgewiesen ist. Aber ich kenne dafür keinen sicheren Beleg. Brugmann will zwar dies *eu-* wiederfinden in der bekannten Sippe: lat. *ind-uo, ex-uo,* umbr. *an-ouihimu* „induimino“; lit. *aunù aũti* „Schuhwerk

anziehen", *aviù avěti* „Schuhwerk anhaben", abulg. *ob-ują -uti* dass., *iz-ują -uti* „Schuhwerk ausziehen"; vgl. auch av. *aoϸra-* „Schuh", arm. *aganim* „ziehe mir etwas an (Kleider, Schuhe usw.)", *ar̄-ag-ast* „Hülle, Vorhang (übertr. Vorwand), Brautgemach, Segel" (Hübschmann Armen. Gramm. I 411). Dieser Sippe liegt nach Brugmann die Bedeutung „hineinschliefen" zu Grunde. Das scheint mir aber sehr fraglich. Von der letztgenannten Gruppe kann man kaum Wörter losreißen wie lit. *auklė̃* „Fußbinde", lett. *aukla* „Pastelschnur, Schnur um etwas festzubinden", preuss. *auclo* „Halfter", lit. *aũtas* „Fußlappen", lett. *auts* „Tuch, Binde", *gald-auts* „Tischtuch", *prĕksch-auts* „Schürze" usw.; arm. *z-aud* „Band", *y-aud* „Band, Glied, Gelenk", *aud* „Schuh" (aus *au-dh-*). Schwerlich ist in diesen Wörtern der Begriffskern „einschliefen". Ich habe Beitr. z. idg. Wortf. 649f. zu zeigen gesucht, daß wir es hier mit einem *au- au-dh-* „drehen, winden, binden", wahrscheinlich mit *au- au-dh-* „weben" (ai. *ṓtum,* lit. *áudżu*) identisch, zu tun haben (der Bedeutungswechsel wie z. B. in lit. *vejù* „drehe, winde", lat. *vieo* „binde, flechte", ai. *váyati* „flicht, webt"). Die Bedeutung „Schuhwerk usw. anziehen" in lit. *aunù* usw. erklärt sich, wie ich schon a. a. O. bemerkt habe, leicht aus „umwinden, umbinden". — In formaler Hinsicht ist zu beachten, daß in der eben vorgeführten Sippe keine Form mit *eu-* nachgewiesen ist. Die Wurzel ist, wie es scheint, als *au- ou-* anzusetzen. Das spricht auch nicht für die Heranziehung von *εὐνή*.

Nun könnte jemand sagen: die Zusammenstellung von *εὐνή* mit lat. *ind-uo* usw. mag aufgegeben werden, aber *εὐνή* ist doch jedenfalls mit air. *uam* „Höhle" verwandt[1]). Die Bedeutung „Lager" ist aus „Höhle" entstanden. Das wäre ja an sich plausibel, aber *εὐναί* bedeutet auch „Ankersteine". Diese Bedeutung

---

[1]) Mit *uam* stellt Lidén IF. XIX 320f., KZ. XLI 395 noch manche Wörter zusammen, deren Zugehörigkeit aber — abgesehen von av. *ŭnā-* „Loch, Riß in der Erde" — größtenteils sehr zweifelhaft ist. Dies gilt erstens von ai. *avatás* „Brunnen", lett. *awũts* „Quelle" (s. darüber Verf. IF. XXXV 200). Ferner wohl von gr. *αὐλός* „Röhre, Flöte", awn. *huann-iǫli* „der hohle Stengel der Angelica Archangelica", lit. *avilỹs, aulỹs* „gehöhlter Stock für Bienen", preuß. *aulis* „Schienbein" usw., die vermutlich mit got. *walus* „ῥάβδος", awn. *vǫlr* „rundes Stück Holz, Stab", *valr* „rund", lit. *ap-valùs* „rund" usw. zusammenzuhalten sind; das zu Grunde liegende *au̯el- eu̯el-* bezeichnete etwas Rundliches, Zylinderförmiges, einerlei ob es zugleich gehöhlt war oder nicht (s. weiter Verf. Beitr. z. idg. Wortf. 539ff.). Endlich über das von Lidén sicher mit Unrecht herangezogene abg. *jama* „βόθυνος, Grube" vgl. Solmsen Beitr. z. griech. Wortf. 195f., Berneker Slav. et. Wb. 444.

ist schwerlich aus „Höhle“ zu erklären. Zwei verschiedene Wörter möchte man aber auch nicht ohne Not annehmen.

So ist wohl am Ende *εὐνή* bei der Wurzel *eu̯en-* (nhd. *wohnen* usw.) zu belassen.

4. Lat. *littera*.

Es scheint heutzutage eine ziemlich weitverbreitete Ansicht zu sein, daß lat. *littera* aus gr. *διφθέρα* entlehnt ist. In seiner Rezension der 1. Auflage von Waldes Lat. etym. Wörterbuch äußert Meyer-Lübke (Literaturblatt f. germ. und rom. Philol. 1906, 234): „*Littera* (es kann nicht genug wiederholt werden, daß *lītera* keine Gewähr hat) zu *linere* ist eine unverständliche Bildung, wogegen gegen die Annahme einer Entlehnung aus *διφθέρα*, die Walde ohne weiteres ablehnt, weder Form noch Bedeutung sprechen“. Walde hat sich hierdurch überzeugen lassen und in der 2. Auflage seines Wörterbuches hält auch er es für wahrscheinlich, daß lat. *littera* auf gr. *διφθέρα* beruht. Dieselbe Auffassung vertraten schon früher Ross Rhein. Mus. VIII 293, Bréal MSL. VI 2f., Havet ebend. 115. 236, Keller Lat. Volksetym. 119. Vgl. auch Bréal-Bailly Dict. étym. latin. s. v.

Ich für mein Teil kann Meyer-Lübkes oben zitiertem Ausspruch nicht beistimmen. Im Gegenteil finde ich, daß sowohl Form wie Bedeutung gegen die Annahme sprechen, daß *littera* aus *διφθέρα* entlehnt sei. Was zunächst das Formale anbelangt, so wäre ja als lat. Entsprechung von gr. *διφθέρα* **diptera* zu erwarten. Zur Erklärung des anlautenden *l* von *littera* weist man auf den sporadischen Wechsel von *d* und *l* im Lat. hin (*dacruma* : *lacruma* usw.) und nimmt auch die Volksetymologie zu Hilfe, indem man Anlehnung von *littera* an *legere* und *linere* annimmt. Schon dies ist nicht ganz befriedigend. Aber noch größere Schwierigkeit macht das *tt* des lat. Wortes, dessen Verhältnis zu dem *φθ* von *διφθέρα* noch Niemand, soviel ich sehe, klargelegt hat. Die lat. Assimilation von *pt* zu *tt* gehört ja der Vulgärsprache an und ist nicht für die ältere Zeit bezeugt. Aber *littera* erscheint schon in der ältesten Literatur, und zwar überall ohne Labial. Hierzu kommen die Bedeutungsverhältnisse. Die Bedeutungen von *διφθέρα* und *littera* decken einander nur zu einem kleinen Teil. *διφθέρα* bedeutet ja „Haut, Haut als Schreibmaterial“, *διφθέραι* auch „Urkunden, Schriften“; *littera* bedeutet dagegen nie „Haut“, auch nicht als Schreibmaterial. Nur in der Bedeutung „Schriftstück, Schriftstücke, Urkunden

u. dgl.“ trifft *litterae* mit *διφθέραι* zusammen. Aber anderseits bedeutet ja *littera* auch „Schriftzeichen, Buchstabe“, welche Bedeutung bei *διφθέρα* ganz fehlt. Daß, wie Bréal meint, die letztgenannte Bedeutung von *littera* unursprünglich sei, und daß *littera* „Buchstabe“ erst auf Grund des Plurals *litterae* „Schriftstück“ entstanden sei, ist an sich ganz unwahrscheinlich. Auch wird diese Annahme durch den tatsächlichen Sprachgebrauch nicht im mindesten gestützt. Schon bei Plautus kommt *littera, litterae* mehrmals im Sinne von „Buchstabe, Buchstaben“ vor, z. B. Aul. 76ff. *neque quicquam meliust mihi, ut opinor, quam ex me ut unam faciam litteram longam, meum laqueo collum quando obstrinxero.* Rud. 1305f. La. *Immo edepol una littera plus sum quam medicus.* Gr. *Tum tu mendicus es?* La. *Tetigisti acu.* Asin. 767 *ne illi sit cera, ubi facere possit litteras.* Aul. 325f. *tun trium litterarum homo me vituperas? fur.* Pseud. 23f. *ut opinor, quaerunt litterae hae sibi liberos: alia aliam scandit.* ibid. 27 *cur inclementer dicis lepidis litteris, lepidis tabellis — —?* Poen. 837 (vgl. Rudens 1294) *nomina insunt cubitum longis litteris.* Trin. 345 *pol pudere quam pigere praestat totidem litteris.* Weniger oft zeigt *litterae* bei Plautus die Bedeutung „Schrift, Schriftstück, Schreiben, Brief“, z. B. Bacch. 389 *ad Pistoclerum meum sodalem litteras misi.* — *ludus litterarius* ist eine Schule, wo man das Lesen und Schreiben der Buchstaben lernt, Elementarschule: Merc. 303 De. *Hodie ire occepi in ludum litterarium, Lysimache; ternas* (sc. *litteras*) *scio iam.* Ly. *Quid ternas?* De. *Amo.* — *litteratus* ist bei Plautus „mit Schriftzeichen, Buchstaben versehen“, z. B. Rud. 1156ff. Pa. *Ensiculust aureolus primum litteratus.* Dae. *Dice dum in eo ensiculo litterarum quid est.* Pa. *Mei nomen patris. Post altrinsecust securicula ancipes, itidem aurea, litterata: ibi matris nomen in securiculast,* „gebrandmarkt“, Cas. 401 *si hic litteratus me sinat.* Offenbar entspricht lat. *littera* begrifflich gr. *γράμμα*, und wie der Plural *γράμματα* sowohl „Buchstaben“ als „Schrift, Schriftstück“ bedeuten kann, so auch *litterae.* Mit gr. *γράμματα ἐπίστασθαι* „lesen und schreiben können, Elementarkenntnisse besitzen“, *γράμματα διδάσκειν, μανθάνειν* „Elementarunterricht geben, bekommen“ ist zu vergleichen lat. *litteras scire* (z. B. Plaut. Persa 173 *ovis si in ludum iret, potuisset iam fieri, ut probe litteras sciret*), *litteras docere* (Most. 126), *litteras discere* (Truc. 735). Anderseits bezeichnet *litterae* ebensowenig wie *γράμματα* das Material, worauf man schreibt. Wenn Bréal die Redensart *litteris mandare* mit „confier à ses tablettes“ übersetzt, so ist dies sicher unrichtig. Wenn man die sonstige Verwendung

von *litterae* in Erwägung zieht, so wird man es nicht glaublich finden, daß *litteris mandare* etwas anderes sei als „den Schriftzeichen, der Schrift übergeben“. Man beachte, daß *litterae* und *tabellae* deutlich geschieden werden z. B. Pseud. 27 *cur inclementer dicis lepidis litteris, lepidis tabellis . . .?*

In Anbetracht der oben dargelegten formalen und begrifflichen Verhältnisse vermag ich nicht die Gleichstellung von lat. *littera* und gr. *διφθέρα* gutzuheißen.

Vielmehr ist wohl *littera* ein echtlateinisches Wort, das, wie man auch früher angenommen hat, mit *linere* „schmieren“ in Zusammenhang steht. Aber allerdings bedarf diese Zusammenstellung bes. in formaler Hinsicht einer näheren Begründung. Sowohl Bréal als Meyer-Lübke und Walde nehmen ja an der Bildung Anstoß.

Die gewöhnliche Form des in Rede stehenden Wortes ist *littera,* und auf *lĭttera* (mit kurzem *i* und *tt*) weisen auch die romanischen Sprachen (frz. *lettre* usw., s. Gröber in Wölfflins Archiv III 514). Aber das geminierte *tt* ist wohl derselben Art wie z. B. *cc* in *băcca* neben *bāca, pp* in *cippus,* wahrscheinlich aus **ceipos* (vgl. Walde Lat. et. Wb.[2] s. v.). D. h. es hat ein Austausch zwischen langem Vokal + einfachem Konsonant und kurzem Vokal + geminiertem Konsonant stattgefunden. *lĭttera* geht dann auf *lītera* zurück, und diese Form kommt ja auch inschriftlich und handschriftlich vor, z. B. CIL. I 207 (freilich scheint die Inschrift einer Zeit anzugehören, wo noch sporadisch Doppelkonsonant einfach geschrieben wurde) und in den codd. Pall. zu Plautus (vgl. z. B. Bacch. 730 *literas,* Merc. 303 *literarum* usw.). Ob das *ī* von *lītera* ursprünglich ist oder auf *i*-Diphthong zurückgeht, ist schwer zu entscheiden. Die Schreibung *leitera* CIL. I 198, 34 (lex repet. aus dem J. 123 oder 122 v. Chr.) ist nicht beweisend, da zu dieser Zeit der Diphthong schon längst zu *ī* monophthongiert war und *ei* auch zur Bezeichnung von altem *ī* verwendet wurde[1]).

Die Ableitungsendung von *lītera littera* erklärt sich wohl am besten, wenn wir von einem *tos- tes*-Stamm ausgehen, d. h. einer Bildung wie z. B. ai. *srótas-* „Strom“ (zu *srávati,* gr. *ῥέω*), lat. *pectus* usw., und annehmen, daß dieser *tos- tes*-Stamm eine Erweiterung durch *-ā* erfahren hat, wie z. B. lat. *opera* für **opes-ā* steht und den *os- es*-Stamm von *opus -eris* enthält. Lat. *linere*

[1]) Überdies bietet diese Inschrift auch die Schreibung *seine* für *sine.*

geht auf eine Wurzel *lei-* oder vielleicht eher *lēi-* (vgl. abulg. *lěją* „gieße“ usw.) zurück. Ein zugehöriger *tos- tes*-Stamm ist also als **leitos-* oder **lēitos-*, schwachstufig **litos-* oder **lītos-* zu konstruieren. Die Grundform von *lītera littera* wäre demnach **leitesā* **lēitesā* oder **lītesā*.

Die Grundbedeutung war „Anschmieren, Angeschmiertes“, daraus zunächst „Schriftzeichen, Buchstabe“. Wie bekannt, wurden die Buchstaben anfänglich bald eingeritzt, bald angeschmiert oder aufgemalt. Demnach gehen Wörter für „schreiben, Buchstabe“ im allgemeinen bald von der Bedeutung „einritzen“ (vgl. lat. *scrībere,* gr. *γράφειν, γράμμα*), bald von „schmieren, anschmieren“ aus. Als Beispiele der letztgenannten Entwicklung erinnere ich besonders an gr. *ἀλειπτήριον· γραφεῖον. Κύπριοι* Hes., *διφθεράλοιφος· γραμματοδιδάσκαλος παρὰ Κυπρίοις* Hes., *ἰναλαλισμένος* (*τὰ ϝέπιjα τάδε ἰναλαλισμένα* Bronzepl. von Edalion, vgl. Hoffmann Gr. Dial. I 70) „inscriptus“, eig. „illitus“ (zu *ἐναλίνειν*). Obwohl *ἰναλαλισμένος* eig. „illitus“ bedeutet, so geht es an der genannten Stelle auf eingravierte Buchstaben. Eine entsprechende Bedeutungserweiterung erfahren im allgemeinen die hier in Rede stehenden Wörter, und auch *littera* ist schon bei Plautus (z. B. Asin. 767) auf eingeritzte Buchstaben bezogen.

5. Lat. *rorarii.*

Rōrārii hieß eine leichte römische Truppe, welche, mit Wurfspieß und Schleuder bewaffnet, den Kampf eröffnete, während des Handgemenges aber sich hinter die Phalanx zurückzog (Marquardt Röm. Staatsverw.[2] II 327). Die Alten leiteten das Wort von *rōs* ab (vgl. z. B. Varro l. l. 7, 58 *rorarii dicti ab rore, qui bellum committebant, ideo quod ante rorat quam pluit*). Diese Deutung hat wohl, wie Walde Lat. et. Wb.[2] 658 bemerkt, nur den Wert einer Volksetymologie. Walde selber will ein *rōrāre* „rennen“ zu Grunde legen, das er mit awn. *rása* „einherstürzen“, nhd. *rasen,* ags. *rǣs* „Angriff, Sturm“, gr. *ἐρωή* „Schwung, Andrang“, *ἐρωέω* vergleicht. Indessen ist *rōrāre* in diesem Sinne nicht belegt. Näher liegt es m. E., *rōrārius* auf ein **rōra* aus **rōsā* zurückzuführen, das gr. *ἐρωή* genau entspricht. *ἐρωή* ist ja nämlich aus **ἐ-ρωσά* (zu awn. *rása* usw.) hervorgegangen; *ἐ-* ist wahrscheinlich prothetisch (vgl. J. Schmidt KZ. XXXII 335 f.). *ἐρωή* bedeutet u. a. „Schwung, Wurf“ (*βελέων ἐρωή, δουρὸς ἐρωή*). Dieselbe Bedeutung können wir dann für **rōsā* **rōra* voraussetzen. Zu diesem verhält sich weiter *rōrārius* wie z. B. *ope-*

rārius zu *opera.* Hiernach sind *rōrārii* „die Schwingenden, Werfenden“.

6. Lat. *vorsus versus.*

Walde behauptet Lat. et. Wb.[2] 824, daß *vorsus versus -ūs* nicht zu *vorto verto* gehört, sondern zu *vorro verro*; ein außeritalischer Verwandter wäre awn. *vǫrr* „Furche“. Walde läßt aber unerwähnt, daß *vorsus* geradezu „Wendung (in einem Tanz), Pas“ bedeutet Plaut. Stich. 770 *si istoc me vorsu viceris, alio me provocato.* Zudem wird *versus vorsus* im Sinne von „Wendung“ vorausgesetzt durch das Adjektiv *vorsutus versutus* eig. „wer sich leicht wendet, dreht“, übertr. „gewandt, verschlagen, schlau“. Die eigentliche Bedeutung des Adjektivs tritt klar zu Tage Plaut. Epid. 371 *vorsutior es quam rota figularis*; vgl. auch die von Cic. De nat. deor. 3, 10, 25 gegebene Erklärung von *versutus*: *versutos eos appello, quorum celeriter mens versatur.* Also ein *vorsus versus -ūs* „Wendung“ steht fest, und daß es mit *vorto verto* zusammengehört, ist ebenso klar. Zu Grunde liegt ein *tu*-Stamm *u̯r̥t-tu (u̯ert-tu-)*, vgl. ai. *várttu-* „Wendung“ in *tri-várttuḥ* „dreifach“.

Ist nun *versus vorsus* in den Bedeutungen „Furche, Ackermaß, Linie, Strich, Reihe, Zeile, Verszeile“ ein anderes Wort? Schwerlich. Zeigen doch in anderen Sprachen Wörter, die offenbar zu *u̯ert-* „wenden“ gehören, ähnliche Bedeutungen: lit. *var̃stas* „Pfluggewende, eine Strecke auf dem Acker, nach deren Bestreichung mit dem Pfluge man umwendet, die Länge der Furchen und Rücke; auch als Wegemaß gebraucht“ Ness., *varsnà, var̃smas* dass., lett. *wahrsms* „Strich“. Ich erinnere auch an ai. *vartaniḥ* im Sinne von „Weg, Bahn“, *vártman-* „Bahn, Furche, Strich, Rinnsal“.

Was awn. *vǫrr* betrifft, so ist es nicht mit „Furche“ zu übersetzen. Es bedeutet „Ruderschlag“.

7. Lat. *vestīgium, vestibulum.*

Walde Lat. et. Wb.[2] 829 deutet *vestīgium* als eine Ableitung von *ver(s)ti-,* das wie *versus* zu *verrere* „ziehen, am Boden fortschleppen“ gehören soll. Das leuchtet mir schon deswegen nicht ein, weil von einem solchen *ve(r)sti-* sonst keine Spur zu finden ist. Ich halte vielmehr die alte Zerlegung von *vestīgium* in *ve-stīgium* für richtig. Das Hauptglied der Zusammensetzung, *-stīgium,* gehört zur bekannten Sippe gr. *στείχω* „gehe“, got. *steigan,* ahd. *stīgan,* nhd. *steigen* usw. *ve-* ist Präfix. Bekanntlich gibt es im Indogermanischen ein als Präposition und Präfix gebrauchtes

*aue *au *ue „herab, weg von“ (vgl. Verf. Stud. etym. 2f., Brugmann Grundr.[2] II 2, 809): ai. *áva,* av. *ava,* gr. *αὐ-* in *αὐ-χάττειν· ἀναχωρεῖν* Hesych (vgl. Wackernagel Gött. Nachr. 1902, 757), lat. *au-,* ir. *ō ua,* lit. *au-,* lett. *au-,* preuß. *au-,* abulg. *u,* lat. *vĕ-,* acymr. *gui-* (Pedersen Vgl. Gramm. d. kelt. Spr. I 122). Ein mit *ue-* ablautendes *uo-* haben Prellwitz Et. Wb. d. griech. Spr.[2] 345 und Brugmann IF. XXIX 241f., Sächs. Ber. 1913, 159 in ark. *ϝο-φληκόσι,* att. *ὀ-φλισκάνω,* lesb. *ὀ-είγην* „öffnen“ erkannt. *ue- uo-* steht neben **aue au* wie z. B. *po-* (lat. *po-situs*) neben **apo* (gr. *ἀπό* usw.). Der Quantitätswechsel **uĕ* **uē* ist dem in **prŏ* **prō* u. dgl. analog. Im Lateinischen erscheint *ve-* im Sinne etwa von „weg, ab“ in *vēscor* (vgl. *edo, ēsca*), eig. „esse ab“, *vēscus* „zehrend; abgezehrt, mager; appetitlos“ (d. h. wohl: bloß an etwas zehrend oder nagend)[1]). *vē-* hat negierende Funktion bekommen in *vē-cors, vē-sanus* (vgl. lett. *au-manis* „unsinnig, rasend“), *vē-grandis* „klein, winzig“[2]). An die negative Bedeutung schließt sich eine intensive oder verstärkende, die sich in ähnlicher Weise entwickelt haben dürfte wie in d. *un-* z. B. in *Un-menge* „große Menge“, schw. *o-* in *o-tal* „überaus große Anzahl“[3]). Vgl. *vē-grandis* im Sinne von „valde grandis“[4]), *vē-pallidus* „sehr blaß“ und s. Niedermann a. a. O. — In *ve-stīgium* hatte wohl *ve-* ursprünglich die lokale Bedeutung „herab, nieder“: *vestigium* war, wie ich glaube, eigentlich „das Niedertreten (mit dem Fuße auf den Boden)“, dann „der Teil des Fußes, mit dem man tritt (Fußsohle), die Stelle, wo man den Fuß niedergesetzt hat, die Spur, welche der niedergesetzte Fuß hinterläßt“[5]).

---

[1]) Anders über die dritte Bedeutung Niedermann IF. X 253.

[2]) Daß *vē-* in *vē-cors* usw. von *ve-* in *vescor* ganz zu trennen sei und nur auf unrichtiger Analyse von *vēmens* = *vehemens* beruhe (Niedermann a. a. O.), ist unglaublich.

[3]) Auch das lat. verstärkende *in-* (*infacetus* = *valde facetus* u. dgl.), worüber Löfstedt handelt Beitr. z. Kenntnis der späteren Latinität 117ff., beruht wohl z. T. auf dem privativen *in-*; z. T. dürfte es auf der Präposition *in* fußen (vgl. *incurvus* „krumm“, *incanus* „ganz grau“).

[4]) Mit Unrecht wird diese Bedeutung von Ehrlich Zur idg. Sprachgesch. 74 bestritten. Zwar darf man sie nicht annehmen Lucilius 631, vgl. Marx im Komment. z. St. Anders aber steht es mit Cic. leg. agr. II 34, 93, Persius Sat. I 96.

[5]) Ribbeck (Beitr. z. Lehre von den lat. Partikeln 10), der wie ich in *vestigium* eine Zusammensetzung mit *ve-* annimmt, übersetzt das Wort „der Schritt für sich, die einzelne Fußstapfe“. Diese Grundbedeutung ist jedoch an sich nicht sehr ansprechend; sie erklärt auch kaum alle Verwendungen des Wortes. Mit der separativen Bedeutung des Präfixes kommt man schwerlich aus, sondern muß auf die ursprüngliche, lokale rekurrieren.

Noch in einem anderen verdunkelten lateinischen Kompositum steckt wahrscheinlich das Präfix *ve-*, nämlich in *vestibulum*. Von diesem Wort sind in alter und neuer Zeit mehrere verschiedene Erklärungen gegeben worden. Großen Beifall hat in der letzten Zeit besonders die von Fay (Amer. Journ. of Phil. XXIV 62ff.) vorgetragene gefunden. Sie ist von Brugmann aufgenommen worden Grundr.[2] II 1, 80, und Walde Lat. et. Wb.[2] 829 hält sie für die einzig richtige. Nach Fay ist *vestibulum* aus *ver(o)-stabulum* entstanden, das „the standing-place of the (open) doors, door-stead" bedeutet haben soll. Bedenken gegen diese Etymologie erregt aber u. a. der Umstand, daß der Stamm *vero-* sonst nicht im Lateinischen belegt ist, sondern nur im Oskischen und Umbrischen, wo übrigens *vero-* (nur im Plural gebraucht) nicht „Tür" bedeutet, sondern „Tor, porta". Es ist auch unnötig, ein derartiges lateinisches Wort zu konstruieren, um *vestibulum* zu erklären[1]). Nichts hindert, soviel ich sehe, weder in sachlicher noch in formaler Hinsicht, *vestibulum* aus **ve-stabulum* herzuleiten. Das *vestibulum* war in älterer Zeit ein vor dem Hause (*ante aedes*) und der Tür (*ante ianuam*) belegener Platz, der sowohl von dem Hause wie von der Straße gesondert war. Vgl. u. a. Gellius N. a. XVI 5, 3 *C. Aelius Gallus in libro de significatione verborum, quae ad ius civile pertinent, secundo vestibulum esse dicit non in ipsis aedibus neque partem aedium, sed locum ante ianuam domus vacuum, per quem a via aditus accessusque ad aedis est,* ibid. 8f. *qui domos igitur amplas antiquitus faciebant, locum ante ianuam vacuum relinquebant, qui inter fores domus et viam medius esset. In eo loco, qui dominum eius domus salutatum venerant, priusquam admitterentur, consistebant, et neque in via stabant neque intra aedis erant*[2]). Ein nicht unpassender Name dieses Platzes war **ve-stabulum vestibulum,*

[1]) Dasselbe kann gegen die kürzlich von Jacobsohn (*Χάριτες*, Friedrich Leo dargebracht, 431 A. 4) gegebene Deutung von *vestibulum* eingewendet werden. Er faßt nämlich das Wort als Ableitung von einem zu *verro* gehörenden, sonst unbelegten *ve(r)sti-*. Die Grundbedeutung soll „Ort, wo man fegt" gewesen sein. Das wäre auch eine wenig charakteristische Benennung des *vestibulum*, das nicht der einzige Platz war, wo man fegte.

[2]) Über *vestibulum* in sachlicher Hinsicht handeln unter den Neueren (mit Anführung des antiken Quellenmaterials) z. B. Ussing Oversigt over det Kongel. Danske Videnskab. Selskabs Forhandl. 1875, Marquardt-Mau Privatleb. d. Römer 224ff., Blümner Die röm. Privataltertümer 12ff. (I. v. Müllers Handbuch d. klass. Altertumswiss. IV 2, 2). Vgl. auch Lorenz Einleit. zur Mostellaria 4f. und Lundström Außen oder innen? Einige Bemerkungen zur Inszenierung d. röm. Komödie (Eranos I 95ff.), wo gezeigt wird, daß sich manche Szenen der röm. Komödie eben im *vestibulum* abgespielt haben.



d. h. „abgetrennter Standort". Das *ve-* bezeichnet hier Separation und fungiert als Attribut zum Hauptwort, wie z. B. *ad* in *agnomen, sub* in *subcustos* u. dgl. mehr. Weniger wahrscheinlich ist mir, daß, wie einige Gelehrte annehmen (s. zuletzt Mau Pompeji in Leben und Kunst² 253, Blümner a. a. O. 12, A. 5), *vestibulum* auf einem **ve-stare* „abseits stehen" beruhe. Kein solches **ve-stare* kommt im Lateinischen vor, und überhaupt gibt es dort, abgesehen von *vescor,* kein mit *ve-* zusammengesetztes Verbum. Ich glaube auch nicht, daß *vestibulum* eig. „vom Hause (= *stabulum*) abgesonderter Platz" bedeutet habe (vgl. Ribbeck Beitr. z. Lehre v. d. lat. Partikeln 10, Clemm Curt. Stud. VIII 62). Denn *stabulum* hat kaum zur Bezeichnung des ganzen Hauses gedient[1]).

Uppsala. P. Persson.

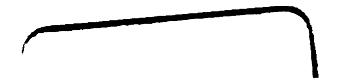
Ags. *húmeta*

verhält sich zu gleichbedeutendem ahd. *uuelihu mezu* quomodo (Ahd. Gl. I 766, 1 vgl. mit 765, 34 IV 2, 31. 23, 28), wie *nænige dinga* zu *neinincu dinku* nullatenus (Ahd. Gl. I 215, 28, es folgt *neininku mezzu* nullo modo). Der durch den got. Sprachgebrauch als älter erwiesene Gen. partit. ist im Deutschen durch den korrespondierenden Singularkasus abgelöst worden. *hú* selbst fungiert also noch nicht als Adverbium, wie stets das entsprechende kontinentale *hwō* „wie", sondern ist auch syntaktisch ein richtiger Instrumental. W. S.

Lit. *rů̃žas.*

Der Ablaut *é* : *ů* ist so selten bezeugt, daß es erlaubt sein mag, dies zur Wz. *rėž* gehörige Substantiv, das bei Leskien Nom. 197 fehlt, hier als Lückenbüßer aus Lalis auszuheben (Bedeut. stripe, streak, strip; daneben das Verbum *růžůti*). In einer modernen Erzählung hab ich gelesen *ilgu růžu perrėztas* „durch einen langen Strich zerschnitten" (von *rėžiu rėžti* „to cut; to notch; to furrow" Lal.). Zu sl. *rěžą rězati* : *razъ raziti.* W. S.

[1]) Die bei Servius zu Verg. Aen. VI 273 angeführte Erklärung von *vestibulum (vestibulum ab eo, quod nullus illic stet .. quasi non stabulum),* die Norden in seinem Komm. zu Verg. Aen. VI S. 207 akzeptiert, halte ich wie Jacobsohn a. a. O. für unannehmbar. Schon in sachlicher Hinsicht ist sie ja unzutreffend, denn daß man im *vestibulum* wirklich stand (sich aufhielt), geht aus zahlreichen Stellen hervor.



Zum Akzent im Mordwinischen.
Eine Parallele zu indogermanischen Akzentverhältnissen.

In seinen Akzentstudien I und II (Göttinger Nachrichten 1909, 50ff. und 1914, 20ff.) hat Wackernagel aus dem Altindischen und Griechischen nachgewiesen, daß in der indogermanischen Grundsprache in einer Reihe von Fällen Suffixe und Kasusendungen den Ton gegen die sonst geltende Regel erhalten haben, wenn der vorhergehende Stamm auf *i*, *u*, *ṛ*, *ḷ*, *n̥* ausging, und daß Ähnliches sich in der Betonung der Komposita findet. Der Akzent, der eigentlich auf die Silben fallen müßte, die diese Vokale enthalten, tritt von ihnen weg auf die folgende oder auch auf die vorhergehende Silbe, letzteres in den griechischen Komposita von der Art wie *μονό-ζυξ*, *μονό-ζυγος* gegen *δια-σφάξ*, *δια-σφάγος*. Den Grund sieht Wackernagel darin, daß die Laute *i*, *u*, *ṛ*, *ḷ*, *n̥* überhaupt wenig fähig sind, den Hochton des Wortes zu tragen, und verweist dafür auf Meillets Bemerkungen Étude sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave 122f. und Mém. soc. ling. XV 267. Es wird vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich für diese Erscheinung eine Parallele aus einer ganz andern Sprachgruppe bringe, aus dem Finnisch-Ugrischen.

Im Mokša-Mordwinischen, dem südlichen Dialekt des Mordwinischen, liegt der Akzent gewöhnlich auf der ersten Silbe des Wortes. Vgl. Paasonen Mordwinische Lautlehre (= Mém. de la société finno-ougrienne XXII) 114ff., dem ich auch das Folgende entnehme. Diese Regel erleidet eine Ausnahme[1]). Wenn in erster Silbe ein *i* oder *u* oder ein aus diesen hervorgegangenes *ь* oder *ъ* steht und eine der folgenden Silben des zwei- oder mehrsilbigen Wortes ein ursprüngliches *a* oder ein aus *a* palatalisiertes *ä* hat, so tritt der Akzent im Dialekt des Dorfes Staroje Pschenewo (Kreis Insar, Gouv. Pensa) stets auf das letztere, im Dialekt des Dorfes Selischtsche (Kreis Spassk, Gouv. Tambow) dann, wenn *a* oder *ä* nicht im absoluten Auslaut sind. Z. B. zu *tuva* „Schwein" heißt das Deminutiv *tuvъńä́* in Pschenewo mit dem Ton auf der letzten, in Selischtsche *túvъńä* mit dem Ton auf der ersten, aber der Plural in beiden Mundarten gleichmäßig oxytoniert: *tuvъńä́t*. Zu *tíjьms* "machen", *tíji* „er macht" mit dem Ton auf der ersten gehört in Pschenewo das Oxytonon

[1]) Ich bezeichne im Folgenden mit *ь* den reduzierten vorderen, mit *ъ* den reduzierten hinteren Vokal von Paasonen.



tiját „du machst", das Paroxytonon *tiχ'táma* „wir machen" usw. Sehr lehrreich sind dafür die Lehnwörter aus dem Türkischen: *kujár* „Gurke" aus tatar. *kệjar, kudá* „Brautwerber" aus tatar. *kodå, tugán* „jüngerer Bruder" aus tatar. *tūyan,* aber *álaša* „Pferd" aus tatarisch *alaša.* Dasselbe finden wir bei den aus dem Russischen aufgenommenen Wörtern: einerseits *aršən* „Elle" = *aršín, kabak* „Schenke" = *kabák*; *kolisa,* plur. *kolisat* „Rad" = *kolesó*; *orta, vorata* „Tor" = *vorotá, voróta* usw., alle mit dem Ton auf der ersten. Dabei sind besonders bemerkenswert die Fälle wie *kapa* „Schober" = russ. *kopá, radńä* „Verwandter" = *rodnjá,* in denen der Ton auf dem *a* der ersten Silbe liegt, das im Russischen aus *o* infolge Akzentlosigkeit der ersten Silbe entstanden ist. Andrerseits ist der Ton, der im Russischen auf der ersten Silbe stand, auf die Endsilbe übergetreten, wo der im Russischen akzentuierte Vokal *i* oder *u* war. Vgl. *kuklá* „Puppe" = *kúkla, p'ivá* „Bier" = *pivo, tučä́* „Wolke" = *túča, ulčä́* „Straße" = *úlica,* alle aus dem Dialekt von Pschenewo.

Daneben steht freilich noch etwas Anderes. Im Mokša-Mordwinischen begegnen zuweilen die Vokale *ь* und *ъ*, die im allgemeinen auf die nichtersten Silben beschränkt sind, auch in erster Silbe, in der Stammsilbe des Wortes, während daneben andere Ableitungen vom selben Stamm den ursprünglichen Stammvokal *e* oder *o* aufweisen. Wir haben vom Stamme des Interrogativpronomens *ko* neben *kóna* „welcher", *kósa* „wo" usw. *kuváńä, kъváńä* „wo entlang", *kunára, kъnára* „seit welcher Zeit", alles Paroxytona; vom Interrogativstamm *me-* neben dem stammbetonten *méžä* „was" die Adverbia *mьžára* „wie viel", *mьžárda* „wann" usw. Es ist deutlich, daß in diesen Fällen *u, ъ* aus *o,* ebenso *ь* aus *e* in unbetonter Silbe entstanden sind: d. h. wenn der Akzent nicht auf der ersten Silbe seinen Platz hat, so beruht das nicht auf dem oben beschriebenen Gesetz der Akzentverschiebung. Vielmehr ist umgekehrt der betreffende Vokal, der sonst eine solche von der ersten Silbe fort veranlaßt, erst durch die Versetzung des Tons herbeigeführt worden. Das wird ganz klar durch Zusammensetzungen wie *kьm-gáftъva* „12" zu *kemьń* „10" und *kafta* „2", wo die erste Silbe des zweiten Kompositionsgliedes Trägerin des Tons wurde und infolgedessen *e* von *kemьń* „10" in *kьm-* zu *ь* geschwächt ist. Andrerseits lehrt — abgesehn von allem Andern — die Akzentuation der türkischen und russischen Lehnwörter ganz deutlich, daß das betreffende Gesetz zu recht besteht, nicht überhaupt erst etwa durch das Vorrücken des

Tons die Vokale *i*, *u* in *tíját* „du machst" und den gleichartigen Fällen entstanden sind. Also beruht in Wörtern wie *mьzára*, *kъnára* das Vorrücken des Tons, das hier die Vokalveränderung erst hervorrief, nicht auf einer Akzentverschiebung, die von Faktoren innerhalb des einheitlichen Wortes abhängig war, sondern es hat seinen Grund entweder in satzphonetischen Bedingungen oder in einer gewissen Selbständigkeit der an den Stamm getretenen (Adverbial-) Suffixe, wofür dem Indogermanisten Parallelen genug zur Hand sind. Vgl. auch Paasonen ebd. 96f.

Got. *baurgs*.

Got. *baúrgs* f. „Stadt"; an. *borg* f. „Terrasse, Wall, Mauer, Burg, Stadt" (davon *byrgja* „verschließen"); as. *burg*, afries. *bur(i)ch* f., ags. *burg*, *burh*, pl. *byrig* f. „befestigter Ort, Stadt"; ahd. *burg*, *purg* f., mhd. *burc* f. „befestigter Ort, Burg, Schloß, Stadt": so lautet der Artikel bei Torp-Falk im Wortschatz der Germanischen Spracheinheit 265. Man sieht, nirgends ist ein Anhaltspunkt dafür gegeben, daß die Bedeutung des Hochgelegenen, die wir mit dem Worte verknüpfen, die älteste ist. Das beweist nicht unbedingt gegen Zusammenstellung von *baúrgs* mit ahd. *berg* usw. Ursprünglich war *baúrgs* ein befestigter Zufluchtsort, in den sich zu Zeiten der Gefahr die Einwohnerschaft einer Gegend flüchtete. Darüber ist nach den Feststellungen der Altertumsforscher jetzt kein Wort zu verlieren. Da aber Anhöhen den natürlichsten Schutz boten, werden sehr oft diese „Zufluchtsburgen" an erhöhten Stellen angelegt sein, sodaß die Bedeutungsentwicklung von „Erhöhung" zu „befestigtem Platz" nahe lag. Sicherlich wird diese Etymologie auch dadurch empfohlen, daß zu der Wurzel idg. *bherĝh*, *bhr̥ĝh* „hoch sein" ein Wurzelwort, wie es got. *baúrgs* darstellt, auch im iranischen *barəz/bərəz-* „Höhe" (das ist *burz* = idg. *bhr̥ĝh-* nach Andreas-Wackernagel) und in ir. *brī*, Gen. *breg*, kymr. *bre* „Anhöhe" vorliegt. Wenn ich trotzdem daneben und neben die Zusammenstellung mit got. *bairgan* „bergen, bewahren" eine dritte Etymologie stelle, so wird man ihre Möglichkeit, hoffe ich, nicht bestreiten. Ich verbinde *baúrgs* mit *φράσσω* „umzäunen, umhegen, schirmen": *M* 263 *οἵ γε ῥινοῖσι βοῶν φράξαντες ἐπάλξεις*, Aesch. Septem 780 *στέγει δὲ πύργος, καὶ πύλας φερεγγύοις ἐφαρξάμεσθα μονομάχοισι προστάταις* usw. Vgl. *φραγμός* „Beschützung, Befestigung, Mauer, Zaun, Wall", *φράγμα* „Einschluß, Zaun, Hecke,

Bedeckung, Schutzwaffe, Panzer". Das Verbum selbst mit seinen Ableitungen läßt nicht erkennen, welcher Gestalt der wurzelschließende Konsonant gewesen ist, Formen wie *πέφραγα, φραγήσομαι, ἐφράγην* gehören erst einer späten Zeit an, und in epidaurisch *φάρχμα* Coll. 3325, 253 ist bekanntlich das Suffix *-σμα* an den Wurzelauslaut angetreten und Guttural + *σ* sind zu *χ* verschmolzen. Wohl aber lehren die Glossen *φύρκος· τεῖχος* Hesych (vgl. den elischen Ort Thuk. V 49, 1: *ἐπὶ Φύρκον . . . τεῖχος*), lacon. *φ⟨ο⟩ύρκορ· ὀχύρωμα* (J. Schmidt Vocalismus II 333)[1]), Coll. 5313 III 73 *Φύρκιππος Ἀρχελάου*; III 75 *Φύρκων Ἀρχελάου* (Eretria), *Φυρκῖνος* bei Lykurg, daß *φρακ-* zu Grunde zu legen ist. Wir dürfen also ein idg. Wurzelnomen *bhr̥k-s, bhr̥k-ós* ansetzen. Im Urgermanischen muß ein grammatischer Wechsel zwischen *h* und *g* vorhanden gewesen sein, der zu Gunsten des *g* ausgeglichen wurde. Die ursprüngliche Bedeutung von *baúrgs* wäre demnach „das Umzäunte, Geschützte", eine Parallele bietet etwa altpers. *vardana* „Stadt" zu *ἔργω, εἴργω* „einschließen".

Marburg i. H. Hermann Jacobsohn.

Zur Blattfüllung.

„Nach dem Ableben des Königs" heißt lit. *pō karāliaus galwōs* Schleicher Lb. 166. 197. 209 (ähnl. 171. 241, vgl. Jurkschat Lit. Märch. u. Erzähl. 8. 111, der als vollständigere Fassung *pō . . gywōs galwōs* zu verbürgen scheint). Bei Miklosich Synt. 677 hab ich ein klr. *po mojej holovi* post mortem meam zitiert gefunden, das in Schl.s Lb. 207 seine genaue Entsprechung hat: *pō màna galwōs*, und aus den Wbb. ersehe ich, daß poln. *po głowie* in derselben Verwendung üblich ist. Haben wir da die gemeinsame Quelle des lit. und des klr. Gebrauchs? W. S.

---

[1]) Vgl. *φυρκήλιτοι* (?)· *τειχήρεις* Hesych. J. Schmidt reiht auch *φόρκες· χάρακες* an. Der Plural *χάρακες* deutet wohl auf *Pfähle, Pallisaden*; vgl. *χάραξ* „Spitzpfahl; Pfahlwerk; Wall" usw.; aksl. *gradъ* „Burg, Stadt" zu *žrъdь* „Pfahl, Stange"? *φρίκες· χάρακες* Hesych ist sicher fernzuhalten. Vgl. Prellwitz unter *φρίξ*.

Studien zu den deutschen Münznamen.

I. SCHERF.

Im J. 1588 schrieb der Göttinger Bürgermeister Tilemann Friese in seinem „Münzspiegel“ (Frankfurt a. M. 1592)[1]) S. 130f., wo er von dem *„Heller“* spricht und diesen mit dem *„Helbling“* zusammenwirft: *„auf Sechsisch aber ein Scharff*[2]) *genannt“*. Etwa vierhundert Jahre früher aber lesen wir bei dem Kompilator des Glossars Id, der dem niederfränkischen Gebiete angehörte oder doch stark aus niederfränkischen Quellen schöpfte, Ahd. Gll. III 381, 48: *„Obolus hellinc quem Teutonici quidam scerphum vocant“*. Der eine kannte auf niederdeutschem Boden nur *scharf* resp. *scherf* und hielt es für ein niedersächsisches Wort, dem andern war *scerph* als hochdeutsch bekannt. Beide haben sie von ihrem Standpunkt in Zeit und Landschaft aus Recht: *scerpf* ist, wie schon der Verschiebungskonsonant zeigt, ein ausgesprochen hochdeutsches Wort, das auf verschiedenen Wegen, über Westfalen und Thüringen, nach Niedersachsen gelangt ist und, nachdem es durch Lautsubstitution die Form *scherf (scharf)* angenommen, das hier heimische *helling* verdrängt hat; während es in der hochdeutschen Heimat in Vergessenheit geriet und dem *helbeling* den Platz räumte, breitete es sich als *skärf, skjerv* bis nach Skandinavien aus.

Die literarischen Belege für „das Scherf“[3]) reichen nicht hoch hinauf und sind bis gegen 1300 wenig zahlreich. Während es in den ältesten Glossaren fehlt, läßt es sich im 12. Jh. zweimal am Mittel- und Oberrhein festlegen. Das bald nach 1100 in Worms oder dessen Nachbarschaft[4]) entstandene „Summarium Heinrici“ (Ahd. Gll. III 58ff.) verzeichnet in dem Kapitel „De ponderibus antiquis“ [Isidor Etym. XVI 25] 121, 9ff. *„Minutum scerpf“* (var. *scherpf, scerph, scerf*), und etwas später lesen wir im Glossar der Herrad von Landsberg Ahd. Gll. III 412, 30 *„Minuta medile scherpf“*. Dem mittelfränk. Gebiet aber gehört der frühste Beleg aus der

---

[1]) S. über das Buch Jahrb. d. Geschichtsvereins f. Göttingen Bd. II S. 1ff.

[2]) Weiterhin schreibt er immer *Schårff*, so S. 156 *„Obulus ein Schårff“*.

[3]) Das Neutrum wird erwiesen durch die weiter unten folgenden Belege aus dem Marienlob und H. v. Trimberg.

[4]) Vgl. das besondere Interesse für „Wormatia“ und die „Wormatienses vel Wangiones“ 125, 30ff.; dazu die wegweisende Glosse *„Agricola wingartere vel akerman“* 137, 51ff.

schönen Literatur an, den das von Nörrenberg so schlagend im Aartal lokalisierte „Marienlob“ der Hannöverschen Hs. (Zs. f. d. Alt. X) 15, 13 bietet: *Ich arm knecht ich haven ecker ein scherf (: anderwerf).* „Scherf“ bezeichnet hier jedesmal die kleinste Münze, das „minutum“, und Hauptquelle für dies Wort ist die Vulgata, bes. mit Marc. 12, 42: eben jener Stelle auf die sich, durch Luthers Bibelübersetzung, noch heute unsere Bekanntschaft mit dem „Scherflein“ gründet. — Ein frühster niederrhein. Beleg bei Lacomblet Nrh. Urkb. I Nr. 518 (a. 1189) *cum obolis qui vulgo appellantur orkemscherf* bleibt in seinem ersten Teile unerklärt.

Weiterhin müssen wir beim literarischen wie beim urkundlichen Vorkommen des „Scherfs“ stets mit der Bedeutung „halber Pfennig“ (lat. obulus, assis) rechnen. In dieser Funktion hat das Wort auf einem Teil des hochdeutschen Gebietes den bis dahin üblichen *helbeling* (der in Oberdeutschland durchaus das Feld behält, ja den *scerpf* verdrängt) und auf niederdeutschem Boden den *halfling, halling* ersetzt; gelegentlich auch den *haller, heller* („Hallensis“), z. B. Weist. III 354 *haller adir scherff* (Breitenbach in Hessen 1467), insofern dieser ein Teilbetrag ($^2/_3$ oder $^1/_2$) des Pfennigs geworden war. In Hartmanns „Credo“, das man jetzt nach Thüringen verlegt, ist (um 1150) noch vom *minnisten helbelinc* die Rede (V. 2611). Um 1300 redet der Bamberger Schulmeister Hugo v. Trimberg, der etwas vom Münzwesen verstand und gern davon spricht, in einem Atem von *scherf* und *helbelinc: ob ich verlür Ein halbez scherf*[1]) *oder ein ort* V. 4523 und *Wie von einem orte ein helbelinc, Wie von dem helbeling ein pfenning (wahse)* V. 4528, braucht aber in sprichwörtlicher Wendung schon das erstere Wort: *Tûsent marke muoz der darben, Der ze drin scherfen*[2]) *ist geborn*[3]) V. 15925; vgl. daneben den (unechten) Freidankvers 111, 10f. *Swer zeime helbling ist geborn, Wirbt der nâch zwein, er ist verlorn.*

In der wichtigsten Münzstätte Thüringens, in Erfurt[4]) sind wahrscheinlich bis über die Mitte des 13. Jh.s hinaus neben den Pfennigen „Helbelinge“ geprägt worden: als solche werden wir die „obuli Erfortensis monete“ anzusprechen haben, die im Urkb. d. St. Erfurt I Nr. 136 (a. 1248—1251) vorkommen; auf die —

[1]) var. *scherpf* Ea. [2]) var. *scherppfen* Ea.

[3]) Vgl. die latein. Fassung in Peder Låles Ordspråk ed. A. Kock II 218 *Infortunatus ad tres obulos homo natus Numquam nummorum dominus manet ille duorum.*

[4]) J. Leitzmann, Das Münzwesen u. die Münzen Erfurts (Weißensee 1862) war schon beim Erscheinen veraltet und ergibt für uns nichts.

gelegentliche — Prägung von „Vierdelingen" weist der Name einer angesehenen Bürgerfamilie hin, der seit 1217 lateinisch („Ulricus *Quadrans*" Zeuge in Bd. I Nr. 79), seit 1240 deutsch („Ulricus *Virdelinc*" Zeuge ebda. Nr. 123) vielfach vorkommt (s. Register unter „Quadrans" und „Virdelinc"). Für das nördlich davon gelegene Nordhausen ist die Ausprägung von *helbelingen* noch für 1350, dazu die von *vierdelingen* für die Zeit zwischen 1350 und 1354 bezeugt (v. Posern-Klett, Sachsens Münzen [1846] S. 352f. Nr. 34 u. Zusatz; Nr. 35 v. J. 1360). In Erfurt dagegen erfolgte wahrscheinlich nicht lange vor 1289 die Ersetzung des Wortes *helbeling* durch das rheinische *scherph*: in diesem Jahre verlieh nämlich der Erzbischof Gebhard von Mainz der Stadt ein neues Statut (Höfer, Auswahl d. ältesten Urkunden usw. [1835] S. 39—48), und darin wird z. B. die Bezahlung des Brennholzes *mit phenningen und mit scherfin, die da sint geworht des jares zu Erforthe uf dem isene* (S. 42) verlangt, weiterhin wird bei Auffindung falschen Geldes eine Wette von *driu phunt unde driu scherph*[1]) (S. 43) festgesetzt, ebenso wird ein Goldschmidt, der seine Ware nicht zeichnet, *bůzhaft an drin phunden vnd an drin scherphen.* Im gleichen Jahre, schon einige Monate vor Erlaß des Statuts, begegnen wir den *scherfen* zum ersten Male im Urkundenbuch Bd. I S. 263 Z. 7: *dry scherf Erfortischer pheninge.* Von nun an[2]) ist die Bezeichnung in Erfurt heimisch und verbreitet sich von da über die andern thüringischen Städte: Mühlhausen, Heiligenstadt, Eschwege (s. die Belege bei Lexer). Zum Teil wurde nach Erfurter Scherfen, z. Tl. nach solchen eigenen Gepräges gerechnet, in Heiligenstadt (1335) waren bereits Göttinger Scherfe im Umlauf. Erfurt blieb auch weiterhin die klassische Stadt des Scherfs für Thüringen; die städtische Münze ist die einzige in ganz Deutschland, welche späterhin auch ein mehrfaches dieser Einheit ausgeprägt hat: in den Kipperjahren 1621 und 1622 sind dort massenhaft Kupfermünzen mit der Wertbezeichnung „XII SCHERF" geschlagen worden, ferner „VI S.", „III S.", „II S.".

Dem oberdeutschen und binnendeutschen *helbeling* entsprach der niederdeutsche *halling, helling,* ursprünglich *halfling, helfling,* vgl. den ältesten Beleg in den Essener Evangelienglossen bei Wadstein S. 49, 20 *asse : helflinga* (Matth. 10, 29) und weiterhin

[1]) Man beachte wieder das Neutrum!

[2]) Nicht etwa erst seit 1480, wie eine Notiz in der Zs. f. d. Wortforschung XV 277, gestützt auf einen mir unzugänglichen Aufsatz von Overmann, behauptet.

S. Petrier Bibelglossen ebda S. 74, 17 *obolos : hallingas* (Exod. 30, 13). Fürs Mittelniederdeutsche s. die Belege im Mnd. Wb. II 232, die sich von Westfalen über die Weser bis Braunschweig und zur Elbe, darüber hinaus bis Lübeck erstrecken und durch *scherf* später abgelöst werden, vgl. dazu Mnd. Wb. IV 53. Im Mittelniederländischen ist *scerf (scarf)* nur durch den „Teuthonista" und einzelne Prosadenkmäler des Nordostens, von der deutschen Grenze, bezeugt, Mnl. Wb. VII 494; im übrigen herrscht *halling, helling*, Mnl. Wb. III 48, soweit es nicht durch Synonyma, wie *mijte* in Flandern, ersetzt wird; vgl. Kilian s. v. „Hallinck".

Ich hoffe in Kap. II dieser Studien glaubhaft zu machen, daß der „Pfennig" der Ausbreitung des friesischen Handels gefolgt und von Dorstat ausgegangen ist. Der **halfling, halling* ist wohl von vorn herein in seinem Geleit gewesen, was uns freilich die Jugend der friesischen Rechtsquellen nicht zu beobachten gestattet (Richthofen S. 795; van Helten, Zur Lexikologie des Altostfriesischen S. 163).

Die Verdrängung des mnd. *helling* durch das ungefähr gleichzeitig von Westen und von Südosten her vordringende *scherf* erfolgte sehr ungleichmäßig zwischen 1300 und 1500 [1]), in Göttingen z. B. früher als in Braunschweig, wo sich der Ausdruck *hellingbeyr* [2]) im Brauereid (Urkb. I 230) und sonst noch hielt, als man längst im Münzwesen zum „Scherf" übergegangen war. Um 1500 war dieser Übergang in Niedersachsen allgemein vollzogen, wie man etwa aus Bodes Niedersächsischem Münzwesen (1847) S. 135 N. 3. 194. 199. 202. 203 sehen kann, wo immerfort von *scherven, holen scherven* die Rede ist. Das Wort ist jetzt völlig heimisch geworden, es ist Masculinum wie die übrigen Münznamen und sein Labial wird behandelt nicht wie in *dorp* und *warp*, wozu es gehört, sondern wie in *korf* und *starf*. — Im übrigen mag für seine Verbreitung und Popularität ein Hinweis auf das DWb. VIII 2595 genügen.

In der Literatur muß man jederzeit darauf gefaßt sein, das alte *helling* auch anders als durch *scherf* ersetzt zu finden. Die Lesarten zum „Sachsenspiegel" Landrecht II 48 § 12; III 45 § 7 bieten für Eikes *helling* bald *heller* bald *helbling*, das auch der „Schwabenspiegel" § 255 einsetzt. — Die Prosaauflösung des (nur

---

[1]) Nicht Wanderung, sondern literarischer Import ist es, wenn das Wort schon gegen 1300 in der Livländ. Reimchronik V. 2699 auftaucht: im baltischen Münzwesen hat das Scherf niemals einen Platz gefunden.

[2]) Hannover: *scherfbeer*.



in einer westfälischen Hs. überlieferten) flämischen „Spiegels der Sonden“ (s. d. Glossar von Verdam) ersetzt *helling* stets durch *penning*. Besonders kehrt die Verwechselung mit dem *heller (haller*, lat. *hallensis)*, der Pfennigmünze von Schwäbisch-Hall, öfter wieder, und dieser Verwechselung ist merkwürdiger Weise auch Lübben im Mnd. Wb. unterlegen. Fast noch sonderbarer ist ein Irrtum Krauses, der im Jahrb. d. Ver. f. nd. Sprf. V 128 die Glosse eines Lüneburger Manuskripts v. J. 1488: *„Hallensis: ejn hellinch“* so gedeutet hat, als ob man in Lüneburg die „Halloren“ — „Hellinge“ genannt habe.

Lüneburg ist übrigens der Ort, wo man am frühsten zur Ausprägung von Kupferscherfen geschritten ist (1533) und sie am längsten (bis 1757?) festgehalten hat. Außerdem haben seit 1558 Mecklenburg-Güstrow (bis 1593) und in der Zeit zwischen 1570 und 1623 (so lange nur Rostock) die vier „wendischen“ Städte Lübeck, Hamburg, Wismar und Rostock, sodann Pommern-Wolgast, -Stettin, -Barth und (1607) auch Stralsund derartige Münzen geschlagen: sie sind bald mit „I. SCHARF“, bald mit „I · S“ bezeichnet, die pommerschen ohne Wertangabe.

Außerhalb dieses nd. Gebietes einerseits und des Bereiches von Erfurt anderseits blieb der Scherf eine Rechenmünze, oder ein Wort mit dem sich keine bestimmte Vorstellung eines Gepräges verband. Heute hält ihn nur noch die Lutherbibel im Sprachschatz fest.

Wir konnten das Wort nicht über das Jahr 1100 hinaus verfolgen; es steht fest, daß es ein oberdeutsches Lautbild zeigte: *scerpf*[1]) und mit seiner Affrikata auf ein vorhochdeutsches *p*, sei es nun ein lateinisches oder ein germanisches, hinwies. Damit sind alle etymologischen Spielereien, welche *scherf* mit *scherbe* verbinden wollen und daran weitergehende Vermutungen knüpfen (wie zuletzt Zs. f. Wortforschng. XIII 152ff.), von vorn herein erledigt.

Eh ich meiner eigenen Ableitung das Wort rede, versuche ich das Alter von *scerpf* über das erste Auftauchen des Appellativs hinauf zu verfolgen, auf einem Umweg der überraschen mag — über die Eigennamen.

Uns allen vertraut ist eine große Anzahl von Familiennamen, die auf Münzarten zurückgehn: von *Schatz* und *Schilling* bis zu

[1]) Noch 1540 schreibt der Wetterauer Erasmus Alber in s. Novum Dictionarii genus *scherpflin*.

Grosch und *Kreuzer* ist das ganze Münzwörterbuch des Mittelalters in dem Adreßbuch einer modernen deutschen Großstadt aufzufinden. Wir wissen in keinem Falle und können in den seltensten Fällen erraten, was zu der Bezeichnung geführt hat: man mag sich den ältesten Träger des Namens *Scilling*, den Gefährten des epischen Sängers Widsith (V. 103), wohl vorstellen, wie er an einem englischen Königshofe um 700 mit einem byzantinischen Goldsolidus wie mit einem Orden geschmückt wurde, und man mag umgekehrt bei dem verkommenen österreichischen Spielmann *Seifrid Helbeling* (etwa 600 Jahre später) an die Dürftigkeit des Lohnes denken, für den sich dieser Lump verdingte. Aber es bleibt doch bei einem Spiel der Phantasie, das ich nicht fortsetzen will.

Auch der Beiname, später Familienname „Obulus", „Scherf" begegnet ziemlich früh. Ich wähle drei Fälle aus verschiedenen Landschaften aus. Zunächst als ältesten mir bekannt gewordenen den *Adelbertus cognomine Scerph* (1148—1161), Zeuge in Admont, Mon. hist. duc. Car. III 336 (Nr. 862), vgl. Urkb. d. Herzt. Steiermark I 358 („ca. 1155"); er gehört einer Gegend an in welcher das Appellativum *scerph* später nicht vorkommt, weil es offenbar durch *helbeling* verdrängt worden ist. — Sodann an der mittleren Werra seit dem Anfang des 14. Jh.s einen Zweig der Herren von Treffurt: beginnend mit *Hermannus de Drivordia dictus Scherf* a. 1304 (Urkb. d. Kl. Kauffungen I 103 Nr. 101. 102), weiterhin *Hermannus, Kunimundus, Wolferus et Heyso fratres dicti Obuli* (ebda. S. 122f. Nr. 125) usw. (s. d. Register S. 527b); *Hermannus et Conemundus germani dicti Scherf in Drevordia* a. 1321 (Urkb. d. St. Mühlhausen Nr. 773). Während der Hauptzweig der Familie von Ministerialen zu Edelherren aufsteigt, bleiben die „Scherfe" in der Unfreiheit (s. His, Zs. d. Ver. f. Thür. Gesch. N. F. XIV 20); es ist möglich, daß damit ihr Beiname zusammenhängt: sie waren eben „Halbedele", vgl. die Familiennamen „Halbritter", „Halpape" usw. — An dritter Stelle die stadtkölnische Familie *Scherfgen (Scherfgin)*, für die man zahlreiche Nachweise z. B. im Register zu Lacomblet Bd. III 977a findet; dazu d. Register der Kölner Schreinsurkunden II 2, 258. Schon um 1180 tauchen in den Schreinsurkunden von Niederich (1 XI 7, Bd. II 1, 64) und von Martin (5 I 7) *Theodericus cognomento Scervechin*, resp. *Godefridus Schervechen* auf, in einer Urkunde bei Lacomblet I 327 (Nr. 464) v. J. 1178 treffen wir *Godefridus scheruechen* und *Hermannus scheruegen*. Man möchte den Namen, zumal in dieser

Schreibung, direkt aus dem Appellativ ableiten (also = „Scherflein“); es verdient aber bemerkt zu werden, daß zu der gleichen Zeit eine Familie *Scherfwin* in Köln existiert: ein *Gerart Scherfwin* steht in derselben Urkunde von 1178, und in den Schreinsurkunden treffen wir *Cunrad (Scerfwin),* ca. 1135—1180 (Bd. II 2, 24, vgl. *Conradus Serfwin* ebda. 48d), weiter *Gerardus Skerfwin* Col. 1 III 10; 1 VI 14 usw. (Bd. I 334. 339), *Hermannus Scerfwinus* ca. 1187—1200 Col. 2 X 9 = 2 XVI 4. Obwohl die in verschiedenen Stadtgegenden ansässigen *Scherfgen* und *Scherfwin* nicht identifiziert werden dürfen, ist die Möglichkeit, daß *Scherfgen* eine Koseform zu einem Eigennamen mit *Scherf-* ist, nicht abzuleugnen.

Eigennamen die sich mit Münznamen decken oder mit solchen gebildet sind, lassen sich urkundlich seit dem 8. Jh. in Deutschland wie in England vielfach nachweisen. Der älteste und vornehmste, *Scilling,* ist in England (von dem oben angeführten Sänger abgesehen) schon seit 759 mindestens für vier Personen bezeugt (Searle, Onomasticon Anglosaxonicum S. 410f.; dazu die Ortsnamen bei Middendorf, Ags. Flurnamen S. 113). In Deutschland bietet der Ortsname *Scillingesstat* saec. 8 (Cod. Laur. 2886—2890) den frühsten Beleg; direkte Zeugnisse für den Personennamen fehlen bei Förstemann I² 1307, sind aber aus dem 13. Jh. z. B. bei Lacomblet Bd. II Nr. 588. 620. 727; III Nr. 609. 788 für den Personennamen; ferner Bd. II Nr. 149. 170. 487. 519; III Nr. 348 für den Beinamen zu finden; andere weist das Register zu Bitteraufs Ausgabe der Freisinger Traditionen nach.

Von der alten Goldmünze *Seiga*[1]) hat eine Frau im Cod. Laur. Nr. 2013 (Bd. II 357) z. J. 772 ihren Namen.

Zu *scaz* weist Förstemann I² 1307 *Scazo, Scazciho, Scazelo* nach; jüngere Beispiele für den Beinamen in den Trad. d. Hst. Freising Nr. 1577a. 1595b; ebenda *Richardis filia Thesauri* Nr. 1577b (1212—1216). — Dazu *Scazzolf* Köln. Schreinsurk. Bd. II 2, 22 (Bürgerliste 2 III 75), 12. Jh.

Schließlich zu *scerpf:* unsicher bleibt die Heimat für das Simplex *Skerp* Libri confr. II 577, 24; viel zahlreicher sind die Belege für die Komposita, von denen Förstemann I² 1305 unter SCARPA (wohin sie natürlich wegen des frühen und konstanten *e* nicht gehören können) nur eine Auswahl gibt. Für das 8. Jh. sind belegt: aus Weißenburg *Scerpholt* und *Scerfuni* (Zeuss Nr. 93);

[1]) Vgl. über die *seiga* (= „libra“), die mit den „denarii serrati“ so wenig zu tun hat wie der „Scherf“, meinen Aufsatz Zs. f. Numismatik XXIV 305ff.

aus Lorsch *Scerpholt, Scerphuin* (auch *Serpuuini* fil. *Herpuuini* Nr. 505); für den Beginn des 9. Jh.s aus Fulda *Scerpfolf*; aus S. Gallen *Scherfini* (Wartmann I 194 Nr. 203); schließlich für das 8. 9. Jh. aus den Libri confrat. *Skerpholt (Scerfolt), Scerfhilt, Scherfuni* (vgl. das Register); als Ortsname *Scherfoltshorn* saec. 13 (Wartmann III 800). — Neben *Scaz, Scilling* und *Seiga* wird man also auch den *Scerp(h)* für die Namengebung der Merowingerzeit anerkennen müssen, und nicht etwa zu dem ags. *scëorp* „ornatus, vestitus" (*gúđsceorp, hildesceorp* usw.) seine Zuflucht nehmen, zumal dies in der Namengebung der Angelsachsen völlig ausfällt.

Dieser Exkurs über die Eigennamen hat uns darin bestärkt, daß wir das Appellativum *scerpf* resp. sein Substrat innerhalb der merowingischen Münznomenklatur zu suchen haben[1]). Diese kennen wir, soweit sie deutsch resp. umgedeutscht oder angedeutscht war, nur aus éinem größern Sprachdenkmal, dem sog. Keronischen Glossar (Ahd. Gll. I 1ff., vgl. dazu IV 681), dessen Archetypus, wie man eben auch von der kulturgeschichtlichen Seite her erkennt, sicherlich über 750 hinaufreicht. Aus dieser Quelle lernen wir nicht nur den *skillink* für *„aureus"* (255, 2), den alten *scaz* neben dem neuen *pfantinc* für *„denarius"* (112, 33) kennen, sondern auch die nur hier bezeugten *drimise* (var. *trimisa, drimissa*) für *„dragma"* (114, 31, vgl. 253, 85), *silihha* für *„nomisma", „nummus"* (216, 35. 254, 35). Dem „scerpf" begegnen wir freilich nicht, vielmehr wird *„obilum"* 223, 2 mit *stukin* (var. *stucki*) wiedergegeben. Aber wir finden 114, 31 f. *„Dragma est criptolus* (var. *tridulos, scriptulos*) ·III·" übersetzt: *drimise ist ander halp scaz* und weiter schließt sich 223, 2 an *„dimidium scriptuli* (var. *scribuli*)": *halp scriptulus*. Für *scripulus* also besaß der Glossator kein deutsches Wort: er wiederholte es entweder in der Glosse lateinisch, oder er übersetzte „3 scripuli" mit „1½ scaz": der *scripulus* war also für ihn ein halber „scaz" oder Denar, und damit ist für „scripulus" der Begriff „Scherf" gewonnen.

Daß dem klösterlichen Glossator, der an der Peripherie des fränkischen Reiches, in Alemannien oder Bayern schrieb, und vom Münzwesen sehr wenig verstand, bei „scripulus" das deutsche Wort fehlte, beweist natürlich nicht, daß es dieses Wort nicht gegeben habe: wir finden ja den „Scherf" auch später niemals

---

[1]) Über das Münzwesen der Merowingerzeit unterrichtet vortrefflich der knappe Artikel „Münzwesen" von A. Luschin v. Ebengreuth in Hoops Reallexikon der German. Altertumskunde Bd. III 257ff.

in Hochalemannien, und in Bayern nur seltene Spuren. Nichts hindert uns daher, den *scerpf* auch etymologisch von dem bedeutungsgleichen *scrip-ulus* abzuleiten. Von drei- und viersilbigen lateinischen Wörtern hat nicht nur das Vulgärlatein, sondern auch die lateinische Umgangssprache des Mittelalters vielfach Kurzformen gebildet, die dann in die Landessprache übergegangen sind: den *discipulus* haben die Zöglinge der Klosterschule von Reichenau (s. Steinmeyer, Die kl. ahd. Denkmäler S. 287 Anm.) zu *disco* umgeformt, aus dem schwerfälligen *sarcophagus* ist unser *sarc* gekürzt worden. Der älteste germanische Beleg derartiger Kurzform dürfte das ulfilanische *kintus* Matth. 5, 26 sein: *unte usgibis þana minnistan kintu* = *τὸν ἔσχατον κοδράντην*, denn hier liegt doch wohl ein latein. Münzname zu Grunde, wahrscheinlich der *centenionalis* des Cod. Theodosianus (9, 23, 1 § 3 u. 9, 23, 2)[1]. Sonst ist auf dem Gebiete der Münznamen das frühste mir bekannte Beispiel frz. *sol (sou)* < *solidus*; neuzeitliche Fälle gibt es in Menge: ich erwähne das wienerische *Netsch* für (ein) *Etsch (-kreuzer)*, das *schei (scheo)* der Venetianer für die mit „Scheidemünze“ bezeichneten österreichischen Kupferstücke und das an der Waterkante weitverbreitete *Pen* für *Penning*.

An der Kürzung von *scripulus* zu *scrip* ist also kein Anstoß zu nehmen[2]; auch an der Brechung von *scirp* > *scërp* nicht, falls sie sich überhaupt erst auf deutschem Boden vollzog, vgl. *scirm* > *scërm*, *lirnen* > *lërnen*. Und auch das Bedenken das der Wechsel von *scrip* und *scirp* hervorrufen könnte, läßt sich leicht beheben, am leichtesten mit einem lautlich ganz nahe stehenden Wort, dessen Behandlung ich um so lieber hier an den Schluß setze, weil ihm von den Etymologen neuerdings übel mitgespielt worden ist. Ich meine das nhd. *Schärpe*, dial. auch *Schärpfe* (Bayern) und *Schärfe* (Hessen, z. B. Marburg), beidemal durch Lautsubstitution.

Die Vorstufe ist mhd. *scerpe, schirpe, schurpe* „Pilgertasche“; frühste Belege (ca. 1170—1190): Veldeke Serv. I 2660. II 2566; Wilde Mann Girh. 111; Eilh. Trist. 7448[3]. Die Herkunft von dem

---

[1]) v. Grienberger, Untersuchungen zur got. Wortkunde S. 140 denkt an eine vulgärlatein. Bildung **cent-tus* (wie *quintus*).

[2]) Völlig unbedenklich ist natürlich der Wechsel des Geschlechts: das Neutrum *scerph* kann sich an die gleichbedeutenden *minutum*, *medile* angelehnt haben, es kann auch einfach aus der Vorstellung der Kleinheit gefolgert sein (vgl. *kint* und die Deminutiva).

[3]) Die Form *schurpen* D ist soeben durch die Auffindung der Berliner Bruchstücke (Beitr. XLI 524) bestätigt worden.

gleichbedeutenden afz. *escharpe, esquerpe* (für weitere Formen s. zahlreiche Belege bei Godefroy III 373) ist unbestritten, dieses aber soll nach dem etymologischen Orakel aus „spätahd. *scharpe*“ stammen. Damit hat es folgende Bewandtnis: Graff VI 541 führt es nach zwei Quellen an, die sich bei näherem Zusehen entpuppen: a) *scherpe:* Schm. a. 842d als das Berner mittelniederländische (!) Glossar d. 13. Jh.s; b) *scharpe:* Schm. a. 733 als ein Vocabular des Peter Schmidhauser von Indersdorf v. J. 1419! Es bleibt also bei der alten Ableitung von dem seit dem 8. Jh. bezeugten merowing.-latein. *scrippum* resp. *scrippa* „pera, sacculus peregrinorum“, Ducange-Favre VII 368; Ducange führt alte Nebenformen mit Metathese an (*scirpa, schirpa*) und schlägt eine Etymologie vor, die mir gar nicht übel erscheint: zu *scirpus,* also „Tasche aus Binsengeflecht“. Das Wort ist im 13. Jh. auch ins Englische eingedrungen und wird von Murray VIII 2, 283c. 782b in der Doppelform *scrip* und *shrip* aufgeführt; bemerkenswert ist bei den mittelenglischen Belegen der Wechsel zwischen *shryppe* und *sherpe, shyrpe*: offenbar ist das Wort sowohl aus dem Latein wie aus dem Französischen eingedrungen.

Ein eigenartiger Zufall fügt es, daß für unsere beiden Wörter in den Glossaren das lateinische „stips“ begegnet; vgl. einerseits Lexer s. v. *scherpf* und anderseits P. Schmidhauser (s. o.): *ein scharpe, ein sack*: „stips“.

Göttingen. Edward Schröder.

Zum ahd. Tatian.

thohuuidaru „tamen“ scheint nur im T vorzukommen. Es kehrt wie so manches andere T'sche Sprachgut im Ags. wieder, als *đéahhwæđere.* Im Is. steht dafür das vollere *dhoh dhiu huuedheru,* das zu an. *þóþóro* (di. *þó at hvǫro*) stimmt. Noreen Aisl. Gr.[3] § 74, 11 vgl. m. 415 A. 3. Denn es kann doch wohl nicht zweifelhaft sein, daß *dhiu* und *at* sich hier in der Funktion begegnen wie beim Komparativ. Einfachem an. *at hváru* entspricht ahd. *thiu uuitharu* Graff V 29. Das Ags. hat auch hier bloßes *hwæđere,* also wieder ohne Aequivalent für *thiu* oder *at.* W. S.

Ein Beitrag zur Erklärung des carmen arvale.

Der Text ist nicht einheitlich, und es ist an ihm modernisiert worden, was kein Wunder ist, da die jetzige Fassung aus dem Jahre 218 p. C. stammt; man vgl. z. B. *pleōres* mit Rhotazismus und *lases,* ferner *iuvate iuvato* mit dem *iovent* des CIL XI 3078. Auch Vulgarismen bezw. dialektische Eigentümlichkeiten finden sich, so steht das *ū* in *semūnis* dem *ō* in *pleōres* gegenüber. Entsprechend seinem Charakter als Bittgebet enthält das carmen arvale Imperative: *iuvate* (3 ×) *iuvato* (3 ×); man wird aber auch in den andern Zeilen solche vermuten. Darum hat Ehrlich schon vorgeschlagen statt *sins incurrere* zu lesen: *sin sin currere,* wobei das *sin* für *sine* ebenso zu erklären wäre wie *dic* für *dice* usw. Und die Wiederholung wäre dann zu dem Zwecke geschehen, die Bitte um so eindringlicher erscheinen zu lassen; das Gleiche wurde wohl auch mit der Wiederholung bei *Mar Mar* bezweckt. Auf *fu* „als Imperativ" hat sodann Bücheler aufmerksam gemacht; der reine Stamm (vgl. *fu-am fu-ī* usw.) dient ja auch sonst der Sprache als Imperativform. *Sali* und *sta* können ebenfalls Imperative sein und ebenfalls *advoca,* wenn man es als Wort für sich betrachtet. Haben wir aber oben *sin* als Imperativform für *sine* als möglich angenommen, dann könnten wir bei dem dialektischen bezw. vulgären Einschlag des carmen vielleicht auch *pit* als Imperativform für *pete* hier gelten lassen. Nach Gröber ALL. IV 437 ist *pinna* vulgäre Form für *penna* gewesen (vgl. z. B. sard. *pinna* Feder), *com-pitum* (*compitens* wird im Thes. l. l. aus 2 Konzilberichten belegt) könnte auch zum Vergleiche herangezogen werden, ebenso *πιτνέω.*

Dementsprechend möchte ich das carmen nun folgendermaßen übersetzen: „O, helft uns, ihr Laren (*enos* mit Stowasser für *en nos!*) und laß doch nicht, o Mars (mit „doch" und „o" soll die Verdoppelung der Worte im Texte zum Ausdruck kommen) Überschwemmung (*lue* für *luem = diluviem*), Einsturz (*rue* für *ruem,* vgl. C. gl. IV 281, 5 usw. *rues ruina*) über die Völker (*pleōs -ōris* Substantiv zu *plēre* wie *πλῆθος* zu *πλήθειν*) kommen, sei (einmal) Saatengott, du (sonst) so rauher Mars, spring über die Grenzmark hinüber, stelle die (Völker)geißel (fort), rufe abwechselnd (*alternei* Lokativadverb) heran und hole herbei die Saatgenien alle. Hilfe möge von dir uns kommen, o Mars! *Triumpe!*"

Von den 3 vorkommenden Gottheiten, den *Lares* (*rurales*),

den *Semones* (vgl. v. Planta II nr. 254 pälignisch *semunu* = *Semonum*) als Saatgenien und dem Mars ist letzterer in seiner Beziehung zu den 2 ersten als Frühlingsgott, als Begünstiger der Saat hier zu denken. Einen Gott *Sator a satione* erwähnt auf Varro fußend Servius Ge. I 21, die Form *Satur* für *Sator* (s. *Saturnus*) ist nicht auffallender als *Semunis* für *Semones* und hat in *vultur* für *voltor, guttur* für *gūtor* — siehe mein Wörterbuch — selbst im literarischen Latein ihre Parallelen. *Salire* in der Bedeutung von *transsilire* erscheint noch bei Tertullian adv. Marc. Corp. Vind. XLVII 624, 7: *salio . . amplissimum abruptum* (neutrales Substantiv) und in einem Brief des Bischofs Johannes an den Pabst Hormisda Corp. Vind. XXXV 2, 613, 2 *ut illud gaudium salias.* Zu *sta* mit transitiver Bedeutung vgl. *stătus* als p. p. p. von *sistere* (*deue declune statom* steht auf einer volskischen Inschrift bei v. Planta II nr. 240) und *a-stasent,* das nach Paul-Fest. L. 24, 10 gleich *statuerunt* war und wofür dor. *ἔ-στᾱσαν(τ)* eine passende Parallele bietet; sind doch auch in *praestare* transitive und intransitive Bedeutung vertreten.

München. Aug. Zimmermann.

Das lat. Suffix ment(o).

Nach A. Thumb (Gr. Gr.[4] § 212, 5) ist gegen Ficks Ansicht, daß z. B. *ὀνόμα-τος, χεῖμα-τος* mit aind. *nāma-tas, hēma-tas* zu identifizieren sei, nichts Erhebliches einzuwenden. Nun entsprechen im Latein einer Flexion *ὄνομα ὀνόματος* genau *semen sementis,* und da *semen* und *sementis* ihrer Bedeutung nach wenig verschieden sind, steht der Aufstellung eines solchen Paradigmas nichts im Wege. Der spätere Nominativ *sementis* wäre dann als Neubildung nach dem Genitiv aufzufassen, welche Nominativbildung dann wieder Veranlassung gegeben hätte zu einer Flexion *sementis sementis sementi* usw. Ähnlich steht die Sache mit *carmen*: neben der Flexion *carmen carminis* usw. haben wir in dem Namen der Göttin für die carmina (vgl. *Venus* und *venus*) die Flexion *Carmentis Carmentis Carmenti* usw. Auch das Germanische bietet uns ein Beispiel einer derartigen Suffigierung; denn der ahd. Genitiv *hliu-mun-tes* läßt sich doch einem — freilich nur erschlossenen — *κλεύ-μα-τος* (*κλύω*) an die Seite stellen. Nun scheint mir der Genitiv *sementis* in gr. *ἧ-μα-τος* (urspr. *σᾰ́-μα-τος* vgl. dor. *ᾰ-μέρα*) ein ziemlich genaues Gegenbild zu enthalten. Allerdings haben

wir für die hier in Frage kommende Wurzel bisher nur die Formen *sē să* angenommen, aber wie Brugmann Grdr.[2] II 3, 102 in Hinsicht auf got. *dōms* neben *dhē* eine Form *dhā* anzunehmen sich veranlaßt sieht, so könnte auch die Länge des *a* in *Sa-turnus* uns verleiten eine Wurzelform *sā* zu vermuten. Der Nominativ ἧμαρ wäre dann nach Analogie von Worten wie ἧπαρ an die Stelle von ἧμα getreten. Für den Übergang der Bedeutung bietet sich als passendes Beispiel dar das frz. *saison* (aus lat. *sa-tio* „Saatzeit"), das ja auch die Zeit im allgemeinen bezeichnen kann. War man sich nun bei einer Flexion *semen sementis* usw. dessen noch bewußt, daß man es mit einem Neutrum zu tun habe, dann konnte man im Nominativ Plural nur flektieren: *sementa* vgl. ὀνόματα, und mit dieser Flexion war die Möglichkeit einer analogischen Bildung des n. sg. *sementum* und damit zugleich die eines Übergangs des Wortes in die 2. Deklination gegeben[1]).

München. Aug. Zimmermann.

Lat. *vītāre*.

Für lat. *vītāre* gibt Walde [2]844 nur allerlei entfernte Möglichkeiten, die ihm selbst nicht annehmbarer erscheinen, als die Ableitung von **vītós* „gebogen" von *vieo,* das er aber selbst S. 835 richtig mit „binden, flechten" übersetzt. Man wird zugeben, daß diese „Erklärung" nur das Fehlen der richtigen erweist.

Diese scheint mir zu sein: *vi-* „auseinander" und *itāre* „oft gehen", Frequentativ zu $\sqrt{ei}$, *i* „gehen", sind bereits in vorlateinischer Zeit zu *vītāre alicui* „Jemandem aus dem Wege gehen" geworden. Denn dies ist nach Georges die Konstruktion des Verbums bei Plautus, z. B. *vitare infortunio* „dem Ungemach aus dem Wege gehen", *huic verbo* u. dgl. Der Akkusativus dürfte sich nach der Analogie von *fugio, effugio* wohl zunächst bei *evitare* eingestellt haben.

Im Arischen ist *vi-* als Verbalpräfix ganz lebendig, mit *i* gehen heißt es im Indischen „auseinandergehen, vergehen, verschwinden", das Partizipium *vītá-* (für *vi-ita-*) „vergangen, gewichen, frei von, ohne" (s. auch weiter unten), z. B. in *vīta-bhaya-* „furchtlos", *vīta-rāga-* „leidenschaftslos"; das Verbalsubstantiv *vīti-* heißt „Scheidung". Im Altiranischen ist *vī-, vi-* im Kompositionsanfang und als Verbalpräfix gleich gebräuchlich und

[1]) Vgl. auch n. sg. *iugerum* nach dem n. plur. *iugera*.



heißt 1. auseinander, 2. abseits, getrennt von —, 3. entgegen, 4. durch und durch. Das Verbalnomen *vīti-* kommt hier gleichfalls vor und bedeutet 1. „Weggehen, Sichentfernen", 2. „Sichscheiden, Sichabsondern".

Daß dies Wort aber allgemein indogermanisch, nicht bloß arisch gewesen ist, läßt sich leicht zeigen:

1. Seine Komparativbildung ai. *vitarám, vitarám* „weiter, ferner", ab. *vītara-* Adj. 1. „der seitlichere", 2. „der weitere, spätere" findet sich auch im Germanischen: got. *viþra* Präp. „gegen, wider, vor", ahd. *widar,* nhd. *wieder, wider*; vielleicht auch im Lateinischen in *vitricus* „Stiefvater", wenn dies Wort hierher gehören sollte und nicht, wie Fay und ich vermutet haben, aus *vi-ptri-cus* entstanden ist, entsprechend ai. *vimātar-* „Stiefmutter".

2. Idg. **vidhévos* „getrennt, einsam", **vidhévā* f. „Witwe" (Fick Vgl. Wb. I⁴ 126) enthält dasselbe Präfix. Vgl. ai. *vidháva-* „vereinsamt", *vidhávā* „Witwe", gr. *ἠίθεος* „unvermählt", lat. *viduus, vidua,* ksl. *vьdova,* air. *fedb,* got. *viduvō,* ahd. *wituwa,* nhd. *Witwe.* Das idg. Wort gehört zu

3. idg. *vidh* „trennen, los, leer sein, machen". Dies besteht wohl aus *vi* + $\sqrt{}$ *dhē* „machen"; es erscheint auch in lat. *dī-vido* „teile", nhd. *Waise,* ahd. *weiso* (Kluge ⁶ 394).

4. Nhd. *weit,* ahd. *wīt,* as. *wīd,* ags. *wíd,* engl. *wide,* an. *víðr* „geräumig, weit, ausgedehnt" ist gleich ai. *vītá-* für **vi-itá-,* das auch „schlicht, grade, eben" bedeutet und wohl nichts anderes ist als das Partizipium zu *vi-i* „auseinandergehen".

5. *ἴδιος* hat Brugmann wohl mit Recht aus *ϝι-διος* „für sich seiend, abseits befindlich" erklärt (IF. XVI 492). Vgl. Fränkel KZ. XLII 260.

Daß das Frequentativum und Intensivum *itare* bereits eine uralte Bildung ist, zeigt lat. *itāre,* umbr. *etatu, etato* „itate, itatote", gr. *ἰτητέον,* mir. *ethaim* gehe. Vgl. z. B. Walde ² 255.

Solche Reste alter indogermanischer Präfixe stecken gewiß noch in manchem unerklärten Worte. Es wäre eine dankenswerte Arbeit, solche Überbleibsel zusammenzustellen. Heißt *νίκη* „Sieg" eigentl. das Niederschlagen, *νι-ικά* und gehört zu lat. *ico*? Verf. Et. Wb. ² 315.

Rastenburg. W. Prellwitz.



Altpersisch *abi-ā-čariš?*

Bekanntlich hatte Darmesteter in seinen Études iraniennes (II 130) das s. Z. *abāčariš* gelesene Wort des Bagistān-Textes (Kol. I 64/5) mit dem neupers. *bāzār* in Verbindung gebracht, was auf den ersten Anblick sehr ansprechend war.

Seitdem ist viel über das Wort geschrieben worden, wovon Paul Horn 1893 das Wichtigste in seinem Grundrisse der Neupers. Etymologie unter Nr. 166 zusammen stellte. Sein Endergebnis war: „Wegen phlv. *v* ist die Zusammenstellung [von *bāzār*] mit ap. *abāčariš* unmöglich". In seiner Nachlese zu Horn sagte Hübschmann zu dieser Nummer aus (Pers. Stud. 23): „Ap. *abāčariš* gehört keinesfalls hierher und bleibt im Übrigen nach wie vor dunkel". Auch er legt Gewicht darauf, daß die echte Pahlawi-Form *wāčār,* nicht *bāčār* gewesen sei, letzteres sei eine Unform.

Nun waren aber für Hübschmann-Horn altiranische Mundarten eine verbotene Sache, geduldet waren nur diejenigen, die sich gerade nicht bewährt haben „ap." und „aw." (g. und j.), und alle drei, die doch im wesentlichen Literaturgattungen mit besonderer Schreibung darstellen, galten, ebenso wie „das Pahlawi", als einheitliche Sprachen. In Wahrheit ist es ja doch selbstverständlich, daß sich auch im Pahlawi die verschiedensten Mundarten spiegeln und spiegeln müssen, und ein persisches Wort mit anlautendem *b* kann ebenso unterlaufen wie ein nordiranisches mit *w*. Daraus wäre also kein Einwand zu schmieden.

Aber alle diese Versuche wurden über den Haufen geworfen durch die Feststellung, daß am Felsen gar nicht *abāčariš* sondern *abičariš* stehe.

Wir wollen King u. Thompson einmal glauben, daß das dastehe, obgleich ich noch nicht auf jede Berichtigung der Neuausgabe schwören möchte. Indessen, wenn ich mir den Sinn der Stelle klar zu machen suche, dann komme ich nicht darüber hinweg, daß Darmesteters Gedanke doch sachlich so einleuchtend ist, daß er eine Nachprüfung auch des sprachlichen Befundes verdient.

Das Wort ist über 2 Zeilen verteilt: $a + b + i$ und $\check{c}(a) + r + i + \check{s}$. Es wäre also vielleicht doch noch die Möglichkeit, daß am Ende von Z. 64 noch etwas gestanden hätte? Oder daß der Steinmetz beim Übergange auf die neue Zeile geglaubt hätte, er habe schon

am Schlusse von Z. 64 die Zeichen eingemeißelt, die ihm als erste Fortsetzung vorschwebten? Man stelle sich nur die Länge der Zeilen und die unbequeme Lage gebührend vor, so wird man sich wohl eher wundern müssen, daß Derartiges nicht öfter geschah.

Auf diesen Gedanken brachte mich die Erwägung, daß ja auch ein etwaiges Wort **abi[jā]čariš* eine jüngere Form *bāzār* hätte ergeben können. Dann würden also mitten im Worte, am Ende der Zeile, zwei Zeichen fehlen.

Gehn wir vom neupers. Worte aus: *bāzār* ist unerklärt und doch offenbar ein iranisches Wort, dessen alte Form doch zu erschließen sein dürfte, und Darmesteters Versuch ging offenbar den richtigen Weg: eine der Vorstufen des heutigen Wortes muß ungefähr **abāčar* gelautet haben, und die eben angenommene Form *abi* + *ā* + *čar* dürfte zugleich nach der sprachlichen wie nach der Richtung der Bedeutung den zu stellenden Ansprüchen entsprechen, als der Ort, zu dem man gewöhnlich geht, die *ἀγορά*, der Markt, der Bazar.

Wien. Georg Hüsing.

Ndl. *mooi*, ndd. *moi(e)*.

Für das Adjektivum ndl. *mooi*, mnl. *mōy*, ndd. mnd. *moi(e)* [1]) „schön“ ist, soviel ich weiß, nie eine ansprechende Etymologie gegeben worden; trotzdem glaube ich, daß eine so einfache und naheliegende Deutung möglich ist, daß ich mich wundere, daß kein Sprachforscher bisher auf den Gedanken gekommen ist. Ich möchte das ndl. ndd. Adjektivum, das eine urgermanische Grundform **mauja-* voraussetzt, zur idg. Basis *mū-, meu̯(āx)-* „waschen“ stellen, wozu u. a. auch abg. *myti* „waschen“, apr. *au-mūsnan* „Abwaschung“, lit. *máudyti* „baden“, lett. *maut* „schwimmen“, cypr. *μυλάσασθαι· τὸ σῶμα ἢ τὴν κεφαλὴν σμῆξασθαι* (Hes.) gehören; vgl. u. a. Trautmann Die apreuß. Sprachdenkmäler 307, Walde [2] 500, Boisacq 637, Falk-Torp EW. 734, Franck-Van Wijk 434. Die ursprüngliche Bedeutung von **mauja-* wäre „gewaschen“, dann „sauber“, „schön“: vgl. lat. *lautus, lōtus* „sauber, nett usw.“, das eine Partizipialbildung zu *lavō* ist und lat. *mundus* [2]), das eine ähnliche Bedeutungsentwicklung zeigt und außerdem zu derselben Basis *mū-* gehören kann wie germ. **mauja-*. Formell steht **mauja-* auf einer Linie mit solchen hochstufigen primären Ad-

---

[1]) S. u. a. Kluge Zeitschr. f. deutsche Wortf. VIII 45f.

[2]) Auf dieses Wort macht mich Dr. F. Muller aufmerksam.

jektiven auf idg. *-i̯o-* wie ai. *védya-, -iya-* „zu erkennen, kundbar“, abg. *věždь* „wissend, kundig“, ai. *dárśya-* „sehenswert“, *varya-* „zu wählen, zu wünschen“, ahd. *gengi*, an. *gengr* „gangbar“; s. Brugmann Grundriß II² 1, 184. Zu Wurzeln auf *-eu(əx)-* gehören außer germ. **mauja-*, idg. **mou̯-i̯o-*: lit. *sraujas* „strömend, schnell fließend“ (s. Leskien Bildung der Nomina 310 = 160, Ablaut 310 = 48), — abg. *bujь* „wild, grausam, töricht“ (s. Berneker EW. I 98, Verfasser Indogerm. Forsch. XXIV 30f.), — abg. *sujь* (s. Iljinskij Russkij Filol. Věstnik LXXIV 128 und die dort zitierte Literatur).

In der ersten Auflage seines etymologischen Wörterbuches der niederländischen Sprache verknüpfte Franck ndl. *mooi* mit dem Substantivum *mouw* „Ärmel“. Dieses gehört zu derselben Basis wie lit. *máuju* „streife“ (vgl. lit. *ùż-mova* „was man aufstreift; z. B. Muff“). Nun hat Leskien Ablaut 303 = 41 diese Basis balt. *mau-* „streifen“ mit derjenigen von lit. *máudyti* identifiziert; und tatsächlich kann sich die Bedeutung „waschen“ sehr gut aus „streifen“ entwickeln: vgl. russ. *s-tirát'* „abreiben, abwischen, waschen“ und das deutsche *wischen*. Auf jeden Fall aber haben schon in der indogerm. Periode die Bedeutungen „streifen“ und „waschen“ beide bestanden und angesichts dieses Umstandes muß die Hypothese, daß die zwei homonymen Basen im Grunde identisch seien, eine unsichere Vermutung bleiben.

Leiden. N. van Wijk.

Nachtrag zu Bd. XLVII 205 Anm. 1.

Die Vermutung des H. Stephanns im Thesaurus (s. v. *ἀμίαντος*), der Name Asbest rühre von der Sitte her unverbrennliche Dochte aus jenem Materiale in die Lampe zu legen, könnte durch eine Konjektur von Hercher zu Apollonius Hist. mir. 36 Bestätigung zu finden scheinen, die in die Ausgabe von Keller (S. 42, 11) und sonstige neuere Literatur übergegangen ist (vgl. die sorgfältige Monographie von B. Laufer *Asbestos and Salamander* in T'oung-pao II Ser., XVI (1915) 303². Apollonius berichtet da aus Sotakos, der als Karystier über das merkwürdige Mineral seiner Heimat besonders gut Bescheid weiß: *στρέφουσι δὲ ἐξ αὐτοῦ καὶ ἐλλύχνια, καὶ ἔστιν καιόμενα λαμπρὰ καὶ ἀκατάκαυστα.* Die Asbestdochte brennen stets hell, da sie nicht wie die sonstigen Dochte „Schnuppen“ bilden und sind unverbrennlich. Wenn er

dann aber nach einer Zwischenbemerkung fortfährt: *τὰ δ' ἐλλύχνια μένει τὸν ἅπαντα χρόνον ἀκατασκεύαστα καιόμενα μετ' ἐλαίου*, so darf dies *ἀκατασκεύαστα* der Handschrift nicht in *ἄσβεστα* verdorben werden. Die Dochte sind doch nicht unlöschbar, sondern unverbrennbar. Hercher hätte also wenigstens *ἀκατάκαυστα* ändern müssen. Allein *ἀκατασκεύαστα* ist richtig. Es besagt, daß man diese ewigen Dochte weder zu „schneuzen“ noch zu ersetzen brauchte.

Berlin. H. Diels.

Faliskisch *efiles*.

Von einer Anzahl zusammengehöriger Vaseninschriften CIE. 8036ff. geben vier, 8036—39, den Text *titoi mercui efiles*, dreizeilig, Wort um Wort untereinander. Die andern enthalten mehr oder weniger fragmentarisch *titoi mercui*, einzeilig, oder nur *mercui*, so aber, daß davor *titoi* gestanden haben kann. 8047 bewahrt möglicherweise die Schlußbuchstaben *(efil)es* und würde dann vielleicht ein Exemplar erweisen, in dem *efiles* nicht unter, sondern hinter den andern Worten stand. In einem Teil der Exemplare der zweiten, einzeiligen Gruppe kann *efiles* weder darunter noch dahinter gestanden haben.

Fundort der Fragmente ist in der Nähe von Falerii Veteres ein Tempel, der wegen eines anderen Fundes (beflügelte Füße, s. Herbig Glotta V 242) dem Merkur zugeschrieben wird.

Thulin Mitt. d. Arch. Inst. Röm. Abt. XXII 296ff. deutet „dem Titos Mercus (ein Gott) Epillius (der Weihende)“. Herbig a. a. O. 241 wendet ein, daß *Titos Mercus* als Gottesname bedenklich sei und ebenso die Nennung des Weihenden in isoliertem Gentilnamen. Seine eigene Deutung faßt alles als éinen weiblichen Namen: *Titoi*, Pränomen, zu vergleichen mit griech. Namen auf *ώ, ῴι*, *Mercui*, regelmäßige etr. Namenbildung, gentilicisch = **Merconia*, *Efiles* etr. Genet. = *Epillii (uxor)*.

An der Möglichkeit aber, *Titoi Mercui* als Dativ eines Götternamens aufzufassen, möchte ich gegen Herbig festhalten. Daß dagegen *Efiles* = *Epillius* gesetzt bei einer solchen Deutung unbefriedigend ist, gestehe ich zu. Aber nicht allein aus dem Grunde, den Herbig anführt, sondern vor allem aus einem andern, den schon Thulin (a. a. O. 300) sich selbst vorhält: es fällt auf, „daß derselbe Name (éines Weihenden) so oft wiederkehrt“. Dieser Einwand gilt aber nicht weniger gegen Herbigs Deutung, gilt

sogar noch viel mehr, denn nach ihm sind ja auch alle die Vasen, die nur die Aufschrift *titoi mercui* tragen, Weihgeschenke derselben einen Person.

Will man diesem Einwand begegnen, so kommt man darauf in *efiles* nicht einen Namen, sondern einen Titel zu suchen und dann bietet sich lat. *aedilis*. Damit würde das Falisk. lautlich durch den Übergang von *-dh-* in Labial auch in den Fällen, wo das Lat. Dental bewahrt, neben das Osk. treten, hinsichtlich des Wortschatzes aber im Gegensatz zum Osk., wo *aídil* Fremdwort ist, an der Seite des Lat. stehen.

'Αρτεμβάρης,

bei Aischylos und sonst belegt, in lykischer Wiedergabe als *Artumpara* und ähnlich erscheinend, dürfte einem altpersischen *ṛtompăxrax* entsprechen.

Nach Professor Andreas ist im zweiten Teil des Kompositums vielleicht np. *hāmbār* „Genosse"[1]) zu erkennen. So wird vermieden, daß das erste Glied des Kompositums als Akkusativ erscheint.

Aber Kasusform des Vordergliedes ist nach Wackernagel Ai. Gr. II § 87g im Iranischen nicht so selten, daß sie nicht auch hier angenommen werden könnte. Dann wäre *-păra* zur $\sqrt{p\bar{ṛ}}$ „jemd. durch etwas hindurchbringen — jemd. fördern" zu stellen und die Bedeutung des Namens „der das Recht fördert".

So heißt es ṚV. I 152, 3 *ṛtám piparty ánṛtaṃ ni tārīt*. Ähnlich IV 56, 7.

Konrad Bessel Erman,
geb. zu Steglitz am 6. Jan. 1888,
gefallen in den Kämpfen vor Wilna am 12. Sept. 1915.

Aus dem Munsterlager haben mich Mai 1915 die beiden oben abgedruckten Miscellen erreicht. Dort sind sie wenige Wochen vor dem Ausmarsche nach Frankreich geschrieben. Vier Monate später deckte ihren Verfasser die Erde Rußlands: eine feindliche Kugel hatte alle Pläne und Hoffnungen jäh zerrissen. Als Soldat

---

[1]) Vermutungen über weitere Verwandte von *hāmbār* s. bei Hübschmann Etym. u. Lautlehre der osset. Spr. 37f. [Dieser Vermutung lege ich keine besondere Bedeutung bei. Ich habe sie während einer unserer Übungen mitgeteilt, um zu zeigen, daß der Name auch noch anders zerlegt und erklärt werden kann, als es Erman getan. Andreas]

eines siegreich vordringenden Heeres betrat er das Land, das ihn, den Schüler Solmsens, vor Kurzem noch als Ziel einer friedlichen Studienreise gelockt hatte. Aber auch als Soldat bewährte er in Mühsal und Gefahr die seltene Pflichttreue und ungewöhnliche Energie, die sich in seiner Art zu arbeiten bekundet hatte und seinen akademischen Lehrern als Gewähr einer erfolgreichen Zukunft im Dienste der Wissenschaft erschien. Die Teilnahme an den Kämpfen, deren Frucht die Eroberung Kownos war, trug ihm das Eiserne Kreuz ein; die Verleihungsurkunde, die seine hervorragende Tapferkeit rühmte, traf ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Vier seiner Lehrer, die entscheidenden Einfluß auf seine Entwickelung geübt, Wilmanns, Solmsen, Franck und Leo, hatte er noch vor dem Abschluß seiner Studienzeit als Opfer blinden Zufalls oder tückischer Krankheit betrauern müssen: nun folgte er selbst ihrer Spur, unvollendet zwar, doch glücklicheren Ausganges als jene, da die Glorie eines ruhm- und zweckvollen Todes sein Andenken verklärt.

Aus einer Anregung Wilmanns entstand Ermans Dissertation „Beziehungen zwischen Stellung und Funktion der Nebensätze mehrfacher Unterordnung im Althochdeutschen" (Zs. f. d. Ph. XLV 1913), die für alle weitere Untersuchung ein tragfähiges Fundament gelegt hat. Durch Solmsens Vorlesungen wurde er endgiltig für die Sprachwissenschaft gewonnen. Zuletzt zog Andreas ihn gleich anderen talentierten Schülern in den Bannkreis seiner iranischen Studien. Doch ehe die neue Saat zu reifen begonnen, riß ihn der Wirbelsturm des großen Krieges in Sieg und Tod. So möge sein Name hier stehen zum Gedächtnis auch all der ungezählten Namenlosen, die dem Vaterlande im schwersten Kampfe für seine Freiheit und Ehre ihr Leben willig darbrachten, das uns Älteren eine Hoffnung war für die wissenschaftliche Arbeit der kommenden Generation.

Wilhelm Schulze.

Zeitschrift
für
vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der

indogermanischen Sprachen.

Begründet von **A. Kuhn.**

Neue Folge vereinigt mit den

Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen.

Herausgegeben von

A. Bezzenberger, E. Kuhn und **W. Schulze.**

Der ganzen Reihe 48. Band,
3./4. (Doppel-)Heft.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1918

Ausgeg. 15. Okt. 1918. Preis des Bandes (4 zwanglos erscheinende Hefte) Mk. 12.
Mit einer Beilage der Firma Zürcher & Furrer in Zürich.

Inhalt:

Die Führung der Redaktionsgeschäfte hat für den 49. Band E. Kuhn übernommen. Es steht jedoch den Herren Mitarbeitern frei, an welchen der drei Herausgeber sie ihre Beiträge schicken wollen.

Manuskriptsendungen wolle man richten entweder an Prof. Dr. *Adalb. Bezzenberger* (Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2), oder an Prof. Dr. *E. Kuhn* (München 31, Hess-Str. 2), oder an Prof. Dr. *W. Schulze* (Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Str. 72).

Die Redaktion bittet, zu den Manuskripten im allgemeinen lose Quartblätter zu verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, von welchen die Redaktion ein Rezensions-Exemplar erbittet. Für unverlangt eingehende Rezensions-Exemplare wird keinerlei Verbindlichkeit übernommen.

Über Etymologien und Etymologisieren. II.[1]

I.

Das slavische etymologische Wörterbuch von E. Berneker ist, wie Waldes lateinisches, ein unendlich wertvolles, geradezu unentbehrliches Nachschlagebuch; seine kritische Benutzung zu ermöglichen, bezwecken die folgenden Ausführungen.

Der Umfang beider Wörterbücher deckt sich nicht ganz; Walde bietet den gesamten lateinischen Wortschatz, sogar wichtigere Eigennamen, z. B. mythologische, schließt (griechische) Lehnworte aus; Berneker gibt nur einen Teil der slavischen Lemmata (etwa die Hälfte des Gesamtbestandes), schließt alle Eigennamen aus, dafür nimmt er die Lehnworte auf, doch behandelt er sie ungleichmäßig, nennt manches Überflüssige, namentlich Türkisches, dessen Ursprung fraglos und dessen Geltung auf Bulgaren oder Serben beschränkt bleibt, z. B. II 5: *machala* „Viertel", *machana* „Fehler", *machmudija* „Goldmünze", *machmuz* „Sporn", *majasil* „Hämorrhoiden", oder S. 37: *menguš* „Ohrring", *menzil* „Post", *mera* „Trift", *merak* „Sorge", *merdeven* „Leiter", *merdžan* „Koralle" usw. Statt solcher wären vorzuziehen verbreitetere und interessantere Lehnworte, deren Ursprung irrig angegeben wird, deren Lautform oder Bedeutung von der ursprünglichen weit abliegt. So wäre z. B. statt des modernen Backschisch zu nennen das bereits mittelalterliche r. *boklag* und *baklaga* „Holzgeschirr für Wasser", poln. *buklag wody* (Ostrorog 1618, S. 97 des Neudruckes), sonst im XVI. Jhdt. *buklak*, auch *buklad* u. ä., aus nordtürk. *baklak* „lederner Wasserschlauch"; die Vokalisierung schwankt ja nicht selten bei Fremdwörtern, z. B. *berdysz* statt *bardysz* „Hellebarde", wo Berneker seine eigentliche Quelle, Karłowicz (nicht Mikkola), nicht zitiert; S. Agrells Versuch, *bardysz* als urslavisch zu deuten, Zur slavischen Lautlehre, Lund 1915, S. 39f., ist ebenso unmöglich, wie seine Erklärung von *maldrzyk* „Schafkäse" aus *mold-* „jung", ebd. 40; *belta* statt *balta* „Axt" usw. Ebenso wäre unter *biserъ* poln. *bisior* (die Grundform für alle modernen Slavinen ist *biser*, nicht *bisьrъ*)

[1]) I. s. Ztschr. XLV 24—51.

zu nennen, das noch zu Anfang des 16. Jhdt. „Perle" hieß, aber schon 1472 „teurer Stoff", verwechselt mit *bisson*, während *bisiorki* „Glasperlen" dialektisch zu *wisiorki* (eig. „Anhängsel", zu *wisieć* „hängen") wurden; *beret* „Barett", mit seinen Nebenformen *bierlet* „Judenhut" usw.; poln. *rumak* „Roß", im 16. Jhdt. *hromak*, 1636 *romak* aus russ. (türk.) *argamak* (15. Jhdt.) umgestellt, oder das andere für „Streitroß", tatar. *bachmat* (auch russisch). Es wird *batъ* „Knüppel" genannt, nicht aber *bat* „Boot" (poln. 16. Jhdt., daraus russ.), aus ital. *batto* dass., während russ. *bot* (17. Jhdt.) das engl. *boat* ist (nicht das holländische *boot*, wie R. van der Meulen annimmt, De Hollandsche Zee- en Scheepstermen in het Russisch, vgl. die scharfe, aber treffende Kritik von A. Croiset, Izvěstija 1910, XV 4, S. 1—72). Es wird *bus* serb. „Buchsbaum" und „Busch" erwähnt, nicht das interessantere, schon in den russ. Chroniken des 15. Jhdts. genannte *busa* „Schiff", über dessen romanische und germanische Quellen Croiset a. a. O. 13f. Es wird nur *dud* „Maulbeerbaum" genannt, wichtiger wäre, *dud*, *dudek* „Wiedehopf" schon hier zu nennen, nicht erst unter *vъdodъ*, zumal der deutsche Münzname „Düttchen" daraus entlehnt ist. Statt serb. *kotarača* „Abfluß", aus Katarakte, wäre wichtiger poln. *kotara* „Portiere, Bettvorhang im Prunkgemach", mehr nur ein dichterisches Wort; im 16. u. 17. Jhdt. bezeichnete es das Filzzelt der Tataren, aus deren Sprache es stammt, älter *kotárha* Consilium rationis bellicae des Hetman Tarnowski von 1558 (die man mit Stroh, Heu deckt), *kotarcha* und mit dem im Poln. ständigen Aus- und Abfall von *h*, *kotara* (vgl. *kulać* „hinken" aus *kulhać*, *ruby* „dick" für *hruby*, *dera* „Wolldecke" aus klruss. *derha*, *ramota* „Schrift" aus *hramota* = *γράμματα*[1]); *romak* „Streitroß" aus *hromak* s. o.). Oder es wird genannt poln. *herap*, *harap*, *arap* „Hundepeitsche" (aus dem deutschen *herab*, dem Zuruf des Jägers beim Vertreiben der Hunde von der Beute), es fehlt dagegen das ungleich interessantere poln. *harować* „schinden, plagen", das man anstandslos aus klruss. *horovaty horjuvaty*, russ. *gorevat'* „sich grämen" ableitet, poln. auch *arować* (Brief an den Kronhetman Żołkiewski von 1610: *więźniami robią arują gorzej niż bawoły* „sie arbeiten mit den Gefangenen und schinden sie schlimmer als Büffel"); allerdings kommt dafür mißverständlich schon 1600 (Klonowic) und 1636 (Żebrowski) *horować* auf, wie

[1]) Woher stammen Bernekers Angaben „*ramota*, poln. dialekt. 'Ursache, Grund'"? *ramota*, allgemein gebräuchlich, sogar mehrfach in Büchertiteln, ist „Schrift", dann „Possen, Geschreibsel".

von *horje* „Leid", und dazu hat dann der Mystiker-Messianist Towiański seine *hora* „Plackerei" 1840 neugebildet. Aber *harować* galt einst nur von der Pferdedressur, wohl von dem Zuruf des Zureiters *haru, haru* oder *hara hara* (Hunderuf noch im 17. Jhdt., sonst in Sprichwörtern, *haru haru a psy w krupy* „h. h. unterdes (warfen sich) die Hunde auf die Graupen") u. a., vgl. aböhm. *hara* und *hera* Zuruf (nicht aus dem Deutschen entlehnt) und franz. *haro* „Zetergeschrei", auch vom Hetzen der Hunde; altfranz. *harer* deckt sich ungefähr mit *harować*; im Pferdebuch von 1532 *ku harowaniu konia,* bei Rej *szkapy harują* „schinden die Mähren", bei dem gleichzeitigen M. Bielski, Satiren (S. 76 des Neudruckes) *konia k zawodu harować* „Pferde zum Rennen abschinden" u. a. Dagegen ist böhm. *harovati* vieldeutig, ist deutsches „harren", schnell gehen (also von *hara*!), *harovaný* bei Dalimil ist „gestreift".

Es ist somit *harować* von einer Interjektion abzuleiten, obwohl sonst ähnliche Ableitungen, in denen sich besonders Karłowicz gefiel, abzuweisen sind; so ist p. *harmider* „Lärm" nicht aus *hernieder, harc* „Kampf" nicht aus „herzu" (die Krakauer Scholaren riefen sich mit einem *ad idem,* daraus beim Volke *hadidam,* zum Straßenkampf auf), abzuleiten und ebensowenig liegt dem poln. *hasło* „Losung" ein *hasa! hejsa!* zu Grunde. Berneker nennt dafür im Lemma böhm. *heslo* und läßt poln. *hasło* daraus entlehnt sein, aber *hasło* ist = *godło* „Losung, Geschrei" (heute ist nur *hasło* noch Losung, *godło* dagegen Symbol, Wappen, aber noch im 15. Jhdt. war auch *godło* clamor), beides uralte Bildungen, ausschließlich westslavisch, vielleicht fast identisch, mit Suffix *-ło* und *-tło* zu *god-* und *gad-* *(gat-)* gebildet; jedenfalls bleibt jede Interjektion fern.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Thema zurück. So nennt weiter Berneker *chora* aus *χώρα,* aber es fehlt *chor* „Reigen" aus *χορός,* interessant wegen des Compos. *chorovod* „Reigenführer", woraus *korovod* und *korohod, korogod,* im Plur. „Umstände, Zeremonien" (*korohod* schon bei Skorina in der Bibelübersetzung um 1520, s. Sobolevskij lekcii 113), das Polen von Russen entlehnten, vgl. Miklosich. Es wird S. 477 *kameď* „Gummi" und ein zweites Mal S. 553 *komiď* dass. genannt, aber es fehlt das ungleich interessantere altruss. *komrogъ* „Gefäß", das ja Miklosich aufgenommen hatte. Und hunderte anderer Lemmata könnten so genannt werden, die fehlen; wir verweilen dabei nicht weiter (einiges s. u.) und wenden uns unserer Hauptaufgabe zu, aufmerksam zu machen auf die Fehlerquellen, die von

vornherein den Weg zur etymologischen Deutung verlegen. Nebenbei bemerkt, gleichen sich die Wörterbücher von Berneker und Walde noch in einem, in der Aufnahme oder Berücksichtigung gar vieler evident falscher Etymologien, als müßte jeder schlechte etymologische Einfall verewigt werden; ein weniger wäre ein mehr gewesen; namentlich wären statt mancher faulen „indogermanischen“ Etymologien sichere oder wahrscheinliche „slavische“ zu nennen gewesen, wie dies mehrfach geschehen ist, Beispiele s. u.

Wenn die folgenden Ausführungen, der Natur des Gegenstandes angemessen, ausschließlich negativer Art sind, so sei zum Gegengewichte hingewiesen auf die Äußerungen Ztschr. XLV 51, wo der bleibende wissenschaftliche des Et. Wb. voll anerkannt ist; das dort Gesagte wäre hier einfach zu wiederholen.

II.

Am leichtesten erkennbar ist der methodische Irrtum, wenn ein slavisches Wort aus einer Sprache hergeleitet wird, die niemals einen direkten oder indirekten Einfluß auf das Slavische geübt hat, wie z. B. das Litauische; Beispiele sind schon früher genannt, zuletzt Ztschr. XLV 28f. Was vom Litauischen, gilt ebenso vom Rumänischen mit seinem späten, lokalen und ganz charakteristischen, meist auf die Hirtensprache beschränkten Einfluß auf die nächste slavische Umgebung; es darf daher nicht in Betracht kommen, wo es sich um älteres Sprachgut handelt.

Z. B. das interessante, noch heidnische russ. *koročun,* bulg. *kračun* „Sonnenwende“, die sommerliche wie die winterliche, die Zeit Mitte Juni und Mitte Dezember, später beschränkt auf den Winter und zuletzt, im russischen Süden wie bei Bulgaren, auf das christliche Weihnachtsfest übertragen (auch auf das dabei beliebte Gebäck); andererseits übertragen auf Wende, Ende überhaupt, Garaus, Tod (auch Totenmahl); sowie personifiziert auf den Todbringer, wie stets bei den Slaven, vergl. z. B. weißruss. *złydni* „böse Geister“, wörtlich nur „böse Tage“. Das Wort, nur bei Bulgaren und Russen belegt, ist zu Slovaken, Ungarn (*karacson* „Weihnachten“) und Rumänen (*cracium* dass.) gekommen. Man kehrt nun dieses einzig mögliche Verhältnis um und läßt das slav. Wort aus dem rumänischen stammen, das rumänische wieder wird auf jegliche Weise nur mißdeutet. Zur Widerlegung dieser Unmöglichkeiten genügt der bloße Hinweis darauf, daß *koročun* „Mitte Dezember“ in der nordrussischen, Nowgoroder

Chronik im 12. Jhdt. vorkommt, wohin nie irgend ein rumänisches Wort hätte dringen können. Ebenso überflüssig war es nun, unter *koromyslъ* „Peede“ den Einfall von Karłowicz auch nur zu erwähnen, wonach es aus rum. *curmcziš* „quer“ stammen soll; daß das Wort schon 1505 aus Smolensk genannt wird, sichert es eo ipso vor jeglicher rumänischen Entstehung (ganz abgesehen von der Unmöglichkeit der speziellen Erklärung; warum übrigens dieses russische Wort „fremd scheinen“ sollte, bleibt unklar). Ebenso unmöglich ist die Deutung der altbulgarischen Lautform *baltina* (für *blatina*) I 70 „aus dem Rum.“. *Kračun* ist das Deverbativ zu *kračǫ* „schreite“: die Zeit schreitet (poln. *czas kroczy*) in den Sonnenwenden entschieden vor; Gegensatz dazu wäre altpoln. *stojączka* „August“, die Zeit des Stillstehens, da die Natur das Maximum der Temperatur und Fruchtbarkeit erreicht hat und wie zu ruhen, zu stehen scheint. *Krač-* (poln. *krocz-,* russ. *korocz-*) ist äußerst „unregelmäßig“, so haben z. B. die Böhmen für „Schritt“ *kročej,* die Polen dagegen *kraczaj,* während genau das Umgekehrte zu erwarten wäre; poln. *kraczaj* dankt sein *a* für *o* nicht der Iterativstufe (Berneker I 572), sondern nur der Assimilation der Vokale, s. u., die Südslaven haben gar *koračaj*; die Annahme, „daß hier die Ablautsstufen einer zweisilbigen schweren Basis idg. *qorāq* oder *qorōq* vorliegen“ ist bei diesem speziell slavischen Worte von vornherein ausgeschlossen.

Die rumänischen Lehnworte wie die zahlreichen topographischen Namen, verbreitet durch Wanderhirten, sammelten Miklosich, Kałużniacki, Malinowski (speziell die polnischen Krakauer philolog. Abhandl. XVII, 1893). Die Entlehnungen tauchen meist erst im 15. und 16. Jhdt. auf, z. B. in den polnischen Lustrationen von 1566 (s. u.) finden wir *koszary albo obory* „Hürden“ (*koszary* ist im 18. Jhdt. „Kaserne“ geworden, ob durch bloße „Volksetymologie“, möchte ich bestreiten, weil *kasarnia* weiter abliegt); der Herdenzoll heißt hier *sthregy (stregi) daią z łanu, dań albo strąga od liku, strąga barania,* rum. *strungŭ* „Melkstall“ (von dem eben die Abgabe erhoben wird); *taistra* „Sacktasche“ (*na konie sol biorą w taistry do Węgier* „nehmen nach Ungarn Salz in Taschen auf Pferde“) aus rum. *taistrŭ* dass. (Malinowski verwechselte damit *tanistra* „Tornister“; *taistra* wird klruss. zu *kaistra* dissimiliert und dies zu *kastra*); *maczuga,* auch *macużka* „Keule“ u. a.

Älter und interessanter ist rum. *deal* „Berg“, altserb. *dělь* „Berg“ (schon im 13. Jhdt.), *dio,* klruss. *diŭ, diłok,* poln. *dział*;

Berneker I 195 erwähnt gar nicht das rumänische Wort und doch kann das poln. und kleinr. Wort nur von dem rumänischen stammen, da sie ausschließlich in rumänischer Nähe bekannt sind; eine andere Frage ist, ob nicht das rum. selbst wieder aus dem Slav. stammt, denn daß iure postliminii rumänische (und magyarische) Slavismen wieder ins Slavische zurückkommen (z. B. *gazda* „Wirtschaft, Wirt“ aus magy. *gazda* dass. und dies aus slav. *gospoda*), kommt vielfach vor. So ist jenes *strungŭ* selbst, serb. *struga,* slavischen Ursprunges (auch alban. und neugr., doch ja nicht aus diesen stammend). Auch bei „Thymian“ scheint das Rumän., das Berneker wieder gar nicht nennt, die Vermittlerrolle gespielt zu haben; wenigstens weist *čębrъ* (poln. *cząbr* und *cąbr,* vgl. oben *macuška*) direkt auf rum. *cimbrŭ* hin.

Die Entscheidung fällt oft gar schwer. So nennt B. poln. *hurm* „Herde, Haufen“, *hurma* dass., klruss. auch *hurba* und *jurba* (letzteres fehlt bei ihm; bei Fremdwörtern ist dieser Wechsel im Anlaute nicht selten). Das Wort kommt sonst nicht vor; stammt es aus den äußerst seltenen mhd. *hurm, gehurme* „feindlicher Angriff“? Wir würden im Westen, z. B. bei den Böhmen, eine Spur davon erwarten. Die Bibel des Leopolita von 1561 bringt *hurmą* cum turmis suis; in der poln. Türkenchronik um 1520 heißt es beim Ausritt der Baschibozuks *a będzie taki hurm od nich trąc sie miedzy sobą* „und es erfolgt so ein Gedränge, da sie sich untereinander drücken“, *hurm* verstand man nicht und eine andere Abschrift setzte dafür *surm*; die böhm. Übersetzung von circa 1530 schrieb *hřmot* „Getöse“ und ebenso in einer späteren Bearbeitung *wielkim krzykiem, hurmem* „mit großem Geschrei und Ansturm“, ebendort in der jüngeren Bedeutung „Masse“ *zebrawsry się hurmem* „sich in Menge gesammelt habend“; ebenso *hurmem magdoleńskich psow* „mit einer Schar mailänder Hunde“ Neothebel Acrostichis 1581. Dies scheint eher auf südlichen Ursprung des Wortes zu deuten, aus dem Süden stammt auch die poln. Türkenchronik, da ihr Original von einem Serben verfaßt ist, und es nennt auch B. das rum. *urmă* „Spur“, in seinen Ableitungen auch „Gefolge, Anhang“ mit noch viel geringerer Wahrscheinlichkeit als Quelle.

Sehr verbreitet ist *cap* „Bock“, das ich allerdings nicht vor dem 16. Jhdt. nachzuweisen vermag und das nicht nur in den Dialekten vorkommt, die mit den rum. Wanderhirten in Berührung standen, sondern sogar im Böhm. allgemein gebraucht wird. Sollte, was wenig glaublich ist, dies Wort albanesischen Ursprunges sein, so erfolgte seine Verbreitung doch nur durch Rumänen.

Albanesische (illyrische) Lehnworte gibt es nämlich (außer ganz lokalen) in den slavischen Sprachen nicht und alle Versuche, ein slav. Wort aus dem Alban. zu deuten, sind von vornherein abzulehnen. So hat Pedersen z. B. in *perun* „Donner(gott)", gegenüber lit. *perkunas* dass., „illyrischen Einfluß" entdeckt, es aus alban. *peren-di* „Gott" hergeleitet, weil nur im Alb. das geforderte *rk* zu *rh, r* würde (Bezzenbergers Beiträge XX 231), aber, wie so oft, narrte den Forscher nur ganz zufälliger Gleichklang; *Perun* ist ja urslavisch, dagegen stammt die nähere Berührung von Slaven und „Illyriern" erst aus dem 7. Jhdt., also nur das Umgekehrte wäre von vornherein möglich, nur die Entlehnung von *perendi* aus *Perun,* die wir übrigens auch nicht zugeben würden. Alle Versuche, namentlich von Korsch, die slav. mythologischen Namen ebenso wie die Rindnamen als entlehnte zu beseitigen, sind, nebenbei bemerkt, prinzipiell falsch; alle slav. mythologischen Namen, auch die verfänglichsten wie *Simargl* und *Pripegala,* sind echt und uralt; man muß sie nur zu lesen verstehen. Dasselbe gilt von den Rindnamen, *byk, krava* usw., die ja nicht aus orientalischen und am allerwenigsten aus den baltischen (!!) Sprachen herstammen können. Ebensowenig hat auch N. Jokl Recht, wenn er das typische Balkanwort *katun* „Dorf der Nomaden, der albanesischen und walachischen Hirten, Lager" usw. nicht aus „Kanton" noch aus dem Türkischen usw., sondern aus dem alban. *katunt-di* „villa" herleitet (wörtlich das „Ausgespannte, das Gezelt, die Wohnung", Indog. Forschung. XXXIII 420—433); eine Schwierigkeit bildet ja, daß das Wort schon aus dem Altbulg., aus der Zeit des Zaren Simeon um 910, für „Lager" bekannt ist. Oben ist poln. *dera,* früher *derha* „Wolldecke" genannt, das älteres *gunia* ersetzte; es stammt aus klr. *derha* neben *dżerha* dass., das Wörterbuch nennt dafür nur *dżerha,* aus türk. *čerge* „Wolldeckenzelt, Hütte", das aus alban. *tšerge tserge* stammen soll, neugr. *τσέργα* „Decke", alle wieder aus *serica, serge, sarge*; die alban. Herkunft darf füglich bezweifelt werden. Unmöglich ist sie z. B. bei der poln.-russ. Sippe *kozub* „Bastkorb", die bloße Konstatierung des Bereiches dieses Wortes schließt jede „Entlehnung aus dem Illyr." aus; *katun* bleibt nach Peisker ein protobulgarisches Wort.

Neben *cap,* noch viel älter und weiter verbreitet als ausgesprochenes Kulturwort, ist die Benennung des Maulesels, *mъzgъ* und *mъskъ,* böhm. *mezh* und *mesk,* russ. *mesk,* statt des zu erwartenden *mosk* (in altruss. Texten überliefert), serb. *mazg* und *masak,* fem. *mazga* und *maska,* alban. *mušk,* fem. *muške,* rum.

muşcolu, vgl. über Verbreitung und Herleitung des Wortes Vasmer, Jagićfestschrift S. 276f. Hier scheint wirklich das Illyrische Träger des Wortes gewesen zu sein, bis ins Lateinische hinein (*mulus — muscellus*), jedenfalls haben wir es mit einem Balkanwort zu tun, und dürfen nicht allzusehr das „Albanesische" allein betonen (slav. *zg, sk* wie im rum. gegenüber dem albn. *šk*?). Bei *cap* sei nachgetragen klruss. *kacap,* Spottname des Großrussen wegen seines Bartes, worüber der Großrusse mit *chochoł* „Haarbusch des Kleinrussen, dann Kleinrusse selbst" quittiert; *kacap* enthält die Partikel *ka- ko-* augmentativen und peiorativen Sinnes, gegen die sich Berneker ablehnend verhält, vgl. u.; er nennt nur *ko-,* läßt es mit der Präposition *kъ* verwandt sein und *ka-* zu *ko-* in dem Verhältnis stehen wie *pa-* zu *po-, pra-* zu *pro-,* was ganz ausgeschlossen ist. Er nennt einige *ko*-Beispiele; füge hinzu russ. *za-ko-ułok* = poln. *za-ułek* „Gäßchen"; *ko-verzni* „Art Bastschuhe" zu *verz-* „flechten" (wozu Berneker selbst *ka-verza* „Intrigue" stellen möchte); poln. usw. *kadłub* „ausgehöhlter Baumstamm, Rumpf" (die Bedeutung „Darm, Eingeweide", die Berneker nach dem Warschauer Wörterbuch wiederholt, existiert nicht); das Wort, fälschlich verwechselt mit einem orientalischen Wort für „Form, Modell" (Kaliber), ist *ka* + *dłubać* „aushöhlen"; im Poln. ist im 16. Jhdt. *dł* zu *rł* geworden, *karłub,* und mit dem *s*-Vorschlag, s. u., *skarłub* (in der Übersetzung des Ökonomiebuches des P. de Crescentiis von 1549 und 1572). *Kołupać* „bohren", aus russ. *kołupat'* dass. entlehnt, kann *ko* + *łupać* sein, Berneker I 746; *košuta* „Hirschkuh" (die „ungehörnte"), Ztschr. XLIII 312 u. a.

Aber als Präfix erscheint nicht nur *ka-, ko-,* auch *če-,* außerdem andere wie *ga-* und *ža,* ja sogar *cho-* (*cho-mǫto* „Kummet" Ztschr. XLII 357, *chowiąsło* = *obwiąsło* epistilum), z. B. klr. *vyčekołznuty* „ausgleiten" neben *kołznuty* dass. und altr. *skokołznuti* dass., andere Beispiele s. u.; *gavranъ* und *kavranъ,* neben *vranъ* „Krähe" (von Berneker in den unmöglichsten Weisen gedeutet); *ža-voron(ok)* „Lerche" = *sko-vron* dass.; vgl. weiter *sko-moroch* „Gaukler", poln. (15. Jhdt.) *skomroszny* lascivus (zu *moročit'* „betrügen"?), *sko-vrada* „Pfanne" (zu *vьr-* „sieden"; Torbiörnsson, wie Miklosich, denkt an *skvьr-,* wie bei *skovron* an *skvor-,* beides falsch); *skomrach,* das, wie das Poln. beweist, urslavisch ist, ist bisher in den unmöglichsten Weisen (aus σκωμμάταρχος; aus dem Volksnamen Σκαμάρεις!) mißdeutet worden. Gegen die Menge sicherer Beispiele mit *ko-* (einiges s. u.) schwinden diese gar vereinzelten

Fälle, über die man allerdings mit bloßem Stillschweigen nicht hinwegkommt.

Bei den Entlehnungen aus dem Rumänischen liegt öfters, worauf wir eben hinwiesen (s. o. *dělь*, *strǫga*), dem rumänischen Quellworte wieder ein slavisches zu Grunde; man vermutet dies auch bei *košara* „Pferch“ sowie bei *kotar* „Bezirk, Gebiet“, einem speziell südslavischen Worte (bulg. auch *kotor* „Hürde“), das durch rumänische und ungarische Vermittelung als *chotar*, *chatar* zu Slovenen und Slovaken, Polen und Kleinrussen kam; ist nicht auch das „dunkle“ kleinruss. *chutor* und *futor* (der Wechsel von *ch* und *f* ist regelmäßig) „Meierhof“, ursprünglich wohl „Hürde, Pferch“, damit identisch?

Was von rumänischen, gilt auch von den magyarischen Entlehnungen; sie sind vielfach nur charakteristisch (d. h. beschränkt auf Waffen, Kleidung, Soldaten), spät (erst seit dem 16. Jhdt.) und lokal (am reichlichsten bei Serben und Slovenen, bei Slovaken und Kleinrussen, bei Polen im Gebirge); prinzipiell abzulehnen sind dagegen die Versuche, auch anderes slavische Sprachgut aus dem Magyar. zu deuten, wie dies z. B. Karłowicz vielfach tat. Z. B. poln. *cyga* „Kreisel, Krahn“, eine „zetacistische“ Form, wie öfters in der Schriftsprache, statt *czyga*, serb. *čiga* und *čigra* in denselben und verwandten Bedeutungen (auch für einen Vogel, *sterna*), daraus rum. *ciga* „Hohlkreisel“, ung. *csiga* (nicht umgekehrt); über dessen weitere Verbreitung s. u. Von diesem *čiga* ist völlig zu sondern ein anderes *čiga* „Sterlet“, aus *čečiga*, daraus dissimiliert *kečiga*, zu *keča* oder zu *čiga* gekürzt; das russ. und poln. *czeczuga* dass. ist vielleicht aus *čečiga* entstanden, vgl. „*czyhać*, quod alii *czuhać*“ (Poln. Grammatik 1568), s. u. (Das Lemma *čiga* fehlt bei Berneker.)[1]

Dasselbe gilt von allen angeblichen Lehnwörtern aus dem Finnischen, die (mit einziger Ausnahme des uralten Namens für Hopfen, *chъmelь*?) abzuweisen sind. So hat Berneker mit Recht Pogodins Herleitung des russ. *kovriga* „Fladen“ aus dem

[1]) Freilich sind die wirklichen Entlehnungen aus dem Ungarischen noch lange nicht erschöpft. So ist z. B. altpoln. *czemiga* mulsum, slovak. *čemega* „Birkenwasser“ ung. *csemege* „Süßigkeit, Konfekt“; schon das slovak. *g* weist auf Entlehnung. Ebenso ist die Annahme „böhm. poln. *harc* „Geplänkel“ wohl aus mhd. *harz!*, gekürzt aus *harze herzu!*“ falsch; *harc* ist aus magy. *harc* „Streit, Kampf“ nicht viel vor dem 16. Jhdt. entlehnt, mag der Ursprung des magy., sehr reich verzweigten Wortes welch immer sein; poln. *hercerz hercować* ist nur von einem Russen fehlerhaft überliefert und „Hatschier“ hat damit nichts zu schaffen (ital. *arciere*): gegen B. I 377.

finnischen *kaura* „Hafer“ (Izvěstija X, 1905, 3, 12—15), resp. aus einem bloß erschlossenen **kaurikka,* gar nicht erwähnt. Ebenso irrig hat aus dem Ugrofinnischen *sani* „Schlitten“ (im Altböhmischen *saň* „Drache“, wie *połoz, płaz* „Schlittenkufe“ und *boa,* was allein schon die Ursprünglichkeit des slav. Wortes verbürgt) und *narty* „Schneeschuhe“ Jalo Kalima Wörter u. Sachen II 182—186 hergeleitet; russ. dialekt. *čunki* „Schlitten“ ist allerdings aus lapp. *čioinne* dass. entlehnt; auch in den türkischen Sprachen gibt es ein *čana* u. dgl. „Schlitten, Schneeschuhe“; schon Ztschr. XLV 106f. hatte ich dagegen protestiert. Aus dem Finnischen hat das Russ. nur *łojva* „Schiff“ entlehnt, nicht altruss. *prja* „Segel“; *korsta* „Sarg“, *kъrstica* „Büchse“ lassen Grot und Miklosich aus dem finn. *kirstu* „Grab“ entlehnt sein, während dies nur für nordruss. *kersta, kiorsta* dass. zutreffen könnte (bei Berneker fehlt das Lemma); Zelenin, Izvěstija X, 1905, 2, 454, nimmt zwar die Entlehnung als sicher an, aber er läßt auch *korogod korovod* „Tanz“, s. o., aus einem finn. *karg* „schwingen“ entlehnt sein, was natürlich unmöglich ist; daher führt ganz überflüssig Berneker I 594 an: „russ. *kovyljat'* 'hinken', das Pogodin aus finn. *kävellä* herleitet — mit Recht?“; dies ist einfach unmöglich. Daß in nordruss. Dialekten Entlehnungen aus dem Finn. namentlich für Fischerei vorkommen, beweist nichts fürs Alt- und Gemeinruss.

Wir resumieren: es gibt keinerlei slavische Entlehnungen aus dem Litauischen, Albanesischen, Finnischen; aus dem Rumänischen und Magyarischen sind sie äußerst beschränkt, örtlich wie zeitlich, meist nur späte „charakteristische“ Worte. Entlehnungen aus dem Sumerischen (z. B. *łachań* „Kufe“) oder Assyrischen (*kъnigy* „Buch“; das Lemma *kъńiga* ist falsch, es gibt nur ein plur. tant.) sind bloße Entgleisungen; die Etymologie von *kъnigy* ist Ztschr. XLV 313f. gegeben, die von *łachań* s. u.; ebensowenig gibt es Entlehnungen aus dem Keltischen, mit denen Schachmatow vergebens operierte (Archiv f. slav. Philol. XXXIII u. a.), denn sie beruhen samt und sonders auf bloßen Mißverständnissen. Wir protestieren schließlich auch gegen die griechischen in der unmöglichen Ausdehnung, die ihnen Vasmer gegeben hat; Beispiele sind Ztschr. XLV 109 gegeben und lassen sich leicht mehren. Auch Berneker irrt mehrfach, z. B. ablg. *jaru* (auch erweitert *jarutu* usw.) utinam: „entlehnt aus gr. *ἆρ' οὐ* Fragepartikel, eine bejahende Antwort erwartend?“. Das ist unmöglich, *jaru* ist eine Kasusform des ad. *jarъ* (= *svętъ* „stark“), vgl. oserb. *jara* „sehr“; die slavischen Wunschpartikeln sind ja sehr konkreten Inhaltes,

z.B. p. *duszkoś* utinam (wörtlich „Seelchen“!), *niech* oder *niechaj* utinam (eig. ne cures, „laß“) u. dgl. m. Natürlich leugnen wir nicht Gräcismen, fast ausschließlich auf dem Balkan heimisch und meist auf dem Gebiet der Kirchensprache (durch diese dann von den Russen übernommen), aber von da ist zu Übertreibungen noch ein weiter Schritt; andere Beispiele solcher falschen „Gräcismen“ s. u. Noch weniger gibt es (außer den biblischen) hebräische Entlehnungen. Der Versuch urslav. *kъlbasa* „Wurst“, ausgerechnet dieses Wort!, aus hebr. *kolbasar* „allerlei Fleisch“ zu deuten, war von vornherein unmöglich.

Und der praktische Erfolg dieser theoretischen Auseinandersetzung? Lesen wir z. B. bei Berneker S. 457, daß poln. *judzić* „hetzen“ „wohl ein Lehnwort ist aus lit. *judìnti* 'rütteln'“, so lehnen wir dies, ohne Angabe von Gründen, einfach als unmöglich ab. Wohl ist p. *kauszyk* aus lit. *kauszas* „Schöpfgefäß“ entlehnt, aber dieses *kauszyk* kennt nur ein Stryjkowski, der absichtlich Lituanismen braucht (in seiner Litauischen Chronik 1581), dagegen r. *kowsz*, niederdeutsches *kowse* „Schale“ (schon Ende des 15. Jhdt. vorkommend und im ganzen Norden verbreitet) ist eo ipso gegen jegliche Entlehnung aus dem Lit., die allgemein angenommen wird, gesichert. Daß *degъtь* „Teer“ nicht aus lit. *degutas* dass. entlehnt ist, beweist das Faktum, daß das Wort schon altböhmisch ist. Es gibt nur ein einziges lit. Lehnwort, das weiter gedrungen wäre, der Name für das preußische Landesprodukt, den Bernstein, *gentars*, dessen *g* durch das lett. *dz-* sicher gestellt ist, der preußisch, nicht lit. sein dürfte. Und ähnliche praktische Folgerungen ergeben sich bei den übrigen, oben berührten Sprachen. Wenn z. B. Miklosich unter *sjabrŭ* „Teilnehmer“ bemerkt: „ein fremdes Wort, wahrscheinlich finnisch: ehstn. *söbber*“, so lehnen wir wegen der alten und weiten Verbreitung des Wortes (poln. *siebr* im 15. Jhdt. usw.) dies einfach ab.

III.

Nichtbeachtung der Chronologie, Verkennung entscheidender Merkmale sachlicher, historischer Art rächt sich mehrfach. I 378 unter böhm. *hejtman* „Hauptmann“: „daraus poln. *hetman* dass., aus dem poln. kleinruss. *ataman, otaman, vataman* 'oberster Befehlshaber der Kosaken'“. *Ataman* war nie „oberster Befehlshaber der Kosaken“, hatte überhaupt nichts mit Krieg und Soldaten, im strengsten Gegensatze zu dem *hetman* der Polen, zu tun, ist stets nur Ältester = *staršoj* gewesen; in den Lustrationen der

königlichen Güter in Rotrußland, wovon M. Hruszewsky vier Bände herausgab, aus der Zeit 1565 ff., ist fortwährend von dem von jedem Zins für seine Arbeit befreiten *votaman* die Rede, der einfach dem *tivun* oder *desiatnik* (Zehntmann) anderer Dörfer entspricht. Jede *vataha* oder *artel* (in späterer Zeit) d. h. jede Genossenschaft der Fischer, Jäger usw. stand unter einem *vataman* oder *ataman*; daher standen auch die Kosaken, die ursprünglich keine Soldaten oder Miliz, nur im Hauptberuf Jäger und Fischer, im Nebenberuf Räuber und Tagediebe (oder umgekehrt) waren, in jedem *kureń* (Abteilung) unter einem Ataman; über den vielen Atamanen (auch bloßer Ehrentitel eines Kosaken) stand zuletzt als Höchster der *koszowy* (*ataman, A.* des *Kosch* = „Lager"). Es gab daher noch keine Kosaken (zum ersten Male wird auf europäischem Boden dieser Name im Codex cumanicus genannt, die Sache selbst ist erst Jahrhunderte später entstanden, d. h. was wir darunter verstehen), als der Terminus *ataman* längst den Russen geläufig war; wir finden ihn urkundlich schon seit dem 13. Jhdt. (1294), während noch kein Slave das Wort „Hauptmann" überhaupt brauchte. Die Herleitung des *ataman* aus Hauptmann ist daher grundfalsch, so oft sie auch wiederholt wird; noch die neueste Auflage des russischen Konversationslexikons Brockhaus-Jefron, das die Sache selbst richtig behandelt, hat diese unmögliche Worterklärung beibehalten. Das Wort ist fremd, nach Tad. Korzon, Dzieje wojen usw., Krakau 1912, I 377 „aus tatarisch *odaman* 'Ältester der Hirten und des Kosz von 10000 Schafen', nach dem Berichte eines Tataren selbst, des Gymnasialprofessors F. Chartachaj im Věstnik Jewropy 1867, 1869". Der russische Orientalist Melioranskij, Izvěstija X, 4, 117—119, nennt die Herkunft dunkel und möchte, wie auch ich, *vataman* mit *vataha* „Schar" verknüpfen; letzteres hatte Korsch, Archiv f. slav. Phil. IX 659 aus türk. *otak* „Zelt, Zimmer, die Menschen darin", woraus *oda* dass., hergeleitet, aber in Izvěstija VIII, 4, 58 aus dem rum. *vătăjesc* „anführen"; dies ist unmöglich, weil *vataga* schon in der altruss. Chronik unter dem J. 1190 (und vielleicht schon 1184, wenn unverständliches *vъgaty* zu *vъtagy* verbessert werden darf) genannt ist; ist nicht umgekehrt das rum. aus klruss. *vatažka* „Anführer der *vataha*" entlehnt? Jedenfalls ist die Entlehnung des *votaman* aus Hauptmann absolut unmöglich, beides sind ja grundverschiedene Würden, wir lesen z. B. bei Paprocki in der Erzählung von dem Kosakenzuge des S. Zborowski (Herby usw. vom J. 1584): *tam wataman ktory na czołnie hetmańskim był,*

jął słabo sterować, począł go hetman gromić usw. „dort begann der Wataman auf dem Kahn des Hetman schwach zu steuern; da begann ihn der Hetman zu schelten".

Aber sogar das poln. *hetman* stammt nicht aus dem Böhmischen, dessen ältere Formen (bei Hus u. a.) *haupman, hautman* (erst später *hajtman,* zuletzt *hejtman*) lauten, bei den Polen schon 1410 *hetman* und 1450 *etman,* mit dem für die Nordwestslaven so charakteristischen Abfall des *h,* vgl. poln. *olstro* = deutsch *holster,* böhm. *holstra* — das poln. Wort fehlt bei Berneker I 378; poln. *ochmistrz* = Hofmeister usw.; die Böhmen kennen diesen Lautvorgang nicht —; nur poln. *heitman,* 1475 und noch im 16. Jhdt. gebräuchlich, stammt wirklich aus dem Böhmischen, dagegen ist *(h)etman* unmittelbar aus dem deutschen *hovetman hövtman* (also niederdeutsch?) entlehnt.

Ein bloßes Nachschlagen historischer Quellen beseitigt oft alle Zweifel, so z. B. unter *kopje* „Lanze" (wo poln. *kopja,* heute fem. nach den übrigen Lanzennamen, fehlt), wird gezweifelt, ob russ. *Kopeke* „Kupfermünze" hieher gehört: „türkischer Ursprung des isolierten und erst während der Mongolenzeit auftauchenden Wortes ist wahrscheinlicher"; aber wir lesen bei Sreznevsky i. h. v. ausdrücklich, daß nach Angabe der Sophienchronik der Großfürst das Münzzeichen änderte, statt des Schwertes die Lanze darauf einführte und daß man darnach das Geld als „Lanzengeld" bezeichnete.

Kǫkolь „Kornrade" soll benannt sein „von der Glockenform der Blüten" (lit. *kankalas* „Glocke"), aber der Slave benannte so das ihm lästige Unkraut lange, eher er die erste Glocke gesehen oder gehört hatte; das Lit. mag mit *kankle* zusammenhängen oder eher direkt aus dem russ. *kołokoł* „Glocke" entlehnt sein (*kankal-* dissimiliert aus *kalkal-?*). Ich schlug für *kǫkolь,* das mit *kankalas* außer dem ganz zufälligen Gleichklang nichts gemein hat (das lit. Wort hat ja keinerlei botanischen Nebensinn; *kankalijos* „Glockenblume" ist erst danach neubenannt, wie poln. *dzwonki,* alt *zwoniec*), Ztschr. XLII 350 eine andere Etymologie vor und halte an ihr fest. Das lit. Wort für Glocke ist ja *warpas,* worüber s. Leskien Ablaut 356.

Poln. *kapcie* „Hausschuhe" soll aus *papcie* „Paputsche" „durch Dissimilation entstanden" sein, was die Chronologie verbietet, denn *kapcie* ist schon dem 16. Jhdt. bekannt (*jeden w kapciach, drugi w pantoflach* in dem Pferdebuch des Pieniążek von 1607), *papucze* dagegen, woraus *papcie,* eine späte Entlehnung; das Verhältnis

von *kapcie* und *papcie* ist gerade das umgekehrte, wie dies Karłowicz i. h. v. richtig gesehen hat; das Wort ist ja auch böhm. und von *kapě* „Stiefelkappe“ abzuleiten, wie man es aus Cnapius ersehen kann, der ausdrücklich sagt „*Kapcie* sunt quasi *przykopycie*“. Dagegen verdanken die *kapcie* ihr *-cie* statt (und neben) *-ce* (vgl. *gacie* für *gace* tibialia) der Angleichung an das alte, einheimische *łapcie* „Bastschuhe“ (bei Berneker unter *lapъtь*, weil in seinen Lemmata das zu erwartende *ł* fehlt).

Chronologisch verkehrt, daher unmöglich ist die Erklärung von *koštuna* fabula, russ. *koszczun* „Spötter, Lästerer“; dialektisches junges *kastit'* kann nicht das uralte *koštuna* erklären und was poln. *kośkać, kosiać* der Kindersprache (ja nicht aus einem unmöglichen *kostkać* entstanden, sondern von *koś koś*, Kinderzuruf für „Pferdchen“) besagen soll, bleibt rätselhaft; in der älteren Literatur gibt es in der Peregrinacia 1610 (bei der Rückkehr des Sohnes) *toć mię kuśkáli* (die Eltern), aber das ist deutsch „küssen“, kasch. *kusznąć*. Der Fall ist methodisch lehrreich. Schon Dal, dessen Material ebenso wertvoll ist wie seine Etymologien unmöglich sind, hat bei *kastit'* an *kost'* erinnert. Aber *kastit'* heißt gar nicht, wie Berneker angibt, „schmähen, schelten, schimpfen“, sondern nur „verunreinigen“ (daraus erst „schimpfen“) und ist natürlich mit *pakostit'* dass. identisch; der Russe faßte *pa-* als Präposition auf und kam zu einem Simplex *kastit'*, das natürlich von dem uralten *koštuna* „Gelächter, Gespötte“ himmelweit entfernt ist.

Čьrtъ „Teufel“ (vielleicht ursprünglich nur „Zauberer“, was ja in christlicher Auffassung dem Teufel gleichkommt, vgl. *vragъ* „Zauberer“ und „Teufel“ zugleich, daher mit *čary* „Zauberei“ vielleicht einfach „Strichmacher“, da die Slaven mit *čara* und *črъta* „Strich“ weissagten und zauberten): „denkbar wäre, vgl. weißr. *kúcyj* 'kurz, abgeschnitten, Teufel', daß *čьrtъ* zu lat. *curtus* 'verkürzt, verstümmelt' gehörte“. Aber *čьrt* ist urslavisch, dagegen stammt weißr. *kucyj* aus poln. *kusy* dass. von der erst in der Neuzeit aufkommenden Vorstellung des Teufels in der kurzen, fremdländischen Tracht her und beweist nichts für ältere Zeiten, denen ja jeder Begriff des Teufels erst durch das Christentum zukam, und damit auch die Terminologie, *diavol, sotona* usw., während die einheimischen *běsъ, čьrtъ, dědъ* (klr. *ditko*) u. a. nur willkürlich mit ähnlicher Bedeutung ausgestattet wurden. *Čьrtъ*, das man sonst mit lit. *kerěti* zusammenbringt (vgl. Mikkola, Wörter und Sachen II, S. 218 „der Verwünschte“), spielt bei Berneker noch einmal eine Rolle, indem seine „euphemistische

Entstellung" in dem russ. Zuruf *čur* „weg" (den er auch mit deutsch *Unge-heuer* zusammenbringen wollte), gesucht wird; wohl gibt es solche „Entstellungen" im Slav., vgl. poln. *diachel* statt *diabel, skrzabeł* aus „Schratt" und *diabeł* kontaminiert u. dgl. m., aber *čur* entzieht sich dieser Möglichkeit; eine passendere, das nur russ. Wort aus dem Orient herleitende Erklärung ist nicht ohne Erfolg unlängst versucht.

Russ. *bojarin* „hoher Adel" (von den Polen schon im 14. Jhdt. entlehnt und fälschlich, durch Anlehnung an *boj* „Kampf", als bellator übersetzt, auch fem. *bojarka* „Ritterin"), setzt Berneker als die Grundform an, die im Südslav. *boljarin* dass. durch Anlehnung an *bolij* „größer" umgestaltet wäre; *bojarin* soll aus türk. *bajar* „Vornehmer, Magnat" entlehnt sein, aber dann würde es doch *bojar* lauten und nicht *bojarin*; ganz abgesehen davon, daß Melioranskij mit mehr Recht das Türk. aus dem Russ. entlehnt sein läßt. Die Chronologie wirft diese Aufstellung um, *boljarin* mit dem *l* ist drei Jahrhunderte früher belegt, als *bojarin*, kommt ja schon im Suprasler Codex vor, dessen Sprache und Sprachformen auf Zar Simeon zurückgehen, also nach 900, während die *j*-Formen erst im 12. Jhdt. auftauchen. Das ältere, südslavische, aus der Sprache des avarischen und bulgarischen Herrnvolkes, wie die Namen *kogan, bajan, župan* usw., entlehnte *boljare* „Vornehme" ist identisch mit dem griechischen (9. und 10. Jhdt.) *βοιλάδες βολιάδες* (die Zitate bei Marquardt, Chronologie der alttürk. Inschriften 40f.) „Vornehme", die aus türk. *bojla bujla* „groß" stammen, aus dem wieder das *bylь bylja* des codex Suprasl. und des Igorliedes unmittelbar herzuleiten sind. Berneker bestreitet den offenkundigen Zusammenhang von *boljarinъ* (darin die *lar*-Endung des türk. Plurals?) und *βολιάδες*.

Kotyga tunica soll aus lat. *cotuca* zu *cotta* entlehnt sein, aber das lat. selbst ist ahd. *chozzo* (poln. *koc*); „beachte auch klr. *kotyk* 'Art Frauenpelz', hierher?". Letzteres ist aber aus poln. *koty* dass. entlehnt, daher zu streichen; ersteres kann der Chronologie wegen nicht aus *cotuca* entlehnt sein, da es schon dem 10. Jhdt. angehört; das Suffix *-yga* (vgl. dessen Eintreten in *łocyga* aus *lactuca* „Lattich") ist bereits eine Art Gewähr für Alter und Ursprünglichkeit, vgl. *krъkyga* „Sänfte", das ebensowenig aus lat. *carruca* (*carrus*) entlehnt sein kann: da die Sänfte auf dem Nacken getragen wird, wäre es von *krъkъ* „Nacken" abzuleiten, doch ist auch völlig anderes möglich, s. u.

Botъ „Stiefel" (böhm., poln., russ.) soll aus dem franz. *botte*

dass. entlehnt sein, aber russ. Chroniken nennen das Wort schon im 15. Jhdt., da gab es natürlich noch keine franz. Entlehnungen; gemeint ist das lat. *botta*.

Es geht nicht immer an, für ein und dasselbe slav. Wort zweierlei Entlehnungen anzunehmen, z. B. für *galeta* „Kübel" ital. *galletta* und rumän. *galeta* dass., aber für poln. *gieleta* dass. mhd. *gellete*. So lesen wir unter *koltra* „Decke", böhm., poln. *kołdra*, sloven. *kolter* „Bettdecke", erstere, weil fem., wohl direkt aus ital. *coltre* fem. „Bettdecke", letzteres aus mhd. *kolter* „Decke", aber alle drei Wörter stammen aus deutsch *Kolter*; das gen. fem. beweist nichts, weil der Slave öfters das Genus ändert, z. B. poln. *turma* = Turm, *ratuša* = Rathaus, *loktuša* = Lakentuch usw. Ganz irrig wird nun neben dieses poln. *kołdra* (vgl. poln. *szołdra* = Schulter) „alt *czołdro*" gestellt, was lautlich unmöglich ist; *czołdro* ist orientalisch, eig. *czołdar*, türk. *čułdar* „Pferdedecke" (rumän., magyar., serb. *čoltar* dass.); Karłowicz hatte diesen Irrtum von Miklosich u. a. längst berichtigt, obwohl er selbst poln. *kołtrysz* „Art Tuch", das nur = *Geldersch* ist, hieher, speziell zu ital. *culcitre*, stellte.

Während hier das orientalische *czołdar* mit deutsch *Kolter* verwechselt ist, wird umgekehrt der Germanismus *kier* „Tuch" aus dem Orient geholt. Es heißt I 504: „poln. *kir*, älter *kier*, 'Trauertuch', älter 'grobes Tuch', klruss. *kyr* 'Trauerflor', *kyreja* 'vornehmes Oberkleid', daher poln. *kireja*, alt *kirejka* 'Winterpelz', russ. *kireja* 'allerlei Obergewand' .... wahrscheinlich aus osman. *ker* 'grau', also 'Tuch von grauer Farbe' .... aus poln. *kireja* dürfte stammen neuhd. *Küreh*, älter auch *Kierei*, 'mantelartiges Oberkleid'". Die Sprachgeschichte lehrt, daß jede dieser Annahmen unmöglich ist. Poln. *kier* bezeichnete noch im 16. Jhdt. besseres Tuch, dem die Beschauer der Weberzunft zwei Siegel aufdrückten, wogegen für gemeineres ein Siegel galt; wie die Münzen, werden auch die Stoffe nur schlechter und schon im 17. Jhdt. war *kier* gewöhnliches schlesisches Tuch. Als ausschließlich deutsches Fabrikat (aus Glatz und Schlesien) kann *kier* natürlich keine osmanische Farbenbezeichnung tragen; es ist *Kerntuch* (im J. 1472 poln. *kertuch*), wo wie bei ähnlichen Zusammensetzungen der zweite Teil, *tuch*, einfach wegbleibt (vgl. altr. *špil* = Spielmann, poln. *lec* = Leitseil u. a.). Daher klagt der Krakauer in der Satire des M. Bielski (Neudruck S. 33): (die Deutschen betrügen uns) *pieczęciami nadstawi mitelfoder kieru* „(bloßes) Mittelfutter ersetzt durch Siegel (die ihm mangelnde

Qualität des) Kerntuches". Das Klruss. ist wie immer aus dem Poln. entlehnt; *kierejka* dagegen hat mit *kier, kir* nichts gemein; der Name taucht bei den Polen erst zu Ende des 17. Jhdts. als charakteristisch für Türken auf, zugleich mit der *burka,* die der Tatare trägt; Polen durften die *burka* oder *kierejka* tragen nur wenn sie einen Tataren oder Türken getötet hatten. Aus dem Poln. kam der Name ins Kleinr., wohl auch ins Großr., nur wechselte mit Zeit und Ort die Kleidung selbst; weiter kam er von den Polen nach dem Westen, Küreh u. dgl., aber zu Grunde liegt ihm wohl türk. *kürdijé* „kurzer Rock", serb. *ćurdija* in genauerer Überlieferung, vgl. Korsch AfslPhil. IX 513, der aber *kiereja* nicht erwähnt hat; S. 511 wiederholt er den Irrtum mit *ker* „grau" als Quelle des poln. *kier.* Unbeschadet des *kier* behielten die Polen in der offiziellen Sprache (z. B. der Zollbestimmungen) das *kierntuch, kiernowy,* noch im 18. Jhdt., vgl. auch *kiernować* „körnen" (bei der Bereitung des Schießpulvers). Zu ihrem *kiertuch* aus Kerntuch vgl. ihr *lajtuch* aus Leichentuch.

IV.

Besonders zahlreiche Irrtümer veranlaßt die Sucht, Slavisches aus der Fremde, namentlich aus Deutschland, herzuleiten, woran auch der Verfasser vorliegender Aufzeichnungen selbst seinerzeit stark gelitten hat. Zwar weist Berneker die krassen Übertreibungen eines Gebauer, Hirt, Uhlenbeck u. a. mehrfach ab, aber auch er hat zum Schaden seines schönen Buches noch gar Vieles derart anstandslos wiederholt. So lesen wir I 300 unter sloven. *gel,* salab. *gal* (fehlt bei B.) „gelb": „Hieher auch böhm. *hýl,* poln. *gil* 'Dompfaffe'", aber es könnte nur ein Farbenblinder den Dompfaffen „gelb" nennen; was daher Deutschen selbst nie eingefallen ist, wie kämen Slaven dazu? Haben denn Böhmen oder Polen das deutsche *gel* gekannt? Der Name ist natürlich urslavisch, wie die meisten slav. Vogelnamen, und kann faktisch an großruss. Worte angelehnt werden, s. die Wörterbücher.

Ein paar Seiten weiter lesen wir, daß poln. *gmyrać* „wühlen" aus deutsch *mähren* dass. stamme, was schon des Vokals wegen, abgesehen vom *g,* unmöglich ist; in der Tat findet sich *gmyrać* schon im Puławer Psalter, der Latinismen wie Germanismen z. B. des Florianer Psalters absichtlich ausweicht, dann in altrussischen Texten; *gmyr* „Wühlen, Krabbeln" ist identisch mit *gmyz* dass., das S. 367 besprochen und als „dunkel" bezeichnet wird;

neben *r-* und *z-* kommt auch eine *l*-Bildung vor, serb. *gmilim* „krieche“.

Russ. *asnač* „Schiffer, Barkenknecht“ stammt „aus ahd. *asni* „Tagelöhner“ mit einheimischem Formans“. Unmöglich, denn es müßte sich doch irgendwo eine Spur von diesem *asni* erhalten haben, auch wäre dann im Anlaut ein *ja-, je-* zu erwarten. Das Wort wird in seiner älteren Form im XV. Jhdt. öfters genannt, z. B. 1477 „man soll die Klosterleute nicht richten, *ni ich votamanov ni ich osnačev* weder ihre Atamane noch ihre Schiffer“; vielleicht hängt das Wort irgendwie mit *snastь* „Geräte, Werkzeug (auch Schiffsgeräte)“ zusammen, jedenfalls ist es nicht deutsch.

Böhm. *koba* „Rabe“ „ist vielmehr wohl Lehnwort aus deutsch *Koppe, Kobbe* 'Rabe', s. Gebauer usw.“. *Koba* sowie *kobьcь* „Sperber“ gehören genau ebenso mit *kobь οἰωνοσκοπία* „Weissagung“ zusammen, wie gr. *οἰωνός* „Raubvogel“ und „Weissagung, Vorbedeutung“ bedeutet; beides trennt Berneker ausdrücklich von einander, stellt *kobь* augurium zu nord. *happ* „Glück“, *kobьcь* zu ahd. *habuh* „Habicht“, aber bei der Bedeutung, welche Rabe und Raubvogel in der slavischen Zeichendeutung und im Angang hatten, ist jede Trennung beider Lemmata von vornherein ausgeschlossen.

Man hat sogar die poln. Nebenform *kobuz* (mit einer *z*-Erweiterung, nicht selten bei Vogelnamen, vgl. u. *brglez* zu *brgl* u. a.), die im Collect. *kobuź* spöttische Benennung für Kleinrussen und Kosaken (wegen der Geringschätzung des *kobuz* selbst), im 17. Jhdt. ward, aus spätlat. *capus* „Habicht“ entstehen lassen, was natürlich ganz unmöglich ist (Endung!). Gerade das Gebiet der Jagdvogelnamen (*orьł, sokoł, rarog, krečet, jastrębъ, bělozor, drzemlik, kanja* usw.) zeichnet sich durch Fülle und Ursprünglichkeit aus und ich nehme daher keinen Anstand, auch *kraguj* „Falke“ als echtslavisch zu bezeichnen. Berneker setzt als Lemma *korguj* an, aber zu Unrecht; altrussisch (16. Jhdt.) heißt es *kraguj* und es liegt gar kein Grund vor, dies nur als „kirchenslavisch“ zu bezeichnen; kleinrussisch *krohúj* (Akzent!) kann schon aus dem Grunde nicht „aus dem Poln.“ entlehnt sein, weil der Pole selbst kein *króguj* kennt und ebensowenig kann oberserb. *kraholc škraholc* aus dem böhm. *krahulec* entlehnt sein. Das niedersorb. *šćagołk* „Habicht“ (Mucke S. 273) erwähnt Berneker nicht und dieses allein wiederlegt schon die angebliche böhm. Entlehnung. Die slav. Grundform ist somit *skragúj* gewesen. Zum Wechsel im Suffix (p. *-ul-* für *-uj-*) vgl. *vrabij* „Spatz“ = poln. *wrobl* dass.;

granostaj und *granostalj* „Hermelin“; *češuja* und *češulja* „Schuppe“; serb. *slavuj* und *slavulj* „Nachtigall“; *korovaj* und *korovalj* „Hochzeitskuchen“; auch neben *čap* ein *čaplja* „Reiher“ u. a.. Das *o* ist statt des *a* eingetreten, obwohl der umgekehrte Vorgang, poln. *a* statt des slav. *o*, häufiger ist. Somit verzichtet man gern auf die Entlehnung eines **korguj* aus dem Dschagataiischen *karabu kerbe*; bulg. *karguj* ist nur umgestellt, nicht mit S. Agrell Zur slavischen Lautlehre 30 als eine ursprüngliche Form aufzufassen; das ungar. *karuly* weicht ab, könnte doch vielleicht alt entlehnt sein, ist doch z. B. schon im 13. Jhdt. ung. *kerecset* aus slav. *krečet* „Jagdfalke“ entlehnt. Was ist nun *kraguj*? Die slavischen Falkennamen sind fast sämtlich „Schallwörter“ (auch wegen des weithin hörbaren Flügelschlages des Falken), wie *krečet, rarog* (zu *rar* sonitus), *sokoł* (*sokotati* = *strekotati* vom Schrei der Elster, vom Zirpen, Schnattern usw.); wie *krečet* nun = *skrečet* ist (Bildung wie *čečet* „Hänfling“), so gehört *kraguj* zu *skrъgati* frendere, *skrъgъtati* dass., *skrъžьtъ* stridor, neuslov. *škrgala* „Ratsche“, böhm. *škrhati* „schnarren“, bulg. *skrežec* „Hausgrille“, neuslov. *skržak* „Singcikade“ usw. Nach *krahuj* ist auch ein anderer Raubvogelname umgebildet, *noguj* zu *nog* „Greif“, vgl. auch o. *slavuj*.

Man gestatte eine Abweichung vom Thema, die Nachträge und Berichtigungen zu Ztschr. XLV 47f. bringt, wegen jenes Eintretens eines *a* für *o*. Klr. *bahatyj* „reich“ für *bohatyj*; *harast* „gut“ (Neothebel, Acrostichis des Zaren Iwan IV. 1581, *harast dla wiary u mnie* „wohl ist bei mir dem Glauben“, *harast go będę prosieł* „werde ihn wohl bitten“); poln. *gałąź* (in allen westlichen Sprachen, auch klr. *hałuza* neben *hołuza*) „Ast“ zu *golъ* dass. (die Vermutung Bernekers i. h. v. von einem indogerm. *-r/n-*Stamm ist irrig; die *z-, g-, d-*Suffixe weisen, neben reinen, nasale Vokale ohne weiteres auf, z. B. *ostroga* und *ostrǫga, pstrǫg, Svarog* „Hephaistos“ und *Swarzędz* von *Svaręg* oder *Svaręd, kobuz, brglez* s. u., *lemęz, gawęz* usw.); poln. und mähr. *gaworzyć* „sprechen“ zu *gawor* 1636 (Żebrowski) neben *Goworek* (nicht „ablautend zu *gov-* in *govor*“!), auch *gamorzyć* „prahlen“; überall *gavęz* „Hundszunge, cacalia“ zu *govьno* stercus und ebenso überall *gaviti sę* „eckeln“ (sloven. auch *gabiti* ebenso wie *gabez* neben *gavez*; nicht „mit Ablaut“!); poln. *gawiędzina* „Rindfleisch“ für *gowiędzina* (nicht „aus dem Russ.“ schon des Nasals wegen!), *gawiedź, gawędź* und *gawęda* „Gesindel; Geplärre“ alles zu *govędo* „Vieh“, das mit dem collect. *d*-Suffix gebildet ist, nicht mit dem *-nt*-Suffix der Tier-

namen, wie ich nach Meillet früher annahm. Wie nach *g*, finden wir auch nach *ł* denselben Vorgang (s. u.) — wie ist er zu erklären? Mit Entlehnungen und Ablautsstufen ist nichts anzufangen; außer falschen „Etymologien" spielt hier oft progressive und regressive Assimilation oder Dissimilation die Hauptrolle. *Harast, bahatyj, harap* (aus *herab,* s. o.), *Manasterzyska* (Ortsname; man braucht gar nicht die griechische Doppelform *μοναστήριον μαναστῆρι* zur Erklärung heranzuziehen, was bei dem *manastyrь* des codex Suprasliensis vielleicht nötig ist), *baciarz* „Lump" aus ung. *betyár* „Frechling" usw. verdanken ihr erstes *a* dem zweiten: von *kolimogъ* „Wagen" kommt man über poln. *kolimaga* schließlich zu *kałamaška* dass.; so verhalten sich *komar* und *komor* „Mücke"; böhm. *chomradí* und *chamradí* „Reisig", wo man die ältere Form gar nicht errät. Ebenso kann sich auch ein *e—o* aus *o—o* ergeben; altpoln. *świeboda* „Freigebigkeit, Freiheit" für sonstiges *swoboda*; *lebeda* neben *łoboda* atriplex, *lebedь* neben *labǫdь* „Schwan" (eig. collect. „die Weißen", wie *černjadь* anas fuligula, *sinedь* „blaue Blüten" von Farbenadjektiven); letzteres wäre das primäre, ersteres durch Assimilation an das *e* des Doppelsuffixes *edь* und *ǫdь* entstanden usw. Mehr Beispiele Ztschr. a. a. O. Ähnliches im Litauischen.

Folgender, wieder halb orientalische Fall wäre unbedeutender, wenn sich nicht an ihn eine bisher unbeachtete Lauterscheinung, die manches Dunkle aufhellt, anknüpfen ließe. Von poln. klruss. *czata* „Vorposten" behauptet Berneker (nach Miklosich), daß es aus dem ungar. *csata* „Schlacht, Herde" entlehnt wäre, ohne beizufügen, daß dieses *csata* selbst nur aus slav. *četa* „Paar, Rotte" entlehnt ist. Aber *czata* kann nicht aus dem Ungar. stammen, aus dem einfachen Grunde, weil es auch im russischen hohen Norden (Pskov) im Mittelalter vorkommt, wohin natürlich kein ungarisches Wort dringen konnte. Poln. usw. *czata* ist eben das slavische *četa* selbst, seine direkte Fortsetzung; man hat nämlich bisher nicht beachtet, daß *ča-* und *če-* einfach abwechseln können. Beweise: neben älterem *čakati* kommt *čekati* „warten" vor, im Böhm. seit dem 14., im Poln. seit dem 16. Jhdt., im Serbokroatischen ist beides gleich alt; wie zu *znajǫ* „kennen" *znakъ* „Kennzeichen", so gehört zu *čają* „erwarte" (böhm.) *čaka* „Erwartung"; dazu *čakati,* dann *čekati*; das historische Verhältnis umkehren, *čekati* als das ältere hinstellen, daraus *čakati* durch neue Anlehnung an *čajǫ* entstehen lassen, das dem Poln., Serb., Bulg. unbekannt ist (!!), nur um eine reduplizierte Bildung oder gar

„Intensivreduplikation" ansetzen zu können, ist keiner weiteren Erwähnung wert. Ebenso wechseln: *čakan* und *čekan* „Streitkolben", türkisches Lehnwort; neben *čechoł* „Mantel" kommt altruss. *čachoł* dass. vor; altruss. *čata* neben *četa* haben wir eben erwähnt; poln. neben *czepiga* „Pflugsterz" *czapiga* und *capiga* dass.; neben serb. *čalun* „Teppich" *čelun* dass.; poln. *czacina* und *czecina* „Baumnadeln". Nunmehr erklärt sich das Verhältnis von *čeznǫti* „schwinden" und russ. *čachnut'* dass.: nach Berneker ist *čachnut'* „vielleicht aus *čakch-, čaks-*, idg. *gēq-s-* zu nhd. *hager*" und für *čeznǫti* wird eine Unmenge anderer Etymologien angeführt (zu *conquinisco* oder zu *cēdo* usw.), die zu wiederholen sich nicht lohnt. *Čachnut'* (nur den Russen bekannt) ist natürlich eine Neubildung zu *čeznǫti*, wie poln. *żachnąć* zu *żasnąć się* „erschrecken", russ. *trjachnut'* zu *trjasti* „schütteln", vgl. Ztschr. XLIII 310; wirklich kommt kleinruss. das von uns verlangte *čaznuty* neben *čeznuty* vor; sogar kirchenslav. *ištazaty* braucht nicht unbedingt aus *iz-čězati* erklärt zu werden, ein *izčazati* für *izčezati* (russ. *isčezat'*) könnte auch schon genügen; nebenbei bemerkt, führt Berneker auch ein poln. *zczeznąć* an, aber nach polnischen Lautgesetzen mußte es *zczoznąć* heißen, ist es nicht daher ein Rutenismus? Ich kenne es nicht aus älterer Zeit. Nun erklärt sich auch das Verhältnis von *čapka* „Mütze" (daraus russ. *šapka* dass.) und *čepьcь* „Haube"; wohl nimmt Berneker an, daß *čapka* aus französ. *chape, chapeau* stamme, aber das ist aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil russ. *šapka* schon dem 14. Jhdt. geläufig (sogar in der Bibelübersetzung) ist, also mindestens aus dem 13. stammt und jeden Gedanken an französischen Ursprung eo ipso ausschließt. Daß *czepьcь* ein einheimisches Wort ist, weder aus *cappa* entlehnt noch mit ihm urverwandt, ist selbstverständlich; das primäre Nomen kommt nur noch in Verbalableitungen vor, *oczepić* „behauben" usw. *Čap* und *čapla* „Storch; Reiher" sind einfach die „Greifer"; *czapić, oczapić* kommt neben *czepić zaczepić* seit jeher vor.

Besonders einleuchtend sind die polnischen Beispiele — die russischen fließen zwar massenhaft zu, sind aber wegen der russ. Lautverhältnisse nicht beweisend, die böhmischen fallen aus demselben Grunde ganz weg. Z. B. poln. *czaszułka* „Schuppe" wird im Warschauer Wörterbuch zu *czaszka* „Schädel" gestellt, aber es ist = *czeszuja* „Schuppe" (russ., serb., bulg. auch mit dem *l*-Suffix, *češulka*, über den Wechsel des *l* und *j* s. o., böhm. *češule* und mit dem häufigen Ersatz des *č* durch *š*, *šešule* „Schote, Hülse",

mit wechselndem Vokal, *šešolka, šešelina,* poln. *szeszeliny* dass.[1]); alle poln. böhm. Belege fehlen bei Berneker). So heißt es in allen Slavinen *čeperiti sę* „sich sträuben, breit machen, ausspreizen“ (böhm. *rozčepejřiti se* „sich sträuben“, *čepyřiti se* dass., klr. *čepurnyj* russ. *čopornyj* „geziert“, daraus poln. *czupurny* — vgl. kirchsl. *čopъrъ τρυφή*), aber poln. ist ungleich häufiger in den Dialekten *rozczapierzyć* und *rozcapierzyć* als *rozczepierzyć* dass.; vgl. poln. *zarzewie* „Glut“ aus *žeravije* dass. In Eigennamen (*Czewoja* und *Czawoja*), Ortsnamen finden wir dasselbe, ebenso in dialektischen Nebenformen. So kommt neben *Czech-* usw. ein *Czach-* häufig vor, viele Beispiele nennt Perwolf Arch. f. slav. Philol. VII 618—622; man vgl. weiter die Ortsnamen bei Gebauer, *Čahostici* und *Čehostici, Čakov* und *Čekov, čečatka* und *čečetka, čatr* und *četr* „Schätter (Leinwand)“; aus großrussischen Beispielen verdient wenigstens *čéča,* dial. *čóča,* = poln. *czaczo* (heute *caco*) „Spielzeug“ Erwähnung. Genannt sei noch serb. *čagrtati* und *čegrtati* strepitare, mit demselben *če-,* wie in russ. *ob-čekryžit'* klruss. *po-čykryžyty* „zerstückeln, zerschneiden“ = serb. *križati* dass. („unerklärt“ Berneker I 619; aus dem Keltischen erklärt, natürlich unmöglich, bei Szachmatow Arch. f. slav. Phil. XXXIII 88) s. o. Nach *ž* und *š* kommt derselbe Vorgang seltener vor, das bekannteste Beispiel ist böhm. *žalud* „Eichel“, *žaludek* „Magen“ für und aus *želud, želudek* (ist poln. *żałądek* für *żołądek* böhmisch?). Wenn Meillet aus Anlaß von *čakati* und *čekati* von einer Art Assimilation handelt, so ist dies kaum zuzugeben, weil nicht nur aus *ča-* ein *če-,* sondern häufiger gar ein *če-* zu *ča-* wird. Doch kehren wir von dieser lautgeschichtlichen Abschweifung aus Anlaß des *czata* = *četa* zu dem eigentlichen Thema zurück, zu den „Entlehnungen“ im Slavischen, mit denen nur allzu oft zu Unrecht operiert wird.

Poln. *gruz* „Trümmer, Ruinen“ (ist entlehnt) „aus nhd. (ndd.) *Grus* 'Schutt' (trotz Brückner KZ. XLII 347)“. Aber *gruz* bedeutet ursprünglich gar nicht zerschlagenes Mauerwerk, sondern den Bodensatz; in der Lustration der königlichen Salinen in Rotrußland von 1566 (s. o.) heißt es von dem in den Salzschacht eingelassenen Wasser *a tam od gruzu słonieje* „wenn's dort von dem Satz salzig wird“ und damit hängt *gruzła* „Salzklumpen, Klumpen“ (bei Berneker S. 358 ein besonderes Lemma!) zusammen; beides aber ist mit *grąz* „Bodensatz“ identisch und vom

[1]) Vgl. im Herbarium des Spiczyński 1556: *sok z seszelinek to iest z owych czaszulek zielonych* (in denen die Haselnuß sitzt).

Deutschen zu trennen; die Übereinstimmung ist bloß zufällig, wie öfters; lit. *graužas* „Kies“ ist mit beiden, nicht nur mit *gruzla,* urverwandt.

Vor Gebauers Etymologien ist schon Ztschr. XLIII 305 gewarnt; sie sind fast sämtlich falsch und Berneker hat sich mehrfach durch sie täuschen lassen; wir erwähnten eben *koba* „Rabe“; *honositi sě* „prahlen“ erklärt er nach Gebauer „aus lat. *honos*“, aber dann mußte es *honořiti se* heißen! Diese Erklärung reiht sich übrigens würdig andern „Latinismen“ Gebauers an, der z. B. böhm. *hmota* „Materie“ aus lat. *humecta* „Feuchtigkeit“! („diese Herleitung trifft schwerlich das Richtige“, sagt Berneker), *lútový* „hinfällig“ aus *lutosus* „schlammig“! („nicht überzeugend“ Berneker I 748) herleitet. Nicht besser sind seine „Germanismen“, *hýřiti* „sündigen, prassen“ soll deutsches „irren“ sein usw. Ein augenfälliges Beispiel, wie Gebauer Worte mißdeutet, nur um seine deutsche Entlehnung hineinzuzwängen, sei erwähnt, obwohl bei Berneker das Lemma fehlt; wir lesen bei Gebauer: „*knidr* Neider, Neid, sichtlich fremd, wohl aus deutsch *genîdaere* = *nîdaere* Neider“, aber schon das Beispiel aus Štitný beweist die falsche Übersetzung: *milujme prostě bez knidrow kakýchs* „laßt uns einfach lieben ohne irgendwelche Künsteleien (nicht: Neid), mit denen sich nur die Heuchler zeigen wollen“, *sú to kacis knidri* „sind dies irgendwelche Künstler“, vgl. die Glosse curiose loquentes *dwornye, knydry widawagicz* in einer Evangelienhandschrift aus Upsala, Anfang 15. Jhdt. (die Gebauer nicht kannte, s. Krakauer Akadem. Sprawozdanie z poszukiwań w Szwecyi, 1914, S. 50); auch eine Art Tuch oder Stoff, *knidr,* wird damit identisch sein. Daher traf die alte Übersetzung von Čelakovský, *knidry* „Locken, Schnörkel“, das Richtige, und dies weist vielleicht noch auf die schwankenden Formen von *kníry* „Schnurrbart“, *kňoury, kňousy* dass. hin.

Interessanter, weil komplizierter, ist folgender Fall, der uns zu den Raubvögeln und ihren slavischen Namen zurückführt. „*Cvik* böhm. 'Zucht, Übung'; *cvik* 'Erfahrener', *cvikati* 'abrichten', *cvikadlo* 'Kneifzange', *cvičiti* 'üben'; poln. *ćwik* 'Übung, Drill', *ćwiczyć* 'üben, peitschen', alt 'lehren'; salab. *svekne* 'peitscht' aus mhd. *zwicken* 'zerren, die Rute sausend schwingen', *Zwick* 'Peitschenstreich'.“ Alles unrichtig, bis auf *cvikadlo, cvikati,* die allerdings auf deutsch „Zwickzange, zwicken“ zurückgehen; Berneker hat nämlich gerade die ursprüngliche Bedeutung von *cvik,* die obige Zusammenstellung einfach unmöglich macht, nicht

angeführt. *Čwiczyć* „üben" ist böhm. poln. ganz jung, erst aus dem Ende des 15. Jhdt. zu belegen, *ćwik* „Erfahrener", vom Menschen, noch jünger. Dagegen ist *cvik* schon im 14. Jhdt. wohl bekannter Vogelname (unter den volatilia campestria genannt) und die poln. ursprüngliche Bedeutung gehört ausschließlich der Falkenjagd an, *ćwik* ist immer nur der „erfahrene" Jagdfalke, der Tyrann seines Herrn (im Gegensatz zum *młodzik* „Neuling", dem Sklaven seines Herrn, und zum *maisz* — eine Ableitung vom Mai? —, dem Gefährten des Herrn, wie es im alten Sprichwort heißt). Aus der Jagdsprache ist dieser Terminus übertragen auf den älteren, dreijährigen Karpfen (daraus schlesisch *Zwicke* dass., aus dem Deutschen unmöglich zu erklären, daher eine Entlehnung aus dem Polnischen), dann auch auf erfahrene, geriebene Menschen; auch Kapaune sollen so heißen, aber in dem irrtümlich als ein Sprichwort bezeichneten Satze bei Linde und Jungman haben beide falsch übersetzt, denn sein hungriger *cwik,* der die schwachen Rebhühner überfällt, ist natürlich der Raubvogel, kein Kapaun! Die Bedeutungsreihe bei Berneker ist somit umzustellen, „Zucht" u. dgl. gehören an ihr Ende, nicht an ihren Anfang, der dem Vogelnamen zukommt, der wieder mit dem deutschen Worte (Zwick = Keil, zwicken u. dgl.) nicht zusammenzubringen ist. Gewiß haben Böhmen-Polen ein *cvik* aus dem Deutschen entlehnt, für Zwickspiel, für den Keil (Zwickel, böhm. *cvikel*; *cvikovati* „keilen" d. h. mit Zwickeln versehen; poln. auch *ćwik konopny* in dem ganz vereinzelten Beispiel bei Rej für „Tasche"), aber ebensowenig wie *ćwikła* „Rübe" mit diesem Zwick zusammenhängt, trotz des identischen Klanges, ebenso ist der Name des Jagdvogels davon ganz unabhängig und der Gleichklang eine Täuschung, wie so oft. Das Märchen von der Entlehnung des *cvik* „Beizvogel" aus dem Deutschen haben Karłowicz und Štrekelj aufgebracht; letzterer, Zur slavischen Lehnwörterkunde (Wiener Denkschriften L, 1904, i. h. v.) sagt: „die Bedeutung des böhmischen Wortes dürfte über den Kavallerie-Exerzierplatz, die Reitschule, Schule überhaupt, ins Böhmische gedrungen sein, peitschen und üben sind in der alten Schule verwandte Begriffe" usw., leider „übt" man den Jagdvogel nicht mit der „Peitsche", sondern mit Hungern und Wachen. Wir haben somit in *cvik* ein altes böhm. poln. Wort vor uns, wie z. B. *třímati* „halten", *cpati* „stopfen", *cwał* „Galopp", das nicht aus dem Dschagataischen (!!) stammen kann, *dbati* „achten", *chowati* „aufbewahren"; Berneker stellt das Russ. und Kleinr. an die Spitze, während sie ans Ende, als

Entlehnungen aus dem Poln. gehören. Unrichtig hat dann Berneker das salab. *svekne* „peitscht" hieher gestellt; *svekne, svici* usw. sind ja = ober- und niederserb. *švikati šviknuti* dass. neben *švihati*; *švihać z křudom* „mit der Peitsche schlagen" wiederholt ja der Salaber wörtlich.

Dieses *křud* nennt Berneker I 635: „*křud* os., *kšud* ns., salab. *kr̥äud, chr̥äud* 'Peitsche', *kr̥äudėk* 'Fidelbogen' aus md. *crude* 'Bedrängung, Pein', *cruden* 'plagen, bedrängen'." Als Lemma ist *chrud* anzusetzen. Rost hat gegen die Schreibung seiner Quellen, die nur einmal *k*, zweimal *g*, sonst *ch* bieten, vom o.- und n.-serb. *k-* sich verführen lassen: *chrud* somit, nicht *chrjud*, das nur fürs O.- u. N.-serb. anzusetzen ist, mit dem sekundären, bei allen Slaven so häufigen *j*, kann nicht aus dem seltenen *crude* (viel häufiger ist *crot, croten*) entlehnt sein, weil Salabisch und das Nordserbische ihre Germanismen aus zwei völlig verschiedenen Quellen schöpfen (Salabisch aus dem Niederdeutschen, dem *crude* fast nur als Rechtsausdruck bekannt scheint; Serbisch aus Mitteldeutsch) und untereinander in keinerlei Beziehung (seit dem 12. Jhdt., seit dem ersten Aufkommen von Germanismen) stehen (die entgegengesetzten Annahmen von Rost sind irrig): es müßten somit Salaber und Serben jeder für sich das deutsche *crude*, das nur Abstraktes (Bedrängnis u. dgl.) bedeutet, zum konkreten „Peitsche" gewandelt haben! *Chrud* „Peitsche" ist = urslavisches *chłud* „Gerte". Der Wechsel von *r* und *l* ist ja gerade bei diesem Wort gesichert, s. ksl. *ochręnǫti* = *ochlęnǫti* Ztschr. XLV 46, und das Eintreten von *u* neben *ǫ* (*chłǫd* „Gerte", Ztschr. XLII 349, salab. „Spazierstock") steht ebenso fest, vgl. r. *chłyst* „Gerte". Aus diesem Anlaß sei zweierlei erwähnt. Einmal, daß die Transskription und Deutung der salabischen Wörter bei Rost nicht immer das Richtige trifft, da er sich, wie eben bei *kröud*, durch andere Slavinen leiten läßt; so schreibt er z. B. *wûmbâl* „Brunnen", wegen bulg. *vъbel*, serb. *ubao* dass., aber das Bulg. Serb. gehen nicht auf *vǫ-*, sondern auf *vъ-* zurück, und eine salabische Quelle bietet ausdrücklich *wungwool* = poln. *wąwał*, böhm. *úval* „Tiefe, Tal, Schlucht".

So schreibt Berneker I 547 nach Rost *kluoncei* „Hinterhof" und stellt es zu serb. *klanac* „Engpaß", böhm. *klanec* „Bergpaß", aber die Quellen weisen auf Nasalvokal und abweichende Bedeutung; vgl. *soklungsent* (!) „umbschwencken" = poln. *kłącz* „Stengel, Stamm"; das Zeitwort wäre **zaklęczyć*, vgl. Ztschr. XLII 352. *Mohla wa djühl* übersetzt P. Schulze richtig mit „der Kleine in

Heide", Rost macht daraus ein *mohle wadjuhl* „kleine Blöße", sich auf ein poln. *ogol* berufend, das nur Linde erfunden hat. *Krumpat* „Pechdrath" ist irgend eine deutsche Entlehnung und gehört nicht zu *krąpъ* „untersetzt, stark". *Plost* „Hufe", *plasnik* „Hufener" ist poln. *płast* „Scheibe (Honig u. ä.)". Usw. Trotz aller von Rost aufgewendeten Mühe und Scharfsinn bleibt noch mancherlei im Salabischen zu berichtigen.

Zweitens. Obiges *ochlęnǫti* und *ochręnǫti* bringen wieder auf den Wechsel zwischen *l* und *r*, mit dem man nicht gern operiert. Einiges war dazu schon Ztschr. XLV 46 genannt, hier folgen noch ein paar Beispiele, eines sogar im Compositum. Die Plejaden heißen krchsl. *vlasoželišti* (assimiliert *vlaseželišti*) u. ä., aber russ. *vołosožary*, weil *žer-* und *žel-* „glühen" identisch sind. Böhm. *charurdyczie* war Gebauer „unklar", aber es ist *charuzdyczie* „Gestrüpp" zu lesen = böhm. *charouzdí* „Reisig" und dies ist mit *chalǫga* „Reisig" identisch; Berneker I 383 kennt keine *r*-Form davon. Er nennt nur *mlaka* „Morast" (wozu *mlěko* „Milch", Ztschr. XLV 102ff.), aber nicht r. *mereč* dass., während *melk-* und *merk-* Doubletten sind; zu *merk-* „Wolke" wäre man versucht, das rätselhafte preuß. *melkowe* zu stellen. Über *skel-* und *sker-* „spalten" handeln wir besonders.

Wir fahren in der Beseitigung angeblicher deutscher Entlehnungen fort. *Głum* „Scherz" läßt Berneker nicht aus aisländ. *glaumr* „Munterkeit" entlehnt gelten, aber *głupъ* „dumm"[1]) soll aus germ. *glōpa* stammen; mit Recht protestierte dagegen Mladenov A. f. slav. Phil. XXXVI 120f., der ihm slav. Ursprung zuspricht, zu *głum*; zum Wechsel des Suffixes vgl. poln. *tłum* (aus *tъlmъ*) „Menge Leute" = russ. *tołpa* dass.

Sogar in dem vorsichtigen Aufsatz von C. Borchling, Der Anteil des Niederdeutschen am Lehnwörterschatze der westslavischen Sprachen (Festschrift für Chr. Walther), 1911, wird vielzuviel als entlehnt aus dem Deutschen angesetzt, so poln. *szczerba* „Scharte" aus *Scherbe*; *szkalować, szkalić* ist nicht aus *schelten* entlehnt; unerklärt bleibt das Verhältnis von *żart* (böhm. *žert*) und *Scherz* und der Ausweg mit mhd. *sërten* „futire — täuschen" (nebenbei bemerkt, derselbe Bedeutungsübergang wie bei *jebati*

[1]) Mit Verachtung aller Lautgesetze hat Miklosich, nach ihm Berneker, aus *glup* „dumm" und *gluch* „taub" die russ. Schimpfwörter *jołup (jołop, jełop)* und *ołuch* „Tölpel, Lümmel" hergeleitet, was einfach unmöglich ist; Russen erklären beide Wörter, wenig überzeugend, aus dem Orientalischen; nach Sobolevskij ist *ołuch* = *vołuch* „Ochsenhirt", was auch nicht glaublich scheint; ganz mißlungen ist, was Karłowicz über *jołop* vorbringt.

futuere — täuschen, nserb. *jebaś*) überzeugt nicht, wäre nicht eher vielleicht der Einfluß von *szart* „Heller“ in Anschlag zu bringen? Beiläufig sei erwähnt, weil die Wörterbücher schweigen, daß salab.-deutsches *gigle* „Geige“ auch poln. vorkam, *weś multanki i gegle* „nimm Flöte und Geige“, (das Fell) *na gęglie* (!) in einer Hds. aus der Mitte des 17. Jhdt. (Bibl. der Kss. Missionarzy in Krakau Nr. 742, S. 713 und 715).

Noch ein Beispiel dafür, wie leicht man sich durch den Schein trügen läßt. In einer Sammlung dialektischer Wörter aus Westgalizien (Mat. Prace VII, 1915, 43) lesen wir: „*kiwnąć* (eig. ‘nicken, winken’), mitunter mit Geringschätzung für ‘sterben’; von Juden braucht man stets diesen Ausdruck, neben *śtarbnąć* aus deutsch. sterben“. Aber *śtarbnąć* ist ein urslav. Wort für „wanken, straucheln“, vgl. im Dialekt-Wörterbuch von Karłowicz V 359 *śtarbać* „hinken, fallen“, *postarbnąć się* „straucheln“ im 17. Jhdt. usw. Oder man hat anstandslos *żegleń* „unartiges Kind“ aus deutsch. Säugling hergeleitet, aber es ist wörtlich „Schmutzfink“ und = altpoln. *żegleń* carbo (von *żeg-* „brennen“) usw. Diese Zusammenstellungen rührten nun von Dilettanten her, aber die Leute vom Fach verfallen in denselben nicht auszurottenden Fehler; sie lassen sich vom Gleichklang täuschen, ob sie nun Entlehnung oder Urverwandtschaft annehmen.

So soll nach Berneker und Gebauer ahd. *hōnen* „höhnen“ urverwandt sein mit slovak. *okúňať sa* „sich schämen“, aber aus ihm soll entlehnt sein böhm. *haniti* „tadeln“. Es heißt allerdings böhm. *hana, hanba* usw., aber poln. *(na)gana* „Tadel“, *gańba* (heute *hańba*) „Schmach“; das poln. *g* schließt eben die Möglichkeit der Entlehnung aus *hōnen* aus; dieser Vorwurf wird pariert durch die Annahme: „*g* für *h* wäre eine Polonisierung unter Anlehnung an die Sippe von *ganiać* ‘verfolgen’“. Wäre dies richtig, wäre somit älteres *hańba* zu neuerem *gańba* nur polonisiert, so müßte folgerichtig *hańba* das ältere, *gańba* das jüngere sein; statt dessen kennen die älteren Texte einstimmig nur *gańba, ganiebny* und erst in den jüngeren kommt das *h-* auf; *gańba* ist, wie *gana,* das prius und kann daher nicht aus *hōna* entlehnt sein. Aber auch die andere Annahme, *hōnen* und *okúňať sa* wären urverwandt, ist irrig, denn *okúňať sa,* böhm. *okouněti se* „gaffen, zaudern“ gehört zu *okoun* „Barsch“, vgl. *okuny loviti* „gaffen“; *koun* ist „Großauge“ und nicht aus den ugrofinnischen Sprachen entlehnt.

„**Kost* poln. liegt zu Grunde in *kościć pokościć* ‘firnissen’,

pokost 'Firnis'. Aus md. *koste* 'Büschel, Quast', nhd. dial. *quàsteln* 'pinseln'", aber einmal giebt es kein *kost* und dann ist ein Pinsel noch lange kein „Firnis"! Ebenso unmöglich war die Herleitung aus lat. *costus* „indischer Balsam", denn der Firnis, p. *farnyz* oder *pokost* (*pogost* in einer Hds. des 15. Jhdt.), wurde nur bereitet aus Bernsteinabfällen oder Wachholder- und Leinöl, aber nicht aus indischem Balsam. *Kościć* ist Denominativ von *kość* „Knochen" und bedeutet einem z. B. hölzernen Gegenstande Glanz und Glätte des Knochens verleihen, was durch Firnis erzielt wird; es wird fast ausschließlich, seit dem 14. Jhdt., *pokościć* gebraucht (be-) und dazu erst ist das Deverbativ *pokost* gebildet.

Kładęzь „Brunnen" soll aus germ. *kaldingaz* entlehnt sein; da jedoch im Germ. dies Wort nicht zu belegen ist, das slav. außerdem Bildungen wie *kołodeć* und *kładenec* aufweist, die bei andern *-ęgъ(-ędzь)*-Entlehnungen fehlen, so fällt jene Annahme weg.

Zu welch fatalen Mißgriffen diese Jagd auf Germanismen führen kann, zeigt lehrreich des Kopenhagener Slavisten St. Rożniecki Varægiske minder i den russiske heltedigtning, Kopenhagen 1914, das trotz alles Scharfsinnes seines Verfassers völlig verfehlt ist. Rożniecki deutet Stoffe, Namen und Worte der russ. Bylinen (Volksepik) aus dem Nordischen, wie, dafür genüge ein einziges Beispiel. Er findet mit Recht, daß der *Dniepr* in den Bylinen immer nur *Niepr* heißt und da im Russ. das *d* von *dn* nicht abfalle (*deń — dnja* „Tag", *dno* „Boden"), wohl aber im Nordischen, so stammen nach ihm die russ. Formen, die außerhalb der Bylinen nirgends vorkämen, nicht einmal im Kleinrussischen nach der Behauptung kleinrussischer Philologen, auch nicht in literarischen Denkmälern, aus dem Nordischen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man dies liest. Der Anlaut *dn-* ist ja dem Slaven fremd; *dnja, dno* sind erst durch das Verstummen des Halbvokals entstanden und ihr *d* ist durch *deń, don* gehalten; der Abfall von *d* in *Dniepr,* dem fremden Flußnamen, ist etwas Regelrechtes und ist Russen und Polen stets geläufig gewesen; die Form *Niepr, Nipro* ist im ganzen Mittelalter und bis tief ins 18. Jhdt. üblich und allein volkstümlich, die nur durch das buchmäßige *Dniepr* verdrängt wird; derselbe Fall wiederholt sich beim Namen *Dniestr,* der ebenso regelmäßig *Niestr* hieß, ohne daß dieser Name durch nordischen Mund hindurchgegangen wäre. Beispiele nenne ich, wie sie mir der bloße Zufall auf den Schreibtisch warf. In der Klageschrift des Posener Goldschmiedes Jan Glaser vom J. 1582 heißt es stets nur *do Niestru, za Neistr*;

im Worek Judaszow des Klonowic vom J. 1600: *trzymając u Nestru przewodnią* „am Dniestr den Übergang haltend"; im Verzeichnis der Flußnamen bei Stradomski (um 1503) heißt es *Nyepr*; bei Paprocki, Herby 1584, in der Erzählung vom Zborowski innerhalb zweier Zeilen: *uciekali Nieprem .. do Dniepru*; im Liber fraternitatis Lubinensis heißt ein Pole zu Anfang des 12. Jhdt. noch *Denepr*, aber schon 1231 wird Johannes *Neprowic* genannt; *Niepr* kommt noch im 15. Jhdt. mehrfach als NP. vor (aus der Tatsache, daß Menschen Flußnamen tragen, z. B. *Dunaj, Dniepr* u. a., erklären sich, nebenbei bemerkt, leichter die Angaben der russ. Bylinen, daß Flüsse aus dem Blute getöteter Menschen entstehen) usw.; es sind absichtlich nur polnische Beispiele genannt, die über jeden Verdacht nordischer Beeinflussung erhaben sind, aber auch in der russ. Zadonszczina (14. Jhdt.) kommt die N-Form vor. Es ist somit die Form *Niepr* ächt russisch und die scheinbare philologische Exaktheit von Rożniecki täuscht nicht über die Fehlerhaftigkeit seiner Ausführungen. Seine Versuche, rätselhaften Bezeichnungen der Bylinen, z. B. den *lewanidow krĕst* (angeblich: das lebende Kreuz), den Flußnamen *Uniep, Oniep, Jezoniep, Jasen rieka* (aus einem **Jeson* = nord. *jäsand* „kochend, schäumend") zu erklären u. dgl. m., weisen wir prinzipiell ab; wir bestreiten sogar Miljukovs Deutung des Ortsnamen *Ledenec* aus Lindanissa und alle darauf gebauten Folgerungen und wollen nicht die Fehler alter Normanisten, die alles Altrussische aus dem Nordischen herleiteten, wiederholen. Dagegen bestreiten wir nicht lokale Entlehnungen, z. B. *kadoły kanaty šelkovyi*, wo das erste Wort (erklärt durch das zweite, „Seil, Tau") wirklich altschwed. *kaþal* an. *kadall* ist, aber gleich die bei Rożniecki folgende Erklärung der *koržinja* aus *kiǫlsiða* ist ebenso phantastisch, wie die des *rjazanin*, der *rjazanočka* (aus Rjasan) als aus *warjažanin* („Waräger") u. dgl. m.

Neben solchen angeblichen Entlehnungen aus dem Deutschen machen sich mit demselben negativen Erfolge orientalische breit. Eine ausnahmsweise einwandfreie stammt von H. Paasonen, Ein protobulgarisches Wort im Altkslav., Wörter und Sachen VI 143f., der für abulg. *kapь* „Götzenbild" statt der von Berneker versuchten indog. Anknüpfungen die Entlehnung aus einem bulg. (türkischen) *kep* „Modell, Form" (das zum zweiten Male Südslaven aus dem ungar. *kép* „Bild, Gesicht, Form" als *kip* und *chip̑* entlehnten) erwies. Ganz irrig ist dagegen (Mikkolas Izvěstija XVIII 1, 1913, S. 246) Entlehnung des abulg. *kovьčegъ* „Bundeslade" aus

türk. *koßurčak* (!). Ein anderes Beispiel mag die Übereilung und Unrichtigkeit von derlei Aufstellungen erhärten. Wir wiesen schon oben die Herleitung des russ., bulg. *kovriga* „Fladen“ aus dem Finnischen ab, aber Berneker sagt (I 594): „nach Melioranskij aus dem türk. *kevrek* ‘gekräuselt, gebogen’, daraus auch serb. *kovrčiti* ‘kräuseln’, *kovrčica* ‘Haarlöckchen’; das von Miklosich verglichene türk. *ǵevrek* ‘Zwieback’ bleibt fern“. Das serb. Wort enthält jenes *ko-*, worüber wir oben sprachen; der zweite Teil ist = poln. *warkocz* „Locke“, was schon Miklosich (unter *verkočь*) festgestellt hat. *Kovriga* ist vor Entlehnung gesichert schon durch sein *iga*, ein (außer in *kaliga*) echt slavisches Suffix, vgl. *kъnigy* „Buch“; *črěmiga* „Tongefäß“, das gegen die allgemeine Annahme (Vasmer, Joh. Schmidt, Berneker) nicht aus *κεραμίδα* noch aus *κεράμια* noch aus *κεραμικά* entlehnt scheint, weil gr. *κεραμίδα* „Ziegel“ slav. *keramida* und *keremida* ist; für *kurigъ* *νυμφαγωγός* ist Herleitung „vielleicht aus gr. *κορικός* zu *κόρη*“ unmöglich; eher wäre an *kurilъ, kurělъkъ* „Bild, Gestalt“ zu denken, was zu den Vermummungen und Personentäuschungen (falsche Braut u. ä.) während der slav. Hochzeitsfeier wohl passen könnte.

Von diesen falschen griechischen Entlehnungen kehren wir zu gleichwertigen orientalischen zurück, die nur heillose Verwirrung in echtem, mitunter kostbarem slavischen Sprachgut anrichten. „*Kołtun* russ., ‘Weichselzopf’, poln. ebenso und alt auch *kołtek*. Vielleicht aus dem Türkischen, vgl. kirg. *kültö* ‘Knäuel’.“ *Kołtek* beweist, daß eine slavische Bildung vorliegt, die natürlich zu russ. *kołtat' sja* „wackeln, baumeln“ gehört; nach Polen ist das Wort erst zu Ende des 16. Jhdt. gekommen (der einheimische Name war entweder Euphemismus, *gościec* eig. „Gast“, oder ging auf die „Hexe“ als Krankheitssenderin, *wieszczyca*) und ebenso fremd, wie *kołtka* oder *kołstka* torques; mit dem Namen der Kobolde hat es nichts zu tun, denn das Poln. kennt keinen solchen Namen. Die richtige Erklärung gab schon eine medizinische Broschüre aus dem J. 1600 De plica quam Poloni gwoździec (!), Roxolani koltonum vocant: „forte koltonum vocant ab apparentibus cirris, apud illos enim cirrus *koltek* nuncupatur“, vgl. die Nachträge bei Karłowicz. Slav. *duda* „Dudelsack“, gew. plur. tant.: „die Wörter beruhen wohl alle auf tü. *düdük* ‘Schalmei’ .. während serb. bulg. *duduk* ‘Schalmei’ die osman. Form gewahrt haben, ist in den andern Sprachen an deren Stelle die freie Umbildung *duda* getreten, wobei auch Lautnachahmung mitgewirkt haben mag“. Serb. *duduk* ist entlehnt, dagegen serb. *duda* ist,

wie die Übereinstimmung aller slav. Sprachen beweist, ein urslavischer Name für ein urslavisches Musikinstrument, sogar die *l*-Abteilung *(dudłać* und *dudlić)* scheint bereits urslavisch.

Abg. *krъčagъ* „Krug" „nach Munkácsi aus türk. *korčak* 'Schlauch' (Radloff gibt *kurčak* 'Tonnenreifen')". Die Ähnlichkeit in Laut und Bedeutung täuscht, wie so oft; *krъčagъ* (aus *krъk-ěgъ,* eventuell Suff. *-jagъ*) hängt mit *krъčьma* „Krug, Schenke" (trotz des Widerspruches von Berneker) zusammen, das man ja auch aus dem türk. *charč* „Kosten" entlehnt sein ließ; beides gehört weiter zu slav. *krъčij* „Schmied". Letzteres schreibt Berneker gegen die Quellen *kъrьčij* und läßt es von **kъrьcь* abgeleitet sein, aber die Grundform ist *kъrčij,* russ. *korčij,* identisch mit dem ältesten überlieferten Gottesnamen der Preußen, wegen dessen man einen Exkurs in lituslavische Mythologie gestatte.

In dem Christburger Vertrag vom J. 1249 verpflichteten sich die (heidnischen) Preußen: idolo quod semel in anno collectis frugibus consueverunt confingere et pro deo colere cui nomen *curche* imposuerunt ... de cetero non libabunt. Kurke wurde bisher wegen dieser seiner „Bildung" einmal im Jahre nach der Ernte falsch gedeutet als Ernte- oder Vegetationsdämon, etwa die letzte Garbe des Schnitters, die Glücksgarbe, aus der der Erntekranz gewunden wird, vgl. Ant. Mierzyński, Mythologiae lituanicae monumenta, I (Warschau 1892), 89—95; F. Solmsen bei Usener, Götternamen, Bonn 1894, 94: „nach den klaren Worten der Urkunde muß Kurche das Idol sein, das man aus den letzten Ähren der Ernte bildete"; er vergleicht die litauische „Buschfrau" Kruminie. Diese Annahmen werden einfach dadurch widerlegt, daß ein bloßer „Kornbock" nicht an die Spitze der Götter, die Himmel und Erde schufen, paßt; daß nach einem bloßen Kornbock nie Ortsnamen gebildet werden, die in Preußen von *kurk, kurko* häufig sind; daß, wenn man Simon Grunau trauen dürfte, preußische Fischer dem Kurke den ersten Fisch des Fanges weihten, er also kein bloßer Korndämon war. Ebenso wurde ja dem allmächtigen Svętovit auf Arkona in Rügen semel in anno collectis frugibus (Korndämonen werden in colligendo fruges gefeiert) gehuldigt, wobei ihm zu Ehren der große Fladen hergerichtet wurde.

Kurke (für den mittelalterlicher Orthographie Unkundigen sei bemerkt, daß das *h* vor *c* die Lesung des *c* als *k* bezeichnet) war somit ein Hauptgott und ist = slav. *kъrčij* (Suffix wie in *sądij* „Richter" zu *sądъ*) d. i. der „Schaffer" (*kurti* „bauen"), denn alte

Namen des Schmiedes bezeichnen einfach den „Schaffer, Verfertiger“. Wir können aber noch weiter gehen und annehmen, daß Kurke einfach der „Götterschmied“ war, denn der Kult des Götterschmiedes ist gerade Litauern und Slaven eigentümlich, ein hervorstechender Zug lituslavischer Mythologie. Aus demselben Jahre, das Kurke nennt, erhalten wir die wichtigste litauische Götterurkunde, den russischen Einschub in die kirchenslavische Malalas-Übersetzung, wo von den Litauern berichtet wird: „sie opfern .... dem Telavel (und) mit seiner Schmiede, weil er die Sonne geschmiedet hat, damit sie über die Erde leuchte, und die Sonne auf den Himmel hingeworfen hat“; Wolter hat wohl richtig Telavel = lit. *kalvelis* „Schmied“ (die Russen werfen die Endungen *-is, -as* immer weg bei lit. Namen) angesetzt; Kurke könnte der hieratische Name des Schmiedes sein, wie dies im Slav. *Svarogъ* = Hephaistos war (der Versuch von Jagić, den *Svarogъ* der echten Überlieferung abzusprechen, ist völlig mißlungen). Noch über 150 Jahre später sah Hieronymus von Prag, d. i. Johannes Silvanus, den gewaltigen Hammer, mittels dessen die Zeichen des Zodiakus (!!) die eingesperrte Sonne aus ihrem Kerker befreiten (es ist offenbar der Hammer des Kalvel gemeint). Welche Bedeutung der Schmied im slav. Altertum hatte, beweist, daß kein einziges Gewerbe unter so viel eigenen, uralten Namen geübt wurde: *kъrčij, vъtrь* (= pr. *wutris,* aber lit. *jutryna* „Einlegeschloß“ ist, gegen Fick und Bezzenberger, damit unverwandt, irgendwie entlehnt, vgl. russ. *nutrjanoj* „Einlegeschloß“), neben den zahlreichen Ableitungen von *kovati* und *kuznь* (*koval, kovač, kovař, kuznec* usw.).

Pr. *kurke* „Schaffer, Schöpfer, ev. Schmied“ ist somit = slav. *kъrčij* „Schmied“, wozu auch gehört *kъrčagъ* und *kъrčьma* „Geschaffenes, Gefäß“ (vgl. *sądъ* „Geschaffenes“ d. i. sowohl gefälltes Urteil, Spruch, wie auch Gefäß, im Russ. sogar Boot; beides hat man bisher irriger Weise von einander getrennt) und alles türkische Beiwerk ist zu beseitigen; ob auch *kъrkyga* lectica hieher gehört, lassen wir dahingestellt, da ein anderes Wort, *krъkъ* „Nacken“, *krъčiti* „zusammenziehen“, dazwischen kommt. Die angebliche türkische Entlehnung (von *korčag,* s. o.) hat uns somit direkt zur lituslavischen Göttertrias *Svarogъ* (von *svarъ* „Lärm“) = *Kurke* = *Kalvelis* geführt.

Das Lemma *kъrčagъ* erfordert jedoch noch eine Berichtigung. Neben böhm. *krčah* „Krug“ nennt nämlich Berneker noch *korčák korčát* (dissimiliert) und „poln. *korczak* „Schöpfgefäß“ (hat sich

mit Ableitungen von *korьcь* vermengt)"; die böhm. Wörter haben mit *krčagъ* natürlich nichts gemein (*-or-*!), Miklosich ließ wenigstens das Böhm. aus dem Poln. und dieses selbst wieder aus dem Russ. entlehnt sein; aber *korczak* ist altpoln. Wappenname und im 15. Jhdt. = Bacchus („Becher") und kann darum schon nicht entlehnt sein. Die böhm. und poln. Worte sind Ableitungen von *kora* „Rinde", wie poln. *korzkiew* „Kelle" (gen. *korzekwie,* ON. *Korzekwica*) beweist; es kommt auch dial. *korzczak* vor; ob dem Poln. *krъčagъ* je bekannt war, läßt sich gar nicht ausmachen. Wir kehren zu dem wirklich unerschöpflichen Thema angeblicher deutscher und orientalischer Entlehnungen (einige Beispiele folgen u.) zurück. So bedeutet altes *kolimogъ, kolimagъ* „Zelt", in neueren Sprachen, schon im 15. Jhdt., Wagen (Zelt und Wagen, Zeltwagen, führen dieselben Namen, vgl. Kibitke; slav. *veža* „Zelt" von *veh-* „fahren" u. dgl. m.). Dazu meint Berneker: „das Wort scheint fremd, doch ist die Quelle noch nicht gefunden", aber warum sollte es fremd scheinen? Es ist comp., der zweite Teil (der erste zu *koło* „Rad"?) kommt selbständig vor, *otъ mažъ* „von den Wagen" im J. 1472; darüber lesen wir bei Miklosich 185: „*maža* klr. 'Frachtwagen', man merke magy. *mázsa* 'Zentner', woher serb. *maža*". Daraus machte Berneker: „*máža* skr. 'Zentner' usw., slov. *maža* 'großes Bündel' usw., klr. *maža* 'Lastwagen' — aus magy. *mazsa* 'Zentner'". Das Umgekehrte ist das Richtige, aus „Lastwagen" wird „Last", „Zentner", vgl. poln. *łaszt* (aus dem deutschen Last), das eine bestimmte Zahl Scheffel u. dgl. bezeichnet. Natürlich hat man *kolimag* aus dem Orient entlehnen wollen, Korsch ist sogar bei dem Namen der Kalmüken angelangt — ja, wenn das Wort nicht bereits mittelalterlich poln. und böhmisch wäre!

Vor allem protestieren wir gegen Annahme von Entlehnungen, wo jede Wahrscheinlichkeit von vornherein dagegen spricht. So nennt Berneker r. *glipati* klr. *hłypaty* (daraus entlehnt p. *łypać,* über den Abfall von *h* s. o.) „schauen", dieses junge (bei Berynda im Wörterbuch 1618 zuerst genannte) Wort „ist wohl germ. und zwar skandinavisch, dän. *glippe* 'blinzeln' usw.", aber genau mit demselben Recht hat es Vasmer aus gr. *γλέπω* entlehnt; der zufällige Gleichklang sollte doch den Forscher nicht verführen! Oder p. *mitręga* „zeitraubende Arbeit", älter *mitrzęga* soll „aus mhd. *mitterunge* 'Vermittelung'" entlehnt sein, während deutsch *-unge* stets p. *-unk* (ausnahmsweise *-ąg*), aber niemals *-ięga* ergibt; noch verfehlter ist die Annahme der Entlehnung aus einer magy.

Phrase, die Karłowicz vorschlug; das Wort ist einheimischen Ursprunges.

Man vergesse nicht, daß die Geschichte der deutschen Lehnwörter im Slavischen vielfach nur Geschichte linguistischer Entgleisungen heißt, so wenn z. B. der urslavische Sklavenname *cholpъ* als Entlehnung aus niederrhein. *halfe* „Halbbauer" gedeutet wurde oder wenn man den urslavischen Hügelnamen *chъlmъ,* der von Thüringen (Gollm, Galm, Kulm usw.) bis nach Sibirien reicht, aus deutschem Holm, das überdies nicht einfach den Hügel bedeutet, entlehnt sein ließ. Solche Annahmen werden von den bedeutendsten Linguisten vorgetragen und werden, wie z. B. bei *chъlmъ,* allgemein geglaubt und doch erinnern sie nur an die von Voltaire verspotteten Etymologen. Bei *chъlmъ* haben wir einen direkten Beweis für dessen slavischen Ursprung; — neben *chъlmъ* kommt nämlich, was bei einem Lehnworte eo ipso ausgeschlossen wäre, die Form **chełmę* „Höhenrücken" vor, russ. *šolomja (šelomja)*; vor dem *-men*-Suffix ist ja die *e*-Stufe häufig (*bermę* „Last", *vermę* „Zeit" usw.), was allerdings Torbiörnsson mit *šolom* „Helm" (aus dem Deutschen) als „Hügel, Höcker, Richtplatz" identifiziert, ohne das Formans zu erklären, daher auch mit Recht Berneker diese Deutung einfach ignoriert und, übrigens ebenso irrig, „auf eine Seitenform urslav. *chьlmъ,* woraus *šьlmъ*" hinweist. Die Vokalisierung in *chъlmъ — chełmę* ist dieselbe wie in *gъrdło — gerdło* „Kehle" u. ä. Aber diese auf den zufälligen Gleichklang allein gebauten Pseudologien, wie bei Milch — *melko,* Ztschr. XLV 101 ff., verdecken den wirklichen, interessanten Zusammenhang völlig.

Wir dürfen gradezu von einer grassierenden Entlehnungsmanie sprechen. *Stado* „Herde" ist offenkundige Kollektivbildung mit *-d-,* aber Vondrák I 453 bezeichnet es als „vielleicht entlehnt" aus germ. *stōda-* „Herde", während nach Długosz (15. Jhdt.) die poln. heidnischen Frühlingsspiele *stado* hießen. *Vlъchvъ* „Zauberer", das mit *vlъsnǫti* balbutire ebenso zusammenhängt wie *balij* „Arzt" (d. i. Zauberer) mit *ba-jati* fabulari, bei Miklosich versehen mit „man vergleicht altnord. *vǫlva*", wird bei Vondrák I 261 zu einer Entlehnung daraus; sogar der Maikäfer, *chrǫščь,* muß sich gefallen lassen, als Entlehnung aus got. *þramstei* „Heuschrecke" zu paradieren! Nach solchen abschreckenden Proben kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn Preobraženskij in seinem russ. etymologischen Wörterbuch (Moskau, im Erscheinen begriffen, bisher liegt A—O vor) r. *marat'* „schmieren" aus deutsch Marke entlehnt sein läßt! Wohl kennen alle Slaven dieses inter-

nationale Wort, nur *marat'* hat damit nichts zu schaffen; wichtig wird es sogar durch ober- und niederserb. *mroka* „Grenzmark", das einen schlagenden Beweis für die Entlehnung von slav. *kral'* aus „Karl" (d. Gr.) liefert, denn Nordserben haben Wort und Begriff Mark nicht um ein Jahr früher kennen gelernt als den Namen Karls des Gr., eher noch viel später, erst im 9. oder gar 10. Jhdt., und sagen doch *mroka* wie *krol* (heute *kral* unter böhm. Einfluß); *mroka* beweist somit, daß die nach Torbiörnsson „völlig unmögliche Erklärung" (*krol* aus Karl d. Gr.) die einzig Richtige ist; *mroka* und *krol* beweisen weiter, neben anderen jungen Entlehnungen, daß sowohl die Metathesentheorie Torbiörnssons als auch die Svarabhaktitheorie, die S. Agrell (Intonation und Auslaut im Slavischen, Arch. d'étud. orient. VII und Zur slavischen Lautlehre, Lunds Universitets Årsskrift N. F. Afd. 1, Bd. XI, Lund 1915) wieder aufgebracht hat, zur Lösung des Liquidaproblems (*tolt* usw.) nichts beizutragen vermögen, weil der späte Lautvorgang die ihm zugemuteten komplizierten Wandlungen gar nicht erträgt.

Dagegen wird das Eindringen slav. Worte selbst z. B. in die litauischen Sprachen von Berneker zu wenig betont; so wird noch immer das Märchen von dem zu *korva* „Kuh" „ablautenden schwundstufigen" poln. *karw* „Ochs" = preuß. *kurvis,* wo doch der Preuße die speziell poln. Neubildung, die sonst nirgends existiert, einfach herübernahm, wiederholt (I 577), lit. *krėslas* „Stuhl" als urverwandt mit *krěsło* angeführt usw. Von preuß. *golimban* „blau" behauptete ich, es wäre einfach aus poln. *gołębi* „Tauben-" entlehnt, was Berneker bestreitet, „weil weder Form noch Bedeutung stimmen, auch lautliche Schwierigkeiten bestehen"; er nimmt daher als ursprüngliche Bedeutung von slav. *gołǫbь* eine Farbbezeichnung an, zu der das Preuß. stimme. Aber auch poln. *gołębi* bezeichnete „blau", z. B. Stef. Zaduski, Fantazya krotofilna vom J. 1606: *Hiperion zorze począł nagle zaganiać za gołębie morze* „H. begann plötzlich die Sterne zu treiben übers blaue Meer"; bei seiner absoluten Vereinzelung ist daher pr. *golimban* sicher nur ein poln. Lehnwort und die Taube ist nicht nach der Farbe benannt.

Es werden regelmäßig die Slavismen des Deutschen verzeichnet, darum fällt es auf, daß ein sehr altes und verbreitetes fehlt; unter *kyselь,* das ein urslavisches Wort ist und ein besonderes Lemma ertragen hätte, steht nur: aus dem Slav. Lett. *kīselis* „Gericht aus Hafermehl", magy. *kiszil* „Essigbrühe"; aber aus böhm. *kyselice* „Sauersuppe" stammt (neuslov. *kiselica* ist nur

„Sauerampfer" u. dgl.) ahd. *giselitz* glycerium (aus der Linzer Gegend, 12. Jhdt.), im Helmbrecht 473 *iz du geyslitze so wil ich ezzen ... huon* usw., noch heute in Kärnten wohl bekannt, s. bei Lexer, Kärntnerisches Wörterbuch u. *geislaz* (dabei auch und dann wieder besonders erwähnt *munk'n, munggen* „Nationalspeise aus Hafer und Gerstenmehl" aus *mǫka* Mehl); über weitere interessante Einzelheiten sei verwiesen auf den trefflichen Fachartikel von Karl Rhamm, Talken und Geislitz, zwei alte slavische Hafergerichte, Carinthia I, 1909, Nr. 6; wenn Stanko 1472 glycerium *gejslicz, zur* nennt, so ist das Letztere gleich *sur,* sauer, ersteres jedoch wohl nur deutsch.

V.

Ungenügende Berücksichtigung des Slavischen selbst rächt sich am meisten; die slavischen etymologischen Rätsel sind ja vor allem aus dem Slavischen aufzulösen; man wäre versucht, dem Etymologen immer wieder zuzurufen: Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah; statt arischer Stammbäume begnügen wir uns mit slavischen; Beispiele:

II 33 „russ. *mekat', namekat'* 'anschielen', *smekat'* 'berechnen', *smeklivyj* 'geweckt' usw. dunkel" (es folgen Vermutungen über Wurzel *mě-* in *měra* usw.). Aber das Wort ist ein junges, nur großrussisches (fehlt sogar dem Kleinruss.) und ist Neubildung mit *k* zu *mětitь* „berechnen", *smětlivyj* usw. (die Wörterbücher verweisen bei *smeklivyj* auf *smětlivyj*; die Schreibung *ě* oder *e* ist für das Großrussische nur von graphischer, nicht von lautlicher Bedeutung, ebenso die Schreibung *mjakat'*). Solche *k*-Neubildungen sind sehr beliebt, vgl. *puskat'* (schon im 15. Jhdt.) neben *pustit'* „freilassen", *błukat'* „irren" neben *błudit'* (poln. *błąkać* neben *błądzić* dass.), poln. *brukać* „schmutzen" neben *brudzić* usw. Aus dial. *naumiok* „aufs Geratewohl" dürfte weiter *nakumeki, nakumekat'* „treffen, raten" entstanden sein; Preobraženskij in seinem russ. etymolog. Wörterbuch weiß damit nichts anzufangen; steckt darin das *ko*-Element? vgl. russ. *za-ko-ułok.*

I 119 „*bъrgzlъ* Art Meise, böhm. *brhel brhlez* Pirol, r. *berglez* Stieglitz. ... Die Zusammenstellung mit žem. *burgěti* „brummen" paßt der Bedeutung wegen nicht, eher zu *φρυγίλος* ein Vogel, lat. *fringilla* Fink, wenngleich die Vokalverhälnisse unklar sind; es liegen vielleicht verschiedene Schallnachahmungen vor." Das Lemma muß wegen poln. *bargieł* Sitta caesia (*bargiel* ist Druckfehler) *bъrgъlъ* heißen; es ist der „Flinke" von *bъrgъ* = *bъrzъ*

„flink"; es heißt im poln. Vogelbuch vom J. 1584: *bargieł leśny ptak jako bartnik po drzewie mknie sie . . spiewać nie umie* „die Meise, ein Waldvogel, flitzt am Baum wie der Beutner, kann nicht singen"; dasselbe ist serb. *brzelj* „Mauerläufer". Neben *bъrzъ* gibt es ja *brъgъ,* vgl. serb. *brgo* (äußerst selten übrigens), Compar. *brže* neben *bržěj,* Ableitung *bržaj* fluentum (aus *brgēj,* nicht aus *brzjaj*) neben *bržěja* dass.; die Behauptung, daß *brgo* nur fälschlich aus *brže* (das ja an sich auch *brzje* sein könnte) rückerschlossen wäre, ist willkürlich. Von Ortsnamen (Bergnamen), die auf *brg-* zurückgehen, kann man absehen, aber *brgljati* „schwatzen" (schnell sprechen), *brgalica* „Turteltaube" könnten wohl hinzugefügt werden. Der Wechsel des Gutturals ist derselbe wie in lit. *kiemas* „Dorf" und *szeimyne* „Gesinde", *akmů* „Stein" und *aszmů* „Schärfe"; *gardas* und *żardis* = russ. *gorod* und *ozorod,* slav. *světъ* „Licht" und *květъ* „Blume" (vgl. engl. *glow* vom Glühen und von lebhaften Farben); slav. *brusati* „abstreifen" (auf dem Schleifstein; mit der Handmühle, so in dem ältesten überlieferten poln. Satz von circa 1250 *daj ać ja pobrusam* „laß mich mahlen") und lit. *braũkti* dass.; slav. *kłoniti* und *słoniti* „neigen"; *gąsь* und lit. *żąsis* „Gans"; *zołto* „Gold" und *žьltъ* = lit. *geltonas* „gelb" und *żal'ias* „grün"; *zlъza* und *žlěza* (böhm. auch *hlaza, hliza*) „Drüse"; *črěmъcha* und *srěmъcha* „Faulbaum"; *brěg, črěda* usw. Der Hauptsitz für diese allerälteste „Palatalisierung" der Gutturale ist offenbar auf ostarischem, speziell altindischem Boden zu suchen; von da ist die Bewegung ausgegangen, die je weiter nach Westen desto mehr abflaute; im Slavischen z. B. sind die Velaren neben den Palatalen etwas häufiger als im Litauischen (*svekъrъ* neben *szeszuras, gvězda* neben *żwaigzdė, gǫsь* neben *żąsis,* aber umgekehrt *słuch* neben *klausyti;* s. o. *brusati*); man könnte die Verbreitung dieser Erscheinung etwa mit der Verbreitung der zweiten Lautverschiebung auf althochdeutschem Gebiet vergleichen, die ebenso nach dem Norden zu abflaute. Der Versuch, diese Unstimmigkeiten durch Annahme von Entlehnungen der Satemdialekte aus den Kentumdialekten zu beseitigen, wie ihn Brugmann I 547 unter allgemeiner Zustimmung von Vondrák, Berneker u. a. machte, ist prinzipiell abzulehnen; mit diesem höchst bequemen, leider ganz unmöglichen Mittel der „Entlehnungen" wird ständig gedoktert ohne jede Aussicht auf Erfolg. — Stanko im Wörterbuch vom J. 1472 nennt den *bargieł* lat. *bargula*; der Name ist nicht weiter zu verfolgen. Die Grundform *bъrgъlъ* wird weder durch den Ortsnamen *Birzglino* noch durch russ. *berglez* gestört; denn *Birzglino* gehört

vielleicht nicht hierher (zu aböhm. *brh* tabernaculum d. i. *bьrgъ*? im Poln. kommen auch sonst Doppelformen für *ь* und *ъ* vor) und im Russ. schwanken die *e, o* der Halbvokale, *medł (mъdьłъ)* und *tonkij (tьnъkъ), brenije.* Auch diesen urslavischen Vogelnamen (vgl. o. über *gil, koba, ćwik*) wollte Karłowicz aus deutschem Bergamsel, Bergmeise, Bergmerle entlehnen und auch durch irgend eine Übertragung aus dem romanischen Häschernamen (ital. *bargello*).

Berneker wollte für *bъrgъlъ* von einer „Schallnachahmung" ausgehen nach seinem beliebten Schema bei Vogelnamen, dessen Verallgemeinerung wir bestreiten, z. B. bei *czajka* „Kiebitz", bei Berneker „Möve", der Name sei „lautnachahmend, nach dem Schrei des Vogels; ähnlich lett. *kaija,* esthnisch *kajak* Möve". Aber die Übereinstimmung von Böhm., Poln., Kleinruss. (und Altruss. im Igorliede, wo neben dem *gogoł* „Ente" von den *čaicy* an den Wasserläufen die Rede ist?) läßt den Namen für den Kiebitz geprägt sein und da empfiehlt sich eine völlig andere Ableitung. Der Kiebitz hat die Eigenschaft, ich übersetze wörtlich nach dem altpoln. Vogelbuch von 1584: „ungleichen Kampf zu wagen, er schlägt von oben unter Geschrei auf Tier und Menschen, als ob er dabei etwas gewinnen könnt"; in einem andern Vogelbuch von 1595 zeigt der Kiebitz am Sumpf mit seinem Rufe an, wo er den Wolf spürt; Prof. Rostafiński in seiner Neuausgabe dieser Texte fügt hinzu: bei Morsztyn wird darum der Kiebitz als „Verräter der fliehenden Gefangenen in der Steppe" bezeichnet; den Deserteur, der sich in den Sümpfen verbarg, verrieten die Kiebitze und daher erging das Verbot, den Vogel abzuschießen. *Czajka* oder *czaica* kann somit einfach den „Laurer" bedeuten, der auf den Fremden (Tier oder Mensch) sich stürzt, zu *čaiti* „auflauern". Und ebensowenig muß *čiž* „Zeisig" auf „Lautnachahmung" beruhen; er kann ebensogut zu dem oben besprochenen *čiga* s. d., dann zu *čižba* „Vogelfang", *čihati* „Vögeln nachstellen, lauern", *čihař* „Vogelsteller; Auflauerer" usw., poln. *czyhać* dass. (nicht entlehnt!), *czuhać* dass. (mit unursprünglichem *czu-*) gehören, die Berneker unter ein nicht existierendes Lemma *čugają čugati* stellte; ist etwa auch ksl. *čigotъ,* falls dies nichts Orientalisches ist, „Hofbeamter, spatharius" als „Aufpasser, Häscher" zu erklären, was jedenfalls viel wahrscheinlicher ist, als die Zurückführung auf wallisisch *cigydd* „boucher", die Szachmatow Archiv f. sl. Phil. XXXIII 89 verschlug. Gerade die slavischen Vogelnamen sind das interessanteste,

bisher leider unbeachtetste Kapitel, mit den merkwürdigsten Composita sowohl wie Lemmata. Ganz zwecklos ist dabei das Arbeiten mit Entlehnungen auf Schritt und Tritt, so sagt z. B. Berneker I 255 über poln. *derkacz* und *dzierkacz* „Schnarrwachtel" „vielleicht aus dem Kleinruss." (wegen des nicht erweichten *d*), aber ebenso sagt der Pole *derlatka* neben *dzierlatka* Galerita cristata, ohne es Kleinrussen zu verdanken; gerade im Vogelbuch von 1584, das das reinste Polnisch darstellt, kommen nur die angeblich kleinruss. *derkacz, derlatka* vor; nebenbei bemerkt, erscheint russ. poln. neben *derkacz* auch *dergacz*, und es ist ein Irrtum von Berneker, beides unter verschiedene Lemmata einzureihen (*dъrkati* „rutschen"; *dъrgati* „zupfen"), zu denen es übrigens gar nicht gehört, da es lautnachahmend ist, poln. *durczeć* „schnarren". Das harte *der-* *(dyr-)* finden wir ebenso in *derdać* „in kleinen Schritten hüpfen" (böhm. *drdy* „Reißen, eig. Zupfen"), dazu *derdołkowie mali* bei Rej (von Personen kleinen Wuchses, nicht kleinen Adels, wie das Warschauer Wörterbuch deutet), böhm. *drdolek* „Schopf", *drdlice* „Haubenlerche" (= poln. *dzierlatka* und ab. *drlicě* aus *drdlicě*, weil für den Vogel der Schopf das Charakteristische ist?).

Beachtet man weiter, daß bei Gruppenwörtern, Vogelnamen u. dgl. gleiche Formantia mit Vorliebe sich einfinden, so wird nicht mehr auffallen, daß *l* (mit beliebigem Vokal vorher, *ol, el, ъl, ьl, al*) häufig bei Vogelnamen auftritt, vgl. *sokoł*; *dzięcioł* „Specht" (von *dęt-* „picken"); *kwiczał* und *kwiczoł* „Krammetsvogel" (böhm. *kvičala*); *pustołka* Tinnuculus alaudarius (zu *pustъ*, weil er in Einöden lebt?); *grzebiołka* Chelidon riparia; *chróściel* „Ralle"; *gżegżołka* „Kuckuk"; *wrobl* „Spatz"; *bargieł* s. o.; *szczygieł* „Stieglitz"; *śniegula*; *kukułka*; *orzeł* usw. Daraus folgt weiter, daß *gogoł* und *gogolь* „Anas clangula" trotz lit. *gaigałas*, pr. *gegals* nicht eine „reduplizierte Bildung zu W. *gol*" ist, sondern eine *oł*-Ableitung zu *gog-*, lit. *gagėti* „schnattern" und in der Tat decken sich völlig apoln. *gogolica* fulica mit serb. *gagalica* zu *gag-* (*gagati* „schnattern").

Aus Anlaß von *gogoł*, bei dem wir Reduplikation bestritten, sei erwähnt, daß Berneker auch sonst allzu rasch nach diesem Verlegenheitsartikel greift. Gewiß, bei *kłakoł, głagoł, płapoł* u. dgl. ist Reduplikation nicht zu bezweifeln, aber wir mußten bei *čakati, kǫkoł, gogoł* dagegen protestieren und ebenso verhält es sich mit *chochoł* „Schopf". Vgl. poln. *wierzchoł(ek)* „Spitze" oder oben *drdoł* „Schopf": der Ansatz *chochъlъ* im Lemma ist falsch, weil er sich auf das Russ. stützt, was nichts beweist; der Russe ver-

wechselt ja in der Flexion stets *o* = *o* und *o* = *ъ*, flektiert z. B. *row rwa* „Graben" statt *rowa*, in der Volksepik bildet er sogar zu dem Flußnamen *Don* die cass. obll. *Dnu*! In solchen Fällen entscheiden stets die übrigen Slavinen gegen das Russ.

Das Auseinanderreißen des nächsten, slavischen Zusammenhanges und das Aufsuchen eines möglichst entfernten hängt aufs Innigste zusammen. So lesen wir z. B. II 74 „*molžǫ molžiti*, russ. *mołožit'* 'trübe werden', *mołožnaja pogoda* 'trübes Wetter', *zamołaživajet* 'es bezieht sich' usw. Von *molgo-* vielleicht zu homer. νυκτός ἀμολγῷ 'im Dunkel der Nacht', ir. *melg* Tod". Es gibt nichts Derartiges im Slavischen; die russ. Wörter stammen nur von *mołodój* „jung"; *pomołaživat'* „sich zum Regen neigen vom Wetter beim Vollmond" ist identisch mit *pomołožavět'* „sich verjüngen", *otmołaživat'* und *otmołodit'* ist „aufweichen, verdünnen des Alabasters"; *zamołaživat'* und *zamołodit'* ist „in Gährung bringen", *na nebě zamołaživajet* „der Himmel wird trübe" (mit diesem Worte begann Dahl seine Notizen, das Fundament seines großen Wörterbuches); das Trübewerden, ob bei der Gährung oder am Himmel, wird eben nach *mołodoj* „jung" bezeichnet, vgl. russ. *mołod', mołodizna* „Schaum auf jungem Bier"; serb. *mlaj* „Neumond; Schlamm"; böhm. *mladiny* „schleimiger Abgang vor der Geburt"; poln. *młodzie* „Hefen", *młodzić się* „gähren, Hautausschlag bekommen"; *już się niebo młodzi na zorzą* Simonides Idyllen 1614 und *niebo się młodzi na deszcz* „der Himmel trübt sich zur Morgenröte" oder „bezieht sich auf Regen". Ein russ. *mołožit'* ist somit nur falsche Ableitung statt *mołodit'*; Torbiörnsson bleibt richtig beim letzteren Ansatz, trennt aber dieses *mołodit'* von *mołodoj* und stellt es als urverwandt zu deutsch Malz!

Ebensowenig würde mir einfallen, russ. *korobit' sia* „sich krümmen", *jego svelo kórobom* „es hat ihn zusammengezogen (vom Krampf)" von *kórob* „Korb" zu trennen; nach Berneker (und Torbiörnsson) ist *kórob* Entlehnung aus lat. *corbis* (durch deutsche Vermittelung?), dagegen wäre *kórob* „Krampf" urverwandt mit anord. *herpask* „sich krampfartig zusammenziehen", ahd. *harfa* „Harfe"!! Daß wie selbstverständlich *kórob* in beiden Bedeutungen (dasselbe gilt vom böhm. *krabiti se* „sich furchen", *krabatěti* „Falten werfen beim Kleid"), éin Wort ist, beweist poln. *kurbanić* „krümmen, falten", *kurbanić się* von den Falten des Kleides, von dem Runzeln der Stirn, „sich sacken" bei Mrongovius, von *kurban, korban* „Korb".

Dieses poln. *korban*, heute fast ausschließlich das Körbchen

aus Rinde, Bast für Beeren, das man daher unwillkürlich mit *kora* „Rinde" zusammenbringt, scheint nicht dazu zu gehören. Im Vogelbuch von 1584 ist *korban* eine große Tasche, in der die ellenlangen Jagdnetze getragen werden, die daher, wie der Herausgeber bemerkt, nicht aus Rinde gewesen sein kann; gleichzeitige Texte (z. B. die Rozmowa z pielgrzymem vom J. 1549 oder die Peregrinacia vom J. 1610, ja schon die Rechnungen von 1390) bieten *korman* „Tasche" = russ. *korman,* heute *karman* dass., das Berneker I 490 nicht zu erklären vermag (er möchte an lat. *crumena* denken); aber *korъmanъ* steht ja im alten Bibeltext für *korъvanъ* oder *korъvana* und ist nur das hebräische *korvan* gr. *κορβαν(ᾶς)* „Gotteskasten" (altruss. einmal *kornava,* verschrieben? auch *karvana*); das *s* in poln. *skarbona* „Schatzkästlein" ist vielleicht von *skarb* „Schatz" zugeschlagen.

Wir kehren zum Thema von dem Auseinanderreißen zusammengehöriger Worte oder Lemmata zurück. So stellt Berneker I 623 ein besonderes *kropъ 2* wegen poln. *okropny* „schrecklich, fürchterlich" auf; überflüssig, denn gerade wie *ogromny* „gewaltig" von *grom* „Donner" herstammt, so ist *okropa* = *ogrom* „gewaltige Größe" vom Siedendheißen (*ukrop* dass.) übertragen. Ebensowenig ist ein besonderes Lemma „*lemecha*' (*leměcha*?) 'Brei'; dunkel" aufzustellen; es kommt überall nur *lemeška* dass. vor, das weißr. *lemiecha* ist nur die Vergröberung dazu; russ. *lemeška* selbst gehört offenbar zu *lemeš* „Pflugeisen" (wo doch auch Berneker selbst trotz des böhm. *lemech* im Lemma nur *lemešь* aufführt), humoristisch gedacht, vielleicht so: wie der *lemeš* die schwarze fette Erde in Klößen aufreißt, so erinnerte trotz der abweichenden Farbe die *lemieszka* an diese Klöße der Ackerkrume.

Erwägt man, wie häufig im Slav. Anlaut *g* + Consonant mit *k* + Consonant wechseln (*gnětiti* „anzünden" = pr. *knaistis* „Feuerbrand" poln. *kniat* caltha palustris; *glag* und *klag* aus rum. *chiag* „Lab"; *hltati* und *kltati* „schlucken", russ. *koltat'* neben *głotat'* usw.), so wird man die bei Berneker getrennten *glej* „Ton, Lehm, Schleim" (I 310) und *klej* „Leim" (I 659, das Lemma *kъlej* ist falsch, das böhm. gehört gar nicht hieher) vereinigen; die Bedeutungen stehen sich mitunter so nahe, daß klr. *hlejkij* mit *klejkij* übersetzt wird und namentlich wäre man versucht, serb. *oklijevati* „zaudern", das Zubatý zu lett. *klīt* „irren" *kleijūt* „herumtreiben", Berneker zu lit. *kliūti* „hängen bleiben" (I 518) stellen möchte, mit slovak. *hlivet'* „faulenzen", poln. *glewieć* „vom alten Käse", sloven. *glěviti* „kauen", russ. *glev* „Schleim" zu vereinigen. Wir

erwähnen diese Wortsippe noch aus einem triftigeren Grunde. Mit dem hieher gehörigen *glěnъ* pituita ist nämlich äußerlich zusammengefallen poln. *glen, gleń, glan, glon* „Brodkrume“, z. B. *na swym gleniu chleba* in einem Dialog von ca. 1650; es erstreckt sich dieses Zusammenfallen sogar auf poln. *glej* „Krume“ = *glej* „Letten“, während doch beide Sippen streng von einander zu scheiden sind; *glan glon* pituita ist ja = *glenъ*; *glen* usw., „Brodkrume“ dagegen ist = *gъlьnъ*. Berneker I 301 erwähnt dieses Lemma als „*glenъ* 'Stück Brot' vielleicht urverwandt mit lat. *glomus* 'Kloß'“, aber Grundform ist ja *gъlьnъ*, erwiesen durch *gielnik* „Krume Brot“, z. B. im Raphaelahi des Wal. Neothebel vom J. 1581: der Bettler bat um *gielnik chleba*, in einem Wörterbuch von 1532 lesen wir crusta *geln*. Das Wort ist heute noch mundartlich *gielnik*, vgl. ON. *Gielniow*. Zu diesem *gъlьnъ* (deklinierte ursprünglich n. *glen* gt. *gielna*; beide Formen sind verallgemeinert wie auch sonst, z. B. *szmer* „Geräusch“, gt. *szmeru* statt *szemru*, *wstecz* — *wsteczy*[1]), das „Klumpen“ bedeutete (zur „Wurzel“ *gъl-*), gehört ein zweites sehr altes Wort, das Berneker unrichtig unter *glej* I 312 gestellt hat: „klruss. *hłek* (**glьkъ*) 'Topf'“, aber die Grundform ist wieder *gъlьkъ*, häufig in alten Evangelientexten seit dem 12. Jhdt., die Flexion war klr. *hłek*, gt. *hołka (gъlьkъ — gъlьka)*, vgl. die Zitate bei Sreznevskij i. h. v. *omyvanija golьkomъ, vъ gъlьcěchъ, gъlьkъ, gъlekъ,* und ebenso im gt. plur. *desjať glekъ vina* „zehn Flaschen Wein“: von diesen beiden Formen aus ist *golk-* verdrängt worden; Demnt. *hłečyk* dass.; weißruss. (daraus bei Mickiewicz) *hlak*.

Und noch ein Wort gehört zu *glen* und *hłek*, vom „Klumpen“ auf „Masse, Menge“ übertragen, *hłota* (häufiger nur im Südslav.) *glota* turba, „Gesindel“, falls Sreznevskij Recht hat es als *gъlota* aufzufassen, nur stellt er es irrig zu *gъlkъ* tumultus, poln. *giełk*, heute *zgiełk*, das ja zu *gъl* „tönen“ gehört, vgl. russ. *guł* dass., das Berneker irrig „zu der unter *govorъ* behandelten Sippe“ zieht, und *gъlkъ* „eine lautnachahmende Bildung“ sein läßt, während *gulъ* und *gъlkъ* so zusammengehören wie *ston* „Stöhnen“ und *stęk* dass., *zvonъ* „Laut“ und *zvękъ, brьněti* „summen“ und *brzęk*.

---

[1]) Es hängt dies bekanntlich mit dem wechselnden Ersatz der Halbvokale zusammen, also z. B. *dzber, dzberu* für *cebru* „Zober“, Ortsname *Kielce* gt. heute *Kielc*, früher *Klec*; *Zgierz* gt. heute *Zgierza*, früher *Zegrza*, damit ist identisch der Name *Zegrze* (der Narew-Festung); *Łek*, deutsch Lyck, gen. *Łka*, dazu heute der neue Nominativ *Ełk*, die deutsche Form ist die ältere; *sejm* für *sjem* „Reichstag“ nach gen. *sejmu*; *cebr* für *dzber* nach gen. *cebru* usw.

Endlich nennt Berneker unter den Ableitungen von *glij* böhm. *hlemyžď* „Schnecke"; vergleicht *limax*, mit *limus* (Schnecke — Kot); erklärt das slavische Wort formantisch als schwierig (möchte von einem *hlemyšč* als Weiterbildung eines *glěmysko-* mit *-io-* ausgehen, dieses *glěmysko-* wieder von einem *u*-Stamm *glěmy(s)* wie *musculus* von *mus* ableiten; stellt ihm am nächsten lett. *glěmesis glěms* „Schnecke", aisl. *kleima* „anschmieren"). *Hlemýžď* bedeutet, z. B. im Baworowskischen Äsop (14. Jhdt.), „Schildkröte"; damit ist identisch poln. *glemiędzić* (auch *glemzić, klemięzić*) „trödeln, saumselig sein", *glemda ględa* „langsame Person; langsames Schwatzen", *ględzić* „langsam schwatzen"; mit anderem Vokal *glamać glamkać* „langsam essen", *glamza* „langsamer Mensch", *glomza* dass. und „Glums", preußischer Ausdruck für Quarg, die somit beide aus dem Poln. stammten, poln. *glomzda*. Man beachte jenes *klemięzić* als neuen Beleg des *kl-* neben *gl-*, daher stellen wir zu *hlemyžď* „Schildkröte, Schnecke" ohne weiteres das slovak. *klemec* „Schnecke", böhm. *kleměti* „gaffen, unschlüssig sein, nicken", *klemžeti* und *klímati* dass., *klíma* „dummer und langsamer Mensch". Das poln. *glemiędzić* erklärt nun *hlemyžď* zur Genüge; Suffix ist das kollektive *d*, im Böhm. dafür *zd*, wie z. B. poln. *gromaździć* böhm. *hromažditi* für *gromaditi* u. a., mit wechselndem Vokal vor dem *d* (vgl. denselben Wechsel bei *kniga* und *księga, labǫdь* und *lebedь* u. dgl.). *D* und *zd, g* und *zg, z* und *dz* oder *zg* wechseln mit einander: für p. *ślizać* „gleiten" älterer Texte schreiben die modernen Herausgeber einfach *ślizgać*; *gyd-* und *gyzd-* „Ekel" sind gleichwertig und nicht ist „*gyzda* wohl als *gūdh* + *d(h)ā* aufzufassen"; bulg. *grъzdav, grъzděliv* „rauh, heiser, schwierig" ist nicht „dunkel", sondern einfach zu *grъd* „häßlich", *grъděliv* „stolz" zu stellen; neben *mozoł* „Mühe" hat der Pole *modzel* „Schwiele" und der Russe *mozgol*; die *dz* für *z* sind im Poln. so zahlreich, daß eine Aufzählung nicht lohnt[1]); russ. *głudkij* „glatt", aber *głuzdit'*

[1]) *Dz* tritt für *z* im Anlaut an, wo in älterer Zeit innerhalb weniger Zeilen bei demselben Schriftsteller beides vorkommt (z. B. *zwonić* und *dzwonić* „läuten" Sprawa Chędoga 1544, Glaber 1535, S. 36 des Neudruckes: *źwięk* „Ton" — *dźwięczą* „tönen", *źwięk-dźwięk* in den beiden Abschriften des Mammotreptus usw.) und ebenso im Inlaut, *grędzidła* für *gręzidła* (von Andern falsch aufgefaßt, Ztschr. XXXIV 518) „Gesenke am Netze", *słodzona* (Vokalassimilation!) und *śledziona* „Milz" (für *slezena*; bei Glaber S. 58 kommen nebeneinander *słodzona, słodziona, śledziona, śledzona* vor) usw., nicht jedoch bei *młodziwo* = *mlězivo* „Biestmilch", wie Berneker II 35 vermutet: „ablautend und mit unhistorischem *d*", denn *mlězivo* ist eben ganz aufgegeben und durch das Thema von *młodzie* „Hefe" (wegen der Trübung) ersetzt, schon im

„gleiten“; *głuzd* „Hirn“ und *głuda* „Kloß“ hat Berneker irrig von einander getrennt; poln. *mazgaj* „unbehilflicher Mensch“ gehört zu *mazać* „schmieren“; neben *bъzъ* „Hollunder“ kommen *bъzdъ* (poln. dialekt. auch *best!*) und *bъzgъ* vor, keine „andern Formantien“, wie Berneker annimmt, sondern lautliche Varietäten, vgl. *drozdъ* und *drozgъ* „Drossel“; weißr. *hłomozd* und b. *hłomoz* „Gerassel“; so ist das *zg* des Suffixes (vgl. p. *drobiazg,* r. — mit derselben Vokalstufe, nur assimiliert — *drebezg* „Trümmer“ u. a.) aufzufassen, so das Verhältnis von pr. *dragios* „Hefe“ und asl. *droždьję* dass., wofür nicht von „einem ursprünglichen *droska*“ auszugehen ist usw.

Klьnǫ „fluchen“ möchte Berneker „vereinigen mit ae. *hlimman* 'klingen, tönen', *hlynn* 'Schall', gr. *κλόνος* 'Schlachtgetümmel'; *kłonjǫ* 'neige', zu noch vorhandenem *kłon*“. Das Denominativ wäre ihm „Iterativbildung zu einem praes. *klь-nǫ*, das als *klьnǫ* aufgefaßt wurde“ (!) und gehörte dann zur W. *k̂lei-* in *κλίνω, clinare,* lit. *szlijes* „geneigt“ usw.; *klęknǫti* endlich „niederknien“ gehört „zu der german. Sippe ae. *hlanc* 'dünn', e. *link* 'Glied', nhd. *Gelenk,* lat. *clingere*“. Eine Kritik dieser Kombinationen erübrigt sich. Es verhält sich *klьnǫ* : *klęknǫti* : *kłonъ* genau wie *zvъnǫ* : *zvęknǫti* : *zvonъ* „Töne“; *kłonъ, kłoniti* ist Neigung, Beugung; *klьnǫ* „ich beuge“, *klьnǫ sę* „ich beuge mich“ — beim Schwören beugte sich der Slave zur Erde, *prisęga* „Eid‘ bedeutet ja auch nichts anderes als Berührung (der Erde); Knien ist auch nur ein Beugen, *poklęli* „sie knieten“ kommt noch im Altpoln. wirklich vor und jedenfalls empfiehlt sich diese Deutung durch ihre Einfachheit gegenüber allen obigen von selbst.

Der Hochzeitskuchen der Slaven, r. *korovaj,* wird unter den größten Feierlichkeiten, von vielen ehrbaren Frauen, unter Absingung besonderer Lieder, angerichtet, nur einmal im Leben; wenigstens in Litauen wurde für eine Witwe kein *korovaj* gebacken; die Westslaven haben den Namen vergessen, brauchen *kołacz,* der eine gleich wichtige Rolle bei ihnen, zumal bei den Polen spielt; die Herleitung des *kołacz* aus dem Griech. oder Orientalischen ist falsch; es hieß das runde Gebäck nach *koło* „Rad“. Berneker bezeichnet *korovaj* als „dunkel“ und erwähnt nur G. Meyers mißlungene Heranziehung eines neugr. *καρβέλι.* Und doch ist der Name vielfach erklärt. Ich übergehe den merkwürdigen lapsus bei Miklosich Vgl. Gr. II 48: „*krava* für *kraja* :

Mammotreptus (Mitte des 15. Jhdts.) heißt es daher puerperae — *od młodziwnej żony* Berliner Text, *od młodzie* Kalischer Text.

klruss. *korovaj*" (auch Andere haben *korovaj* von *krajati* „schneiden" hergeleitet, lautlich unmöglich), aber Potebnja und Zubatý haben unabhängig von einander *korovaj* von *korova* „Kuh" hergeleitet, und das scheint richtig, verdient jedenfalls Erwähnung. Doch welches war der Sinn? Zubatý A. f. slav. Philol. XVI 393 denkt an „Kuhfladen" (von der Form); Potebnja, dem Jagić a. a. O. IX 168 völlig zustimmt, erkennt im *korovaj* das Symbol des Stier-Bräutigams (im Korovajliede heißt es ja: unser Ofen hat den Stier herbeigeführt; Potebnjas Ausführungen sind mir leider nur aus Preobraženskij S. 358 zugänglich), was wenig überzeugt. Vielleicht lag ursprünglich die rohe Annäherung einer sitzenden Kuhgestalt vor, denn an manchem Ort (Pinsk) trägt der Korovaj Hörner aus Holz, beklebt mit Teig, und anderes Hochzeitgebäck wird geradezu *byczki* (Stierchen) und *huski* „Gänschen" genannt, vgl. Pruski (d. i. Z. Gloger) Obchody weselne (Hochzeitsbräuche), Krakau 1869, 136—155; kürzer bei Dr. Joh. Piprek Slavische Brautwerbungs- u. Hochzeitsgebräuche, Stuttgart 1914, 179—182; aber nicht ist der Korovaj nur der Ersatz aus Teig für die einst gespendete Kuh selbst, etwa wie das Papieropfer der Chinesen; er ist seit jeher wesentlicher Bestandteil des Hochzeitsmahls, kein bloßes Ersatzstück; er wird der „Gehörnte" im Lied genannt; sein „Winden" oder „Flechten" (neben „Backen") bezieht sich auf die um und über ihn gelegten Teigrollen.

Wir nehmen somit keinen Anstand, *korovaj* an das nächst liegende slavische Wort anzuknüpfen und bedienen uns desselben einfachen, selbstverständlichen Mittels zur Lösung anderer Rätsel. Z. B. poln. *kozub* „Düte" (bei Linde falsch *kożub*; auch *każub*, mit dem *a* für *o*, worüber s. o.; *ż* für *z* auf Grund falscher Entzetacisierung), russ. *kuzov* „Korb": G. Meyers Annahme einer Entlehnung aus dem Illyrischen haben wir bereits oben abgewiesen, „beachte jedenfalls tat. *kezau* 'Gefäß aus Birkenrinde', also ein älteres türk. Lehnwort?" ist nur einer der vielen willkürlichen „Orientalismen" von Korsch. Es ist eine Ableitung von *koza* „Ziege", die unter allen möglichen und unmöglichen Bedeutungen (z. B. sogar für den Nasenpoppel!) auch auf die hornartige Düte übertragen wird, vgl. slav. *kozol* „Rindenkörbchen" („vielleicht nur graphisch für *kozov*", meint Miklosich, vgl. russ. *kuzov*!), *kozor, kozulj, kozarček* dass., die mit ihren schwankenden Suffixen die slavische Herkunft bezeugen; *kozub* ist ebenso zu *koza* gebildet, wie *kostrub* „Struppiger" zu *kostra* „Achel, Schäbe".

Und ebenso einfach erklärt sich das nächste Lemma: „russ.

kozyr' 'Trumpf; Mützenschirm; hochstehender Kragen'; man führt türk. *koz* 'Trumpf' an, das vielleicht gar nicht einheimisch ist; die Wörter sind dunkel, schwer auch die verschiedenen Bedeutungen zu verstehen". Zusammengeworfen sind zwei getrennte Worte, die beide vielleicht auf *koza* zurückgehen. Bestimmt von *koza* abzuleiten ist russ. *kozyr'* „Schirmdach, Mützenschirm, Kragen" usw., *kozyriok* dass. (daraus entlehnt klr. *kozyrok,* poln. *kozyrek* dass.), gebildet wie die zahlreichen Nomina auf *-yr'*; dagegen ist russ. *kozyr'* „Trumpf" entlehnt (und dem einheimischen Worte nachgebildet) aus poln. *kozera* „Trumpf; Kartenspieler", das den Polen schon im 16. Jhdt. geläufig war, d. h. zu einer Zeit, für die jeder russ. Beleg noch fehlt; *kozera* (d. i. *kozyra*) ist ebenso gebildet, wie *kostera* (d. i. *kostyra*) „Würfelspieler" zu *kość* „Würfel", vielleicht zu *koza,* das ich jedoch für „Trumpf" nicht belegen kann — stammen doch die russ. Karten- und Spielnamen vielfach aus dem Poln., z. B. altruss. *łodyga* „Würfel" (als „Knöchel" ist es einheimisch) aus poln. *łodyga* dass. (ist nicht altr. *łotyga, łotygstvo ἀσωτία* ebenfalls hieher zu stellen?). *Koza* ist nach Ableitungen und Bedeutungen (im Poln. sogar „Gefängnis") außerordentlich reich. Mit Recht erwähnt gar nicht Berneker die Herleitung jenes *łotyga* aus dem Germ., got. *lats* „faul", schwed. *lätting* dass., die von Andern anstandslos vorgetragen wird, doch stellt er es unrichtig unter *łotr* „Lotter(bub)", das Andere aus *latro,* nicht aus *Lotter* entlehnen wollten, weil es Räuber, Schächer bedeute.

Wie wir im vorigen Abschnitt gegen übereilte Annahme von Entlehnungen aus dem Germanischen protestierten, so beanstanden wir hier umgekehrt die Annahmen von naher Verwandtschaft germanischer und slavischer Worte, womit man äußerst freigebig schaltet, als ob germanisch in dem nahen Verhältnis, wie etwa das Litauische zum Slavischen, stünde. Beispiele waren bereits oben genannt (s. *čeznǫti, čachnǫti,, klęti, korobit'* u. a.); klr. *myza* „Maul" wird zu mhd. *smeichen* „schmeicheln" (II 63) gestellt, oder *děbǫ* „beschleichen" zu der germ. Sippe *tæpa* „berühren", *dętelъ* „Specht" zu aisl. *dyntr* „Schlag, Stoß" usw.; diese oft ganz jungen slav. Wörter gehören in jeden beliebigen anderen Zusammenhang, außer in jenen germanischen. Ebenso sind die aufeinander folgenden Lemmata *gńatъ* (sic! statt *gnat*) und *gńaviti* zu beurteilen; für *gnat* „Knochen" wird Urverwandtschaft mit aisl. *knutr* „Knoten" oder mit aisl. *knǫttr* „Ball" angenommen; für *gńaviti* „drücken", das irgendwie mit poln. *gnębić* dass. zusammenhängt, das selbst

„auf Grund einer Basis *genabh, gonabh* 'drücken' zu Knebel, Knap gestellt wird" (!), wird Urverwandtschaft mit aisl. *knul* „Knöchel" und dazu viererlei Wurzelerweiterungen angenommen, aber alles dies beschwert nur unnütz den Text. Dasselbe gilt von Zusammenstellungen wie r. *glězdat'* „glitschen", Nebenform von *gljuzdit'* und *głuzdit'* dass., als „vielleicht urverwandt mit deutsch *gleiten*"; von klr. *hłuzd* „Hirn" = r. *głuda* „Klumpen" „zu got. *glaggwō, glaggwuba* 'genau' (!!) oder zu norw. *klyse* 'schleimiger Klumpen'"; von russ. *głuda* selbst, „vielleicht urverwandt mit germ. *klauta-* 'Kloß'" — *głuda, głuzd* usw. ist einfach mit *gruda* „Klumpen", *gruzdije* dass. (beachte das *zd*!), r. *gruzd* „Schwamm" usw. zu identifizieren. Skr. *glomazan* „schwerfällig", wr. *hłomozd* „Gerumpel", b. *hlomoz* „Getöse" würde ich nicht „vielleicht zu der germ. Sippe, aisl. *glam* 'Lärm' usw." stellen, sondern zu dem o. behandelten b. *hlemýžd'*. Ebensowenig gehört *bagno* „Sumpf" zu deutsch Bach; *buchnǫti* „anschwellen" (zu dem die kaschubischen, aber nicht die poln. Worte, *busznić się* „prahlen" u. a., genannt werden), soll mhd. *būs* „Aufgeblasenheit" sein oder „mit idg. *u* zu der Sippe *pusten*" gehören; *bystrъ* „rasch" zu aisl. *bysia* „herausströmen" mit der ursprünglichen Bedeutung „durchdringend". Ich halte *bystrъ* (*t* Einschub) und *buchnǫti*, wozu noch russ. *buševat'* = p. *buszować* „herumtollen" gehören mag, für wurzelhaft identisch und lehne die germanischen Parallelen ab. Wenn ich nicht irre, dürften etwa zwei Drittel dieser „Germanismen" einfach zu streichen sein, die Berneker nach eigenem oder fremdem Vorgang anführt.

VI.

Der Verfasser beachtet streng die Lautgesetze, die Semasiologie u. a., doch verfällt er dabei mitunter in den entgegengesetzten Fehler; er erhebt Schwierigkeiten, wo keine sind; dagegen übergeht er mit Stillschweigen wirkliche Schwierigkeiten; für beides seien einige Beispiele genannt.

So in zwei aufeinander folgenden Lemmata: skr. *krd* „Herde", slov. *krdel*: „die Annahme, daß das Wort mit Schwundstufe zu *čerda* 'Herde' gehöre, ist bedenklich, vielleicht stammt es aus got. **kaúrdr* 'Herde'"; die Schwundstufe ist hier ebenso unbedenklich, wie bei slav. *gъrdło* „Kehle" neben *žerdło* dass. und die gotische Entlehnung ist abzuweisen. Weiter: *kъrga* 1. skr. *krga* „Schöpfgefäß", b. *krhanice* „Rahmtopf", alt *karhan* „Trinkgefäß": „die ab. Formen deuten eher auf fremden wenn auch noch unbe-

kannten Ursprung" — warum? auch sonst kommen ja im Böhm. nach polnischer Art *-ar-* neben *-r*-Formen vor (z. B. *charpa* neben *chrpa* „Kornblume") und die *-an*-Bildung ist gerade für echtslavische Gefäßnamen charakteristisch; zudem ist das Wort weit verbreitet, im Slovinzischen sogar (zwar nicht bei Lorenz im Wörterbuch, aber bei M. Rudnicki in seinen slovinzischen Studien, Materyały i Prace Komisyi językowej VI, Krakau 1913, S. 200: *kargac, kargak,* Demnt. *kargaczyk* „Krug; kleine Mulde"); man könnte sogar an r. *korgán, kurgán, kungán* „Metallbecher" denken (falls nichts Orientalisches vorliegt) — jedenfalls ist an dem einheimischen Ursprung von *karhan* nicht zu zweifeln.

Von *korьcь* „Scheffel" heißt es: „die beliebte Anknüpfung an *kora* 'Rinde' als 'Gefäß aus Rinde' ist nicht zu halten, denn dabei bliebe die formantische Seite dunkel und die Funktion von *-ьcь* wäre ganz ungewöhnlich ... für ein slav. *korъ,* Dem. *korьcь* in der Bedeutung 'Gefäß, Behältnis' böte sich die Sippe got. *hairnei* 'Hirnschädel' usw.". Aber *korьcь* ist zu *kora* „Rinde" genau so gebildet, wie *kopьcь* „Hügel" zu *kopa* „Haufen" und es laufen auch sonst die Ableitungen von *kopa* und *kora* streng parallel, vgl. *kopyto* „Huf" und *koryto* „Trog" (beide Wörter stützen sich gegenseitig, *koryto* ist völlig fremd ai. *caruṣ* „Kessel") und mit dem Plus eines *s,* b. *kopist* „Spatel", poln. *kopyść* dass. und *koristь* „Beute", russ. *korystь,* vgl. *łup* „Beute; abgelegte Schlangenhaut", *łupa* „Schale"; Berneker weiß mit *koristь* nichts anzufangen: „dunkel; bei der Anknüpfung an *koriti* *ὑβρίζειν* bleibt sowohl die semasiologische wie die formantische Seite unerklärt" — natürlich, denn mit *koriti* hat *koristь* nichts zu schaffen!

Besonders fallen solche Skrupel bei Lehnworten auf. Natürlich ist r. *jakor'* „Anker" aus schwed. *ankare* entlehnt, keineswegs „setzt es ein **ękorь* voraus", sondern es wird einfach im Lehnworte das *n* beseitigt, vgl. r. *Igor* aus *Ingvar, Ižora* = Ingermanland, *pud* = Pfund, *sud* = Sund. Dasselbe gilt von *kapusta* brassica aus composta, wogegen eingewendet wird: „es befremdet die Lautgestalt, man würde *kǫpusta, kupusta* erwarten ... es scheint, als ob *kapusta* eine Kreuzung von **kupusta* und **kapus* aus caputium ist ... dafür scheint auch s. *kupus,* das gleichsam ein **kǫpus* voraussetzt, zu sprechen als Kreuzung in anderer Richtung". Bei jüngerer Entlehnung (etwa 7.—9. Jhdt.) wird der Nasal einfach beseitigt, vgl. Ancona = Jakin, serb. *sat* = *santo* „heilig", ebenso ist *kapusta* = composta, das in jüngerer Entlehnung (15. Jhdt.) als *kampust* und *kanpust* „Sauermilch" wieder-

kehrt; daß čaputium den Slaven bekannt gewesen, wäre erst zu beweisen.

Ähnliche Skrupel finden wir bei der Deutung von ***modła*** „Bitte“; es ist natürlich = lit. ***małda*** dass., mit Metathese, weil die Lautfolge *ld* dem Slaven früh unbequem wurde; schlagendes Beispiel einer uralten Metathese ist ja urslav. ***kłobuk*** „Hut“ aus orient. ***kalpak*** dass. (resp. einem **kalbuk*); diesem gar unbequemen Zeugen weicht nun Berneker aus durch die chronologisch unmögliche Annahme, das Wort wäre entlehnt, „als die gemeinslavische Liquidametathese schon abgeschlossen war, aber die Lautfolge *tolt* noch nicht geduldet wurde“: aber die Liquidametathese war noch um 800 n. Chr. lange nicht abgeschlossen (***kral*** aus Karl, ***mroka*** aus Mark usw.), während die Entlehnung von ***kłobuk,*** die ja bis zu den Salaben reicht, Jahrhunderte älter ist. Ein anderer sicherer Fall von Metathese ist das urslav. ***člověkъ*** „Mensch“ aus **čołvěkъ* und dieses aus **čełvěkъ*; da setzt Berneker als Urform *čelověkъ* an, was unmöglich ist, weil die ganze alte Tradition (altbulg. nur ***člověk,*** ebenso altböhm. und altpoln., ***v člověče, k člověku,*** als Beweis, daß zwischen *č* und *ł* kein vokalisches Element vorhanden war) diesen Ansatz widerlegt. Ähnlich ist nun ****mołda*** zu ***modła*** umgestellt und die Identität mit lit. ***małda*** zu zerreißen, um „ein ****moldla*** mit dissimilatorischem Schwund des ersten *l*“ anzunehmen, werden wir uns wohl hüten. Außer in *člověkъ* sind allerdings die Worte von der Form urslav. *čoln-* zu poln. *człon,* südslav. *članъ* usw. geworden.

Fälle, wo dagegen Lautgesetze u. a. einfach unbeachtet bleiben, sind noch weniger selten; so wird unter *giełda* „Gilde“ einfach *gałda* „Lärm“ gestellt, als ob dies lautlich möglich wäre; daß dies schon bei Linde so steht, ist natürlich keine Erklärung. *Gałda* ist gegen *giełda* echt slavisch, bedeutet „lärmendes Fest“ (vgl. poln. *gałdys* „der Laute“, *gałdus* „Trunkenbold“), russ. *gałděť* „lärmen“, zu *gal-* „gellen“ (Suffix *-ъda*), poln. *hał-as* „Lärm“, das Berneker nach Karłowicz ganz vergeblich als Entlehnung aus nicht existierenden weißrussischen Verben zu deuten sucht, vgl. weiter russ. *gałačiť, gałaniť, gałašiť* „lärmen, poltern“; jeder Versuch *hałas* mit *głos* usw. irgendwie zu verknüpfen, ist abzulehnen. Russ. *gałdá* (beachte den Akzent, zahlreiche Ableitungen *gałdún, gałdiła* usw.) kam durch das Weißr. ins Lit., *ałdà* = poln. *gałda* „Gelage“, *ałdavóti* (auch *ałdras, ałdrawoti?*) bei Juszkiewicz.

„R. *korzina* ‘Handkorb’, poln. dial. *karznia* ‘Tragkorb’ aus dem Russ. — (alles) vielleicht aus schwed. dial. *karse* ‘Art Korb’.“

Poln. *karznia, karzyna* ist aber nur den Kaschuben bekannt, zu denen nie ein russ. Wort gedrungen ist, und ist = deutsch *Karine* „auf dem Rücken getragener Korb"; r. *korzina* dagegen ist mit *-ina* von *korga* oder *korza* (beide Formen kommen vor, vgl. dasselbe Schwanken bei dem o. erwähnten *kъrkyga* „Sänfte" und *korkyza* dass. u. a.), auch *karga* abzuleiten, wozu auch das o. erwähnte *koržina* „Steven" und *korž* „Fladen" gehören.

Unter *korbiji* „Korb" lesen wir: „eine Sonderentlehnung sind wohl auch skr. *krbulja* 'Rindenkörbchen', *krbanj* 'Schöpfgefäß', b. *krb* 'Schlotterfaß', *krban* 'Taubenschlag', *krbec* 'Kietze der Mähder' — jedenfalls aus d. *Korb* oder noch ahd. *churpa, churbilin?*" Ein Lehnwort kennt jedoch keine derartigen Formantien (es kommt fast nur *korobka, krobeczka* u. dgl. vor), das *-an*-Formans dient echtslavischen Bildungen (vgl. *kopań, łachań, karhan* u. a.) und wie könnte sowohl im Serb. wie im Böhm. *krb* für *krab* eingetreten sein? Diese serb. böhm. Wörter sind daher von *korbьji* ganz zu trennen und sind einheimischen Ursprunges.

Anstatt einfach anzuerkennen, daß im Slav., namentlich im Serbokroat. und Russ., ein sekundäres oder parasitisches (oder wie man es nennen mag) *j* beliebig eintritt, wird das Unmöglichste vorgetragen. So ist poln. *dura* „Loch" (lit. *durti* „stechen") und *dziura* dass. = p. *dupla* und *dziupla* „Baumhöhle" und hunderte ähnlicher Beispiele; statt dessen wird ein *dóra* und *dzióra* angesetzt, die gar nicht existieren, von einer Kontamination von *dóra* und *diera* beim böhm. *d'óra* gesprochen usw. Neben r. *dužij* „kräftig" kommt *diužij* vor, wie *drjuk* neben *druk* „Stange" usw.; statt dessen wird *diužij* „durch Kontamination von *dug-* und (einem nicht existierenden!) *dęg-*" erklärt! Es wird von einer „bei verächtlichen Begriffen sekundären Konsonantenpalatalisation" (!!) gesprochen, um skr. *gnjida* neben *gnida* „Nisse" zu erklären, als ob der Serbe nicht auch *njiva* für *niva* „Flur" sagte, und *gnjus* „Ekel" neben *gnus*; oder es wird von einer Art Lautnachahmung bei *gnjetǫ* für *gnetǫ* „knete" gesprochen usw. In andern Fällen bleibt es bei der Bemerkung „unklar", z. B. r. *drjapat'* „mit unklarem *ja*", das doch ganz klar ist, oder „auffällig", z. B. unter *dętelъ* „Specht" (wörtlich „Picker"), skr. *djeteo*: „*je* auffällig", wo doch nichts auffällt; nur ausnahmsweise begnügt sich B. mit dem bloßen Faktum, z. B. skr. *gljiva* agaricus neben *gliva* der anderen Slaven. Ein anderes Mal setzt er dieses sekundäre *j* fälschlich ins Lemma, z. B. *gnjat* statt *gnat* (s. o.) oder erklärt es durch „Volksetymologie", z. B. S. 62 r. *ubljudok* „Bastard" „mit auffälligem *l'*, nach *bljad'*

'Hure'?"; das würde nur stimmen, wenn das Wort **ubljadok* hieße, aber bei *blud* „irren" ist im Altruss. das sekundäre *j* häufig, seit dem Ostromir-Evangelium *zabljuditь* (zahlreiche Belege bei Sobolevskij lekcii S. 121, der aber für dasselbe *j* von *rjušit, stjudeno* u. ä., überflüssige Erklärungen, aus urslav. *eu* u. dgl., aufsucht). Umgekehrt ist serb. *blutiti* „ungereimt sprechen" nicht zu gr. *φλύω* „schwatze" zu stellen, sondern wie p. *bluźnić* „lästern" zu *blju-* „speien", vgl. serb. *bljuštiti* „sich ekeln"; ich deute auch das ganze Lemma *bljuzgati* „hervorbrechen im Strahl", serb. auch „schwatzen", nicht als ein besonderes, „lautnachahmend, ähnlich *pljusk*", sondern als *zg*-Ableitung zu *bljuję* „speien", vgl. die poln. Streckform *blewązgać* „lästern"; aruss. *bljutiti* „faseln".

Noch weniger kann sich B. entschließen, mit dem slav. Wechsel von *ę* und *u*, den ich Ztschr. XLII 332—369 erwies, bei seinen Etymologien zu rechnen. Unter *łyko* „Bast", das doch nur von binden und flechten benannt sein kann, führt er alles Mögliche, nur nicht das einzige Richtige an, daß es mit *łęč* „Binsen" (zum Binden und Flechten verwendet) zusammengehört; ebenso gehören zusammen russ. *chłyst* virga und *chłęd* dass. und es hilft nicht, *chłyst* bei *chłęd* gar nicht zu erwähnen, sondern unter *chlastati* „mit wechselndem Vokalismus" zu stellen, während schon das poln. *chłystek* „Habenichts" beweist, daß es sich um kein Schallwort handelt. Wo ein Entweichen vor meinen Darlegungen unmöglich ist, greift B. zu bloßen Verlegenheitsmitteln, die zufällig den einzelnen Fall retten könnten, aber der Gesamtheit natürlich nicht gerecht werden. Z. B. bei abg. *gnusьnъ* und *gnęsьnъ* „ekelhaft" hilft er sich damit, daß „*gnus-* ursprünglich ist, *gnęs-* sekundär, *ę* durch das vorhergehende *n* veranlaßt infolge Verspätung des Verschlusses der Gaumenklappe, vgl. *nęžda* unter *nudja*"; leider liegt der Wechsel von *u—ę* in viel zahlreicheren Fällen vor, auf die diese Erklärung gar nicht paßt, die daher auch für *gnus (gnjus)* und *nęžda* nicht ausreicht. Bei ksl. *kęsъ* und *kusъ* mutilus, bei poln. *gruby* und *grębу* „grob", *łuk* und *łęk* „Bogen", bei salab. *läug* und *lang* „Wiese" (vgl. Brieselang = *brezi lęg* bei Berlin) begnügt sich auch Berneker mit dem stillschweigenden Ansatz beider Formen, ohne ein Wörtchen der Erklärung dieser doch so befremdenden Doppelheit zu widmen; in anderen Fällen beseitigt er sie durch unhaltbare Annahmen von Entlehnungen, z. B. p. (*chęć* und) *chuć* „Gier", *chutki* „schnell", „die trotz Brückner Arch. f. sl. Phil. XXIII 236 wohl aus dem Böhm. entlehnt sein werden", aber gerade den Böhmen ist das

seit jeher über ganz Polen (bis zu den Kaschuben) verbreitete *chutki* „schnell" unbekannt, das von den Polen auch noch die Kleinrussen und Weißrussen übernahmen, deren *chudkij* „schnell" Berneker versehentlich unter *chudъ* „schlecht" gestellt hat; weißr. *chuć* „obgleich" ist nur poln. *choć* dass. und gehört nicht zu *chǫtь*. Und wird es im weiteren Verlauf des Werkes, bei Ausdrücken wie *trǫd* und *trud*, p. *pęczyć* und *puczyć*, *stęk* und *stuk* usw. bleiben bei Wendungen wie I 217: „auffällig sind die Formen mit *u* wie bulg. *nedug* neben *nedъg* 'Krankheit', p. *duży* 'stark' ... sind vielleicht mit lit. *daug* 'viel' zu vereinigen, gehörten also nicht zu *dǫgъ*" (poln. *duży* „stark" soll somit nicht zu klr. *dužyj* dass., bulg. *nedug* „Krankheit" soll nicht zu bulg. *nedъg* dass. gehören!!). Oder I 218 zu poln. *dąs*: „das abweichende *dusić* 'würgen' erklärt sich vielleicht durch Wortmischung von **dąsić* mit einem **duszyć*", aber das P. hat weder das eine noch das andere Wort je gekannt. Zu jenem Aufsatz in Ztschr. XLII habe ich in den folgenden Bänden, namentlich in XLV, Nachträge geliefert; hier sei zweierlei berichtigt. S. 357 behauptete ich, die *męt*-Stufe fehle im Poln., doch vgl. dialekt. *miętolić miętoszyć* „verwirren"; S. 360 *pucka* „das Dicke des Fingers" hätte *c* statt *z* und gehörte zu *pęzo* = *puzo* „Bauch", aber *pucek* heißt im Horaz des Petrycy 1610, S. 211 (Neudruck) „der äußerste Lippenteil" und gehört, mit Zetacismus, zu *puczyć* = *pęczyć* „vorragen". Auf Grund von Fällen wie *łyko, chłyst, pycha* u. a. kann man auch *dyb* „Baum" mit *dǫb* „Eiche" identifizieren, sagt doch der Russe *stojat' dybom* „sich bäumen" = p. *stać dęba*.

Werden hier lautliche Vorgänge nicht anerkannt und Zusammengehöriges dadurch auseinandergerissen, so geschieht dies anderswo durch allzu enge Auslegung der Lautgesetze. So wurde die notwendige, selbstverständliche Identität von sl. *jutro* „Morgen" mit lit. *auszra* dass. bezweifelt, weil ein *justro* dafür zu erwarten wäre, Ztschr. XLVI 212f. habe ich diesen unberechtigten Zweifel behoben; zu den vier von mir genannten Beispielen für p. *justro* kommt ein fünftes hinzu, *nazayvstrz* Sprawa 1544 (Abschrift eines Textes mit uralten Formen), Bl. 280, b. Zu lit. *mażas* „klein" gehört slav. *mězinec* „kleiner Finger; der Jüngstgeborene" (serb. *mljezinac* dass. hat kein „dunkles", sondern ein ganz klares *lj*, vgl. o.); weil jedoch mehrfach *i*-Formen (*miz-*; die poln. beweisen nichts, weil sie aus dem Klr. stammen) vorkommen, soll das Wort „dunkler Herkunft" sein; „die Zusammenstellung mit *mażas* wird den *i*-Formen nicht gerecht, die auf Ablaut beruhen müssen, *ě*

wäre also Diphthong, **moi-ĝ(k)o*“ usw. Daß bei dem völlig isolierten Worte dieses Schwanken, diese Assimilation an das *i* der folgenden Silbe (vgl. zudem Fälle mit *i* für *ě* wie r. *siděť* „sitzen“, *ditja* „Kind“, wofür Rozwadowski sogar eine besondere slav. Urform ansetzte!), nichts zu sagen hat und der Zusammenhang mit *mažas* sicher bleibt, ist selbstverständlich.

Mit dem für die meist ganz jungen Fälle, um die es sich handelt, völlig unangebrachten Mittel des „Ablautes“ operiert Berneker nur allzu häufig, sogar bis zum Zerstören des evidenten Zusammenhanges, wie eben gezeigt. Namentlich trifft dies auf Fälle des Wechsels von *o* und *a*, *o* und *e* zu. Daß p. *grono* „Traube“ aus älterem *grozno* dass. entstanden ist, ist selbstverständlich; statt dieser Konstatierung wird nun *grono* „ablautend“ unter *grana* „Zweig“ gestellt; während im Poln. *a* und *o* vor *n* aus rein lautlichem Grunde wechseln, wird p. *groń* neben *grań* als „ablautend“ gefaßt. Und so oft: oserb. *drebić* „zerbröckeln“, bulg. *dreben* neben *droben* „klein“ „geht auf ablautendes *dreb-* zurück“; russ. *drobá*, „dial. auch ablautend“ *drebá* „Treber“; neben älterem *desiti* jüngeres *dositi* (keine Kontamination nicht existierender Verba); neben älterem *bebrъ* jüngeres *bobrъ* (poln. Flußname *biebrza*, aber Tiername *bobr* usw.), wo ebensowenig wie in serb. *dabar* dass. ein „anderer Reduplikationsvokal“ vorliegt usw. Ebenso sind rundweg abzulehnen alle Versuche, schwankende Vokale oft nur dialektischer Nebenformen als etwas Uraltes nachzuweisen, z. B. russ. *bruněť* und *bryněť* neben *broněť* „weiß schimmern“ („ahd. *brūn* entspräche r. *bryn-*, auch *brun-* wird man dann als **bhr-ouno-* auffassen dürfen“) oder bei dem Fliedernamen *bъzъ* die abweichenden slovak. *baza* (daraus klr. *baznyk*; soll „für *bza*“ stehen), r. *buzina* „auf anderer Ablautsstufe“, „ganz vereinzelt in der Vokalstufe klr. *byže*“, was alles bei dem Anlaut *bz-* (die Polen flektieren, um ihn zu meiden, sogar *bez — besu*!) nichts zu besagen hat. Solche Vokalschwankungen sind ja durchaus nicht selten, man vgl. die Namen für „Haufen“: *gromada, gramada, grumada* (poln. schon im 15. Jhdt. *grumadki* foci ardentes), *grmada*; *gromada* ist Grundform, daraus südslav. *gramada* durch Vokalassimilation natürlich, durch keinerlei Vokalabstufung, ebensowenig wie z. B. im Serb. *grk* „bitter“ neben *gorki* dass. („kaum schwundstufiges **gъrko*, idg. *gᵘhr̥quo*“!); wir finden sogar bei Suffixvokalen gleiche Schwankungen, z. B. b. *kostrba* = r. *kostrub* „struppiger Mensch“, p. *skałuba* = *szczałba* „Spalte“ u. dgl. m. *Gromada* ist anzusetzen wegen der Etymologie des Wortes, das,

wie p. *ogrom* „Größe" beweist, von *gromъ* „Donner" herzuleiten ist, eine alte, schon von Miklosich vorgetragene Deutung, die Berneker nicht einmal erwähnt, dafür aber lat. *gremium* usw. heranzieht, was mit *gromada* sicher nichts zu tun hat; daß die Grundform *gromada* ist, beweist der Umstand, daß im Südslav. neben *gramada* die anderen Ableitungen immer noch das *o* aufweisen, *gromača* „Haufe", (*gromor* „Krachen", davon) *gromoran* und *gromoradan* „sehr groß", das ja Berneker selbst unter *gromъ* anführt; noch heute kann der Pole *grom* „Donner" im Sinne des großen Haufen verwenden, die Benennungen für Haufen und Geräusch, Getümmel berühren sich auch sonst, vgl. *ὅμιλος*; das Suffix ist dasselbe wie in *skarada* „Häßlichkeit" zu gr. *σκώρ* u. a.

Dagegen wird ohne jede Rücksicht auf Lautgesetze *kuma* „Gevatterin" (dazu *kum* „Gevatter") als „alte Kurzform" zu *kmotra* dass. (dazu *kmotr*) gedeutet, mit Berufung auf das einmal genannte *kupetra* dass.; *kupetra* beweist nur, daß der Slave compater wie commater unterschiedslos für beide Geschlechter brauchte, aber auch von *kǫpetra* (das den Slaven schon im 12. Jhdt. ganz unverständlich war!) kommt man noch immer nicht zu einem *kum*, denn ein *kumpetra* hat es nie gegeben. Es ist somit die Ansicht von Melioranskij richtig, daß *kuma* ein altes orientalisches Lehnwort ist, tü. *kuma* „Nebenfrau"; r. poln. *kumka* cunnus, daraus *kunka* „Liebste", schon im Domostroj, nicht entlehnt; *kum* ist dazu erst neu gebildet; von *kmotra* usw. sind Kurzformen nur als *kmocha, kmosia* u. ä. möglich. Gleich das folgende Lemma arbeitet wieder mit einer lautlichen Unmöglichkeit, *kien* „abgeschnittenes Ende" wird mit b. *kmen* „Stamm" durch „eine abstufende Flexion **kъmn-*, mit *mn* zu *n*, *kъn-*" vermittelt, aber die Flexion *kъmъnъ kъmъna* (**kъmna* ist unerweislich) würde nur *kmen kmena* oder *kemen kemna* ergeben; dagegen hängt *kъmen* „Stamm" mit *komol* „Stammende", poln. *komla* im Wappennamen *Syrokomla* „feuchter Stamm", und dies weiter mit *komъ* „Klumpen" zusammen.

Dieselbe Nichtbeachtung der Lautgesetze finden wir bei der Deutung von *sъmetana* „Schmetten, Schmant", das nicht das „Abgerahmte" (*sъ-metati* „abnehmen") sondern das „Gerührte" (*sъmętǫ* „rühren") sein soll — wegen des auf Nasalvokal deutenden spätmhd. *smant* und rum. *smîntînă*, als ob späten fremden Wörtern irgendwelche Beweiskraft gegen ursprünglichen einheimischen Lautbefund zustände, sie gehören ja erst dem 15. Jhdt. an und wo gab es im 15. Jhdt. ein slav. **smętana*, aus dem *smant* ent-

lehnt wäre? Im 15. Jhdt. heißt das Wort poln. nur *śmiotana,* 1472 wie auch heute *śmietana,* mit *e* statt *io* ohne bestimmten Grund; ebenso in den anderen Slavinen, böhm. *smetana* usw.; es scheinen auch Nebenformen *smětana* und *smotana* dialektisch vorzukommen; das zugehörige *smetati* ist allgemein, ein **smętati* dagegen hat es nie und nirgends gegeben, aber schon die Beobachtung der Lautgesetze weist letzteren Ansatz als irrig ab, den Miklosich vorsichtiger Weise mit einem „vielleicht" eingeführt hatte.

VII.

Im Wörterbuch werden alle einzelnen Lemmata sorgfältig getrennt, jeder Verwirrung wird aus dem Wege gegangen und man kann dieses saubere Auseinanderhalten und Zusammenfassen nur billigen. Doch wird gegen diesen Grundsatz in praxi mehrfach gefehlt; was nicht zusammengehört, wird zusammengestellt und umgekehrt, nur ungleich häufiger, wird Zusammengehöriges auseinandergerissen.

Wir sahen oben, wie *kireja* „Gewand" unter *kier* „Kerntuch" gestellt wird, während das eine Wort türkisch, das andere deutsch ist. Unter *malъ* „klein" nennt B. bulg. *málik* „Kobold", slov. *malik, malič* „Kobold, Götze, Echo, Teufel"[1]): gewiß bedeutet *malik* einen kleinen Menschen, aber Echo! Die Sache liegt anders, *malik* ist ein urslav. Terminus, der mit *malъ* vielleicht nichts gemein hat und jedenfalls besonders zu behandeln ist. Altpoln. ist *malik* nux fatua, altbö. *malik* *mellopus „Nuß"; *malikowaty* heißt bei Polen (und von ihnen bei den Kleinrussen, nicht umgekehrt) ein Rind oder Pferd mit *malik* d. i. eingefallenem Rücken, das als etwas Dämonisches gilt, denn krepiert es, so werden seinem Besitzer dreimal neun Tiere nachkrepieren; daher auch südslav. *malik* „Dämon, Echo" (etwas Dämonisches). Nun liegt es gewiß nahe, diesen Dämonennamen von der Kleinheit (Zwerge!) abzuleiten, so könnte auch ein *malik* (Zwerg) auf dem Rücken des Pferdes hausen, aber die „taube Nuß" deutet eher auf *ma-* „täu-

[1]) Bei den Serbokroaten, auf den Quarnerischen Inseln, in Dalmatien, Montenegro heißt *malik, malić, maljak* der aus dem schwarzen Ei der Henne (oder des Hahnes) ausgebrütete Alp, der Getreide u. dgl. seinem Herrn zuführt; auch *mačić,* weil er die Gestalt eines Katers annimmt (nach *mačak* „Kater"; p. *maciek, macuś* dass., fehlt bei Berneker), *macić, maciklić*; auch *mješčić* („Säckchen", weil er wie ein Sack Getreide u. dgl. ausschüttet) und *cikavac* („Wimmerer"), vgl. J. Polívka, Národopisný věstník X, 1915, S. 77f.



schen" (*mam, man, mara, mają* sind die Ableitungen davon, s. Berneker i. h. v., zu denen *mal* hinzutreten könnte); auch der „hohle Rücken" würde dazu passen.

Häufiger wird Zusammengehöriges auseinandergerissen. So stellt Berneker nicht weniger als sechs (!) verschiedene Lemmata *dorg-* auf (*dorga* 1 bis 4 und *dorgъ* 1 und 2) und sucht womöglich für jedes eine besondere Herkunft, also 1. *dorga* „Weg" „zu der idg. Basis *dherāgh* in germ. *tragen*" usw.; 2. *dorga* „Krampf" zu *dьrgati* „zupfen" (zu nhd. *zergen* usw.), doch wird zugegeben, daß *dorga* 1 und 2 „vielleicht identisch" sind und beide somit zu *dьrgati* gehören; 3. *dorga* „Unwetter", r. *padoroga* = lit. *darga* „Unwetter", lat. *furvus,* engl. *dark*; 4. *dorga* „Schar", vielleicht ablautend zu *dьržati* = avest. *dražaite* „halten"; 5. *dorgъ* „teuer" „etwa mit Formans *-go-* zur W. *der,* lit. *deréti* 'taugen'"; 6. *dorgъ* „Saum", „wahrscheinlich zu ahd. *zarga* 'Saum', aisl. *targa* 'Schild' und alsdann mit Ablaut zu *dьržati*". In dieser Aufzählung fehlen vor allem zwei wichtige Worte: r. *podražat'* „nachahmen", abgeleitet von *podragъ* „Nachahmung, Ähnlichkeit" (im Izborn. von 1073: *sij gradъ podragъ jestь nebesnago grada* „diese Burg ist Nachahmung der Himmelsburg", *po podragu stvorivšago boga* „nach dem Muster des Schöpfers" usw.); dann *nadragy* „Beinkleider" (was die Magyaren entlehnten, als *nadrág*; von ihnen nahmen es die Polen im 16. Jhdt. zurück).

Diese sechs Lemmata sind nun auf ein oder zwei zurückzuführen. Ein 3. *dorga* existiert nicht, *padoroga* „schlechter Weg", das allein vorkommt, ist ja *doroga* „Weg" + dem peiorativen *pa-*; 6 und 1 und 2 sind natürlich identisch und gehören zu *dьrg-* „zupfen, reißen", der Weg wird auch sonst als Saum bezeichnet, vgl. deutsch *Schlag* sowohl „Saum" wie (namentlich im Mittelalter) „Weg", skr. *dīra* „Heerweg" zu *dīr-* „reißen", poln. *taśma* „Saum" und „Weg"; 4 und 5 sind vielleicht identisch, 4 kommt nur böhm. vor (poln. daraus entlehnt?): groß, ansehnlich und teuer, kostbar liegen sich doch nicht allzu weit ab; slav. *dьrg-* ist so reich entwickelt in semasiologischer Hinsicht (vgl. z. B. poln. *przedzierzgnąć się* „sich wandeln", r. *podergivat'* „bedecken" usw.), daß es eine sehr weite Sphäre umfaßt. Nebenbei sei bemerkt, daß wie das Serb. *brgo* neben *brzo* (s. o.) hat, so hat es auch neben diesem *drgati* ein *drzati,* das Berneker durch die unmotivierte Annahme eines *drgjati* wegzuerklären sucht; derselbe Wechsel von Velar und Palatal liegt vor bei *dьržati* „fest halten", aus **dьrgěti* = lit. *diržas* „Riemen", *diržti* „zähe, fest

werden", und *dьrzъ* „kühn", das wegen seiner Vokale und wegen des *s* nicht mit lit. *drąsus* „kühn", *θρασύς* usw. unmittelbar zusammengestellt werden kann; die Bezeichnung „poln. alt *darski*, heute *dziarski* 'kühn'", führt irre, *dziarski* ist ebenso alt (eigentlich älter) wie *darski*, das daraus geworden ist!

An einer anderen Stelle sind gar sieben von einander völlig getrennte Lemmata unter eines zu bringen: *łachań* „Gefäß" (zu dem *łachanka* „unsauberes Weib" nicht gehört, sondern zum folgenden:) *łacha* „Fetzen" (r. *łachon* dass., p. *łachmanka* „Lumpenweib"); *łata* „Flicken" (aber r. *łaty* „Panzer" scheint mir nur ein Polonismus, aus p. *płaty* und dieses aus deutsch *Platten*); *łaty* „Gefäß"; *łatvъ* „leicht"; *łatiti* „greifen" und *łotok* „Mulde". Ich hatte Ztschr. XLIII 310 *łacha* als Kurzform (mit *ch*) zu *łata* gedeutet, „nicht wahrscheinlich", meint Berneker S. 686, „wegen der Nebenform *łoch*" und zieht Verwandtschaft mit dän. *las* „Lumpen", *Lasche*, oder mit *λακίς* „Fetzen", *lacer* vor, als ob dadurch das *o* neben *a* besser erklärt wäre. Über den ganz bedeutungslosen Wechsel von *o* und *a* s. o.; er kommt gerade auch nach *ł* häufig vor, so wechseln p. *łapucha* und *łopuch* „Unkraut"; *łoboz* und *łabaz* „Reisig" (s. die Zitate bei Berneker 726); *łobzati* „küssen" und r. *łabzit'* „schmeicheln" (nicht „ablautend"!); *łopata* „Schaufel" stellt B. selbst (allerdings „ablautend") zu *łapa* „flache Hand"; b. *laskomina* und *loskomina* stupor dentium; b. *lapotáti* „sich abquälen" und *lopot* „Kummer"; p. *łapie* und *łopie* „schnell" usw. Ebenso steht nun *łoch* neben *łach* und gehört demnach zu *łata*. Wie nun neben *łach, łoch* ein *łachań, łochań* „Gefäß" besteht, das weder aus dem sumerischen *lahan* „Gefäß" noch aus *λακάνη* entlehnt ist, so besteht neben *łata* ein *łaty*, häufiger *latka* „Gefäß", das weder lit. *lůtas* „Einbaum", deutsch *Lade*, noch nhd. *Letten* sein kann; *łachań* weist das bei einheimischen Gefäßnamen beliebte Suffix *-ań* auf. Der Bedeutungsübergang erhellt aus der weiteren Verzweigung, denn mit diesem *łat-* ist identisch skr. *latiti* „ergreifen"; poln. *łatnica* und *łacnica* mittelalterliche Namen für eine Art Fischnetz (der Wechsel von *t* und *c* beweist, daß wir es mit einem einheimischen Worte zu tun haben, nicht mit einer Entlehnung aus deutsch *Latte*, wie annimmt Dr. E. Graber, Archiv für Fischereigeschichte, Berlin 1914, I, S. 121 [Fischereiverhältnisse in Posen], sondern benannt nach dem „Greifen", poln. *łacwi* und *łatwy* (derselbe Wechsel!), *łacny* (daraus unser obiges *łacnica*?) „leicht", böhm. *laciny* „leicht, wohlfeil" zu *lacě* heute „Wohlfeilheit", alt „Bequemlichkeit, Fülle" (nicht „Un-

wichtigkeit", wie Berneker, noch „Leichtfertigkeit", wie Gebauer angibt), denn „Leichtigkeit, Bequemlichkeit" ist eben das „Greifbare": dieses kommt nicht von *láti* „bellen", wie Zubatý unter Zustimmung von Berneker die Wortsippe merkwürdiger Weise deuten wollte, noch zu lit. *lėtas* „blöde"; *łata* „Flicke" ist das Gegriffene, ebenso *łaty łatka* „Gefäß", zu dem weiter r. *łotok* (mit der falschen Deklination *łotka* statt *łotoka,* vgl. o.) „Mulde, Schüssel", poln. *łotok* „Rinne" gehören mit dem Wechsel von *o* und *a,* dem wir auch im sloven. *lotiti* neben *latiti* begegnen. Es ist somit kein Zufall, daß *łatka* „Lappen" und „Gefäß", ebenso wie *łacha* „Lappen" und *łachań* „Gefäß" sich wiederholen; ja, ich würde auch *łasa* „Flicken" (z. B. ein weißer Fleck auf schwarzem Fell der Kuh oder Gefieder der Ente), das Berneker zu lit. *łaszas* „Tropfen" stellt, als andere Kurzform, neben *łach,* zu *łata* „Flicken" stellen, also noch ein achtes Lemma in diese ganze Gruppe einbeziehen, deren einzelne Glieder für Berneker meist dunkel sind (*łata* „ohne sichere Anknüpfung, zu gr. *λῶμα* oder zu kymr. *llawdr* braccae"; *łotok* „unsicherer Herkunft" usw.).

Grundverschieden davon ist dasjenige *łas,* das in *łasić* „schmeicheln" und in *łaska* „Gunst" sowie in dem Tiernamen *łaska* „Wiesel" (ein Schmeichelwort, oder zu dem dritten *łas* „naschhaft" gehörig?), außerdem in den Ausdrücken für „kitzeln", *łaskotati* und *łoskotati* (Wechsel von *a* und *o*!) wiederkehrt; diese letzteren sind darum merkwürdig, weil sie im Poln. Böhm. Nebenformen mit *e* = *ъ* und mit *ch* für *sk* aufweisen, poln. *łechtać łektać łesktać,* böhm. (Gebauer hat die Formen falsch gedeutet, von *lektati* aus, das die unursprünglichste ist!) *lesktanie* bei Štitný, *loktati* bei Hus; Berneker führt diese Worte unter *lъchъtati* an und bezeichnet sie als bloße „Lautgebärde"; das besondere Lemma war wohl überflüssig.

Ein Mißgeschick verfolgt das Lemma *čechlъ* velamen: „ein dunkles Wort, dessen Beziehungen zu got. *hakuls* 'Mantel' nicht klar sind, apr. *kekulis* [lies *cekulis*? — meine Bemerkung] ist Entlehnung aus dem Poln. Schwer damit zu vereinigen sind p. *ągło gzło* „Hemd", kasch. aserb. *zgło* dass., etwa aus **čъchlo?,* doch weist b. *kzlo* 'Kleid' eher auf **kъzlo*". Die *zgło*-Formen als Umstellungen scheiden aus, daher ist jede „Vereinigung" mit *čechlъ* unmöglich; im 14. Jhdt. heißt das Wort noch *xlo* d. i. *kzło,* wie im Böhm. Würde ich irgend welches Gewicht auf germanische Berührungen im Wortschatz legen, so würde ich *kzło* mit *hakuls* identifizieren (*z* = palatalem *g*); mich interessiert mehr *čechlъ,*

weil die Möglickeit vorliegt, den böhmischen Volksnamen daraus zu deuten: *Čech* ist, der einen *čechlъ* trägt (vgl. die Namen der Kabatken, Kaschuben u. a. nach ihrer Tracht); bekanntlich ist der Name *Čech* den willkürlichsten Ausdeutungen unterworfen, die ältere Literatur verzeichnet Sutnar, Jagićfestschrift S. 612ff., mit eigenen unannehmbaren Etymologien aller Art; Berneker, der nur ausnahmsweise einen Namen berücksichtigt, vermutet mit Mikkola eine Kurzform zu *četa,* s. o. Übrigens kann *Čech* als „Zupfer" auch, eventuell mit *čechlъ* selbst, zu *čechati* „abreißen, hecheln" gestellt werden, vgl. *češelj* „Striegel". Ich sprach von „Mißgeschick", denn p. *gzło* („alt *giezło*", was falsch ist) wird S. 375 auch noch zu poln. „alt *giezek*" gestellt, das ablautend sein soll zu *gyža* „Hütte" (*giška* „Füllsel", das hier auch zitiert wird, ist = *jiszka* zu *jucha*!); aber *giezek* kommt nur ein einziges Mal in einem nachlässigen Druck des 18. Jhdts. vor und ist eher nur ein Druckfehler. Dagegen könnte man *kzło* als „haariges Gewand, Fell" vielleicht zu lit. *kušys* „Haare über der vulva, dann vulva", *kuszys* dass., stellen, oder mit diesem zu *koza* „Ziege" (nach der Haut, Fell, Pelz benannt werden, *koža* usw.), die man ja auch mit *hakuls* verbinden möchte. In diesem Zusammenhange sei noch ein rätselhaftes altruss. Wort genannt, *chъzъ* „Haut", *sъdirachu chzy snichъ* „zogen (den noch lebenden Pferden) die Häute ab", „Saffian", *sapozi zelenogo chъza* „Stiefel aus grünem Saffian"; neben *choz* kommen auch die Formen *gaz* und *kaz* dass. vor, s. Sreznevskij.

Ksl. *sъgrěza* confusio, *vъzgrěziti* turbare, r. *grezit'* „phantasieren", *grěza* „Traum" (an deren Zusammengehörigkeit übrigens gezweifelt wird), sind als „dunkel" bezeichnet, aber sie sind mit *groza* „Schauer" zu vereinigen. Das darauf folgende bulg. *grězdej* „Zapfen eines Fasses" ist wiederum „dunkel"; und doch gehört es zu abg. *grozdъ* „Traube" (von der ähnlichen Gestalt), das das *e* in der Ableitung *grezdno, grezno* dass. vielfach zeigt (warum übrigens *groznovije* βότρυες gerade „auf einen *u*-Stamm deutet", ist nicht einzusehen, da *-ovije* ganz allgemein Collectiva bildet).

So wird ein besonderes Lemma *mečьka* „Bär" (hauptsächlich bei den Südslaven) angesetzt und davon gesagt: „gewöhnlich zu *mekati* 'blöcken' gestellt, das dann eine weitere Bedeutung gehabt haben müßte oder ist vorauszusetzendes **meka* eine Kurzform zu *medvědь*?". Letzteres ist selbstverständlich, *miekać* heißt nur balare; Kurzformen werden aus allen möglichen Elementen

gebildet, nicht nur mit *ch*, vgl. skr. *guja* „Schlange“ zu *gušter*, poln. *laga* „Stock“ zu *laska* dass. usw.

Infolge der öfters allzu geringen Beachtung des slavischen Materials selbst bleibt der eigentliche oder vermutliche Zusammenhang mancher Worte unklar, wird den Zusammenstellungen mit fremden Sprachen geopfert. So wird z. B. *gadati* „meinen“ mit *χανδάνω prehendo bigitan* usw. identifiziert; *gadъ* „Schlange“ zu ae. *cwēd* „böse“, „Kot“ gestellt und mit *gydъ* „Ekel“ vereint („*gydъ* ist von *gadъ* kaum zu trennen“, es wird Wechsel von *gōdh* und *gu̯ōdh* angenommen, dazu *gyd-* aus *gūdh-* als Schwundstufe); *gatati* „vermuten“ ist dann „vielleicht urverwandt mit got. *qiþan* ‘sprechen’“. Und doch sind alle drei Wortsippen identisch. Daß *gadati* mit *gatati* identisch ist, hat längst Miklosich gesehen und dagegen hilft nicht der Einwand, daß „bei dieser Zusammenstellung das *t* unerklärt bliebe“. Die Bedeutung beider Worte ist nämlich identisch, sie heißen „raten“ und weil das Raten auf einen Wettstreit hinweist, „disputieren, streiten“; im poln. Mammotreptus (15. Jhdt.) wird daher contuli mit *gadal albo gatal* übersetzt, es ist eine Wortdoublette. *Gadъ* kann schon darum mit *gydъ* nicht zusammenhängen, weil in *gydъ* das *d* mit *zd* ständig wechselt (über diesen Wechsel s. o.), *gyzda* ist ja nicht „als *gūdh* + *d(h)ā* aufzufassen“; die Übereinstimmung der slavischen Sprachen beweist, daß *gadъ* Schlange bedeutet hat, und es kann dieser Name gewählt worden sein, wie *medvědь* „Honigesser“ (statt Bär), weil die gewöhnlichen Schlangennamen *zmij* und *ąžь* gemieden werden sollten; die geheimnisvolle Schlange ist Prophet, Seher, Weissager (*gatati* bedeutet dasselbe) genannt; erst als *gadъ* einfach „Schlange“ ward und der Slave, unter dem Einflusse von Christentum und Manichäismus (vgl. die ausdrückliche Erzählung von dem Verdienst des Schlangentötens in der vita Cyrilli) zu einem Schlangenverächter wurde, übertrug er ihren Namen auf Häßliches, Ekelhaftes, Gemeines. Usw. Usw.

VIII.

Bei Berneker ist der polnische Teil am schwächsten ausgefallen, während gerade der polnische Wortschatz vielfach der interessanteste ist; es gibt kaum ein größeres Lemma, dessen polnischer Teil nicht Ergänzungen, Streichungen des Überflüssigen u. dgl. m. verlangen würde. Immer wieder werden z. B. kleinruss. Wörter als selbständige angeführt, die nur Polonismen (wovon das Klruss. wimmelt), also überflüssig sind, z. B. unter *misk*: „be-

achte auch klr. — gelehrt — *myška* 'Mäuschen, Moschus'", aber das ist poln., nicht klruss.; *babúnia* „Großmütterchen" ist poln., wie schon der Akzent beweist (zudem sind fürs Poln. diese *-unia*-Bildungen charakteristisch, *mamunia, ciotunia, corunia, dziadunio*), nicht kleinr.; *búben* „Knirps" ist poln. *bęben* usw.; umgekehrt ist poln. *kopa* „Gemeindeversammlung, Markgenossenschaft" nicht poln., sondern weißruss. (kommt nur im Litauischen Statut vor). Unter *gabati* „bedrängen" lesen wir zuerst altr. *nagabaju,* aber dies entstammt nur einer gefälschten polnischen Urkunde (des 17. Jhdts.), das Wort ist somit nur poln. (slovak.), das russ. daraus entlehnt usw. Man liest z. B. S. 699 klr. *lél'om polel'om, l'el'e pol'él'e* „langsam, gemach", aber nicht Kleinrussen (das Wörterbuch beweist nichts), nur Polen kennen das *ileli, leli poleli,* daraus mit lat. Endung *lelum polelum,* und nur bei ihnen ist das Wort aus der Schenke auf den Olymp gekommen. Nach II 17 ist p. *manatki* „Habseligkeiten" aus klr. *manatje* dass. entlehnt, das Märchen habe ich längst widerlegt, ebenso Karłowicz S. 369; das Wort ist ital. *manata* „handvoll". *Domaczy* „heimisch" soll wegen seines *cz* für zu erwartendes *c* aus dem Klruss. stammen (wo es gar nicht vorkommt!), aber in den alten Drucken wird *c* mit *cz* gedruckt und das Wort ist *domacy* zu lesen. *Divčyna, divča, divčata* „Mädchen" sind nicht klr., sondern p. Unter p. *dziady* lesen wir „Ahnen, Totenfeier für die Ahnen", aber das ist weißr., nicht p., erst durch Mickiewicz 1822 aufgekommen; *dziedziniec* „Hof" ist ebenfalls russ. und gehört gar nicht hieher, steht für *dětinec* „Mitte der Festung" (wo die *děti* sich bargen; vgl. *dětskij* „Fürstendiener", woraus p. *dziecki* „Frohnbote"); umgekehrt ist klr. *didyč* „Gutsbesitzer" nur p. *dziedzic* dass. Klr. *zhoła* „gänzlich", *hołyty* „rasieren" ist poln. *zgoła, golić* (wozu *golarz, golarnia, golicz* usw.); letzteres fehlt bei B.; klr. *pohreb* „Begräbnis" ist p. *pogrzeb*; *kabłuk* ist p. *kabłąk* „Krümmung", das sein *b* vielleicht der älteren Zusammensetzung *obłąk* dass. verdankt.

Vielfach fehlen die p. Wörter, o. nannten wir *bisior, busznić* u. a., ebenso fehlt *granica* „Grenze" (*granica* „Eiche" serb., bulg., weil die Eiche mit Vorliebe als Grenzbaum bezeichnet oder gepflanzt wird), *całta* „Semmel" (obwohl das preuss. gerade daraus entlehnt ist), *matoga* „Gespenst" (16. Jhdt.), *sapa* „Hacke", *sapać* (obwohl das daraus entlehnte Klr. genannt ist) usw. Oder es fehlen die ältesten Formen, so ist klr. *cmyntar* „Friedhof" direkt aus der poln. Form von 1413 *czmyntharzisko* entlehnt, während B. nur die *-ę-, -en-*Formen bietet; es werden Formen genannt, die nie

im Poln. existiert haben, z. B. *askinia* „Höhle" S. 275. Es fehlen interessante Bedeutungen, so wird nur *liszka* „Füchsin" genannt, aber seit dem 16. Jhdt. heißt das Wort auch „Raupe" wegen der Behaartheit (vgl. *kobyłki* „Heuschrecken" zu *kobyła* „Stute", *wilki* „Schädlinge am Baum" zu *wilk* „Wolf"); wenn eine mittelalterliche Quelle beide Worte je nach der Bedeutung abweichend schreibt (*liski* und *liszki*), ist dies nur Künstelei; *Maciek* ist nicht nur Matthias, sondern auch Matthaeus und interessanter als das genannte *matyjaszek* (Dukaten des M. Corvinus) ist das fehlende *maciek* „Darm" (Pendant zu *dorotka* dass., vom Frauennamen), und *matyjasny* „armselig" (von den dienenden Slovaken her). Poln. *bebiś* „Baby" beweist, daß südsl. *beba* „Kind" kein türkisches, sondern ein slavisches Lallwort ist usw.

Es wird z. B. *podobno* „etwa" genannt, es fehlen die Schnellsprechformen *podno, ponno,* heute *pono.* Unter *vlokodlak* „Vampyr" fehlt p. *wilkołek* (alt, heute *wilkołak*) dass. *Małż,* unter *melčev* „Schnecke", hat auch im P. *s*-Vorschlag, *smałż*; warum diese Wörter „fremd scheinen", weiß ich nicht zu sagen. Unter *kroić* „schneiden" wird *krajać* und *wykrawać* dass. „aus **-krajavati*" genannt, als ob ein *krajavati* im Poln. möglich wäre; die Subst. *krawiec* „Schneider", *skrawek* „Abschnitzel" beweisen die Ursprünglichkeit eines *kraw-* neben *kraj-* (wie *daw-* neben *daj-, staw-* neben *staj-*), zu dem auch *krawędź* „Rand" gehört, mit dem so seltenen Formans *-ędź* wie in *cigiędź* „Dickicht" (kein Lehnwort, sondern mit *cis* aus **tigs* „Taxus" zusammenhängend), *gawędź* „Pack" u. a. Es wird bulg. *gъdel* „Kitzel" und die deutschen Worte genannt, nicht erwähnt poln. *gidlić* „kitzeln", auch umgestellt *gildić* dass., *gildzizna* „Unordnung in der Wirtschaft" und schließlich auch *gałdzić* „kitzeln" oder *giełdzić.* So sind gar viele Lemmata gerade aus dem Poln. nach den verschiedensten Richtungen hin zu ergänzen oder zu berichtigen. Wir greifen noch ein und das andere Beispiel heraus.

Unter *gъrdło* „Kehle" lesen wir: „poln. *gardło*; dunkle Bildung *gardziel* f. 'Schlund'". Beide Worte haben nichts mit einander gemein; „Schlund" hieß *garciel* (kaschub. *gárcel* bei Hilferding und Lorentz; bei dem Westpreußen Neothebel in der Acrostichis von 1581 *gárściel,* im Mammotrept von 1472 *ku garzcziely* ad penulas, cratea *garsczyel* in einem andern Wörterbuch des 15. Jhdts.), vgl. niederserb. *gjarś, gjarśeja* „Kehle", aus *gъrteja*; das bulg. und serb. *grkljan* „Luftröhre", dessen „Formans nicht klar ist", dürfte für *grtlan* stehen, aus *grtan* unter dem Einfluß von

grło erweitert; ebenso nun wurde durch *gardło* auch *garzciel* und *garciel* zu *gardziel,* Dem. *gardziołek.*

Es gehört somit *gardziel* für *garciel* gar nicht unter *gъrdło,* sondern unter *gъrtanь* „Kehle“ (das letzte Suffix schwankt, vgl. böhm. *hrtal* dass.) und ist dessen einzige lautgesetzliche Fortsetzung, obwohl sie Berneker gar nicht erwähnt. Er nennt unter *gъrtanь* nur p. *krtań* aus **grtań,* das entweder *krtań* (*krztań* daneben, vgl. *krta* und *krzta* „Brocken“, *krechki* und *krzechki* fragilis), *g* zu *k* wegen des *t,* ergab, oder umgekehrt wurde, wie oft im Poln., die ganze Lautgruppe tönend; so sind *grdyka* „Adamsapfel“, *grdęczyć* „würgen“ (neben *krtęczyć* im 15. Jhdt., vgl. weiter *krtunić, krztusić* dass.) entstanden, vgl. *zgrzyt* aus *skrъžitъ* „Knirschen“, *drzeń* aus *strъženь* „Mark“, *drgubica* „Netz“ aus *trъgubica*; im Böhm. ist ähnlich *chrtan chřtan křtan* entstanden und jeder Einfluß von *chřtalek* „Knorpel“ (poln. *chrząstka* 15. Jhdt., nicht nur *chrząstka*) abzulehnen.

Aber der Fall *krtań* = *gъrtanь* verdient noch eine besondere Erwähnung. Im Poln. verstummt nämlich stets der Halbvokal vor folgendem Vokal und infolge davon meidet die Sprache sogar die härtesten Konsonantengruppen im Anlaut nicht, sogar unglaubliches *Ptkanowice* ON., *czczy* „leer“, *dżdżysty* „regnerisch“, *słza* „Träne“, *cka* „Brett“, *ckliwy* „fade“, *czci* „der Ehre“, *ćcia* „des Schwiegervaters“ usw. (alles im Russ. heute unmöglich, früher war es auch hier wie im Poln.); jedes *trъta* oder *tłъta* wird somit zu *trta, tłta,* aber niemals verstummt der Halbvokal vor dem Vokal in der Gruppe *tъrta* oder *tъłta,* daher der Unterschied zwischen *brłooki* „Schieler“ (aus *brъlo-*) und *barłog* „Pfühl“ (aus *bъrło-*). *Krtań* ist somit eine desto auffallendere Ausnahme, es war unbedingt **gartań* (vgl. *garciel*) zu erwarten, es muß daher frühzeitig in *gъrtanь* die Liquida umgesprungen sein; es gibt noch einen und den andern ähnlichen Fall (*tъrt* wie *trъt* behandelt), wie den umgekehrten (*trъt* wie *tъrt* behandelt). Die Grundform *gъrtel-* (oder *gъrtěl-?*) ergab entweder *garciel* oder mit „Erweichung“ des *r* durch das *ć* ein *garzciel,* woraus schließlich *garściel* werden konnte.

Das Polnische ist dem Etymologen erwünscht durch seine Wahrung der Nasalvokale; da Berneker poln. *czępieć* „hucken“ nicht beachtete, setzte er *čepiǫ čepěti* im Lemma an, statt *čępiǫ,* und fand keine Anknüpfung; „der variierende Vokalismus läßt auf Lautnachahmung schließen“ (!ein bloßes Verlegenheitsmittel); neben *czępieć* kommt dialekt. *cępieć* vor und dies leitet über zu *cupieć* dass., *siedzieć na cupku* (auch *ciupku*) oder *czupku* = *siedzieć*

na czępku (czympku) mit dem bekannten Wechsel von Nasal und *u*. Damit ist die Anknüpfung von selbst gegeben: zu *kępina* „Busch“, poln. *kępa* „Insel“, lit. *kampas* „Winkel“, *kumpas* „krumm“ (Berneker I 600), wozu vielleicht auch *kępati* „baden“ (hocken im Wasser) gehört, das, bisher unerklärt, weder zu *konopie* „Hanf“ (Bade- und Röstestube für Hanf) noch zu *Haff* noch zu *kępa* als „Badequast (Büschel)“ gehören kann.

Freilich können die Nasalvokale des Poln. auch täuschen; öfters ließ sich dadurch Miklosich verführen; er gibt z. B. *omeng* als Grundform für aconitum gestützt auf poln. *omięg* dass., aber die älteste Quelle (Stanko) schreibt *omieg*, erst im 16. Jhdt. kommt daneben *omięg* vor, aber noch heute sagt der Gorale von dem Schaf, das sich mit *omieg* vergiftet hat, *omiaźdźyła się* (wie von einem **omiazg* = *omieg*, *zg* für *g*, s. o.). Ebenso verhält es sich mit *komiega* „Schiff“, bei Miklosich *komenga* wegen poln. *komięga*, das aber nur für *komiega* steht; Berneker möchte als Quelle „sehr wohl ndl. *kommeken* vasculum alveolus“ ansehen, ohne zu beachten, daß niemals das deutsche Demin.-suffix *-eken* im Poln. als *-ega* erscheint, daß außerdem dieses *komme* ins Poln. als *kum*, *kumka* bereits entlehnt ist; *komiega* stammt, falls es nicht ursprünglich ist, aus dem russ. *komiaga* „aus einem Baumstamm ausgehöhltes Boot“, das wieder auf *komъ* „Klumpen“ zurückgeht (dazu auch serb. *komati* „stoßen“?).

Sonst sind freilich die p. Nasalvokale entscheidend. So lesen wir S. 364: „r. *gutorit'* 'plaudern' [es fehlt das Weißr., woraus die Litauer ihr *utarioti* entlehnten], hierher auch oserb. *huntora* 'murrende Person', *huntorić so* 'murren' mit sekd. Nasalierung“. Die Nasalierung ist nicht sekundär, sondern primär, vgl. slov. *dentelj* „Klee“ (urslav. *dęt-*), r. *brenčat'*, oserb. *brjenčeć* „klirren“ (urslav. *brę-*; „durch Lautberichtigung wieder eingeführter Nasal“ ist eine gar schlechte Umschreibung der einfachen Nasalerhaltung); dies beweist das poln. *gąstolić*, älter *gąstać* „murren“; das *st* neben *t* finden wir vielfach, p. *łyst* und *łyta* „Wade“ (die Vermutung, Grundform wäre *łyda*, ist abzuweisen), *chełtać* „abreiben“ und *ochełstać* dass., namentlich in Suffixsilben (poln. nebeneinander *-oć* und *-osć*, *-ity* und *-isty* usw.). Es beweist somit wieder das Poln., daß *gutor* unrichtig ins Lemma geraten ist statt *gǫtorъ*, daß es nichts mit *govorъ* „Sprache“ gemeinsam hat.

Unter *meždu* „zwischen“ lesen wir: „p. alt *miedzy* (seit dem 16. Jhdt.), *między* mit sekundärer Nasalierung des *e* durch den vorausgehenden Nasal“. Der Grund ist nur scheinbar zutreffend

(das Subst. *miedza* „Rain“ wird ja nicht nasaliert) und kann nicht einmal durch scheinbar ganz analoge Fälle gestützt werden (*mięszać* „mischen“, *mięszkać* „weilen“, *omięg* aconitum u. a.), denn in anderen Fällen folgt der Nasal nach (z. B. *tęskny* für *teskny* „melancholisch“) oder fehlt ganz (*nadwyrężyć* = klruss. *veredyty* „beschädigen“, *Trębowla* ON. = klr. *Terebowla, pieczęć* = „Petschaft“ d. i. **pieczącь* aus *pieczać, warząchew* „Kelle“ neben *warzocha* dass. und in den Dialekten tritt in einer Unzahl von Fällen, ohne jeden erkennbaren Grund, die sekundäre Nasalierung ein, natürlich auch in dem Subst. *międza* „Rain“; es haben sich somit die nasalierten Formen nur mißbräuchlich, zufällig in die Schriftsprache hie und da eingeschlichen, z. B. *węzgłowie* „Kissen“, das nichts mit *węzić* „enge machen“ gemein hat.

Aus der unerschöpflichen Fülle des poln. Wortschatzes sei aufs Geratewohl ein und das andere Wort herausgegriffen. Die Wörterbücher, von Linde bis zum Warschauer, noch unvollendeten, kennen das Verb. *chłościć* nicht; ich finde es nur bei Lorenz, im „slovinzischen“ Wörterbuch, in der Bedeutung „locken“, außerdem *chłostki* (in einem alten Wörterverzeichnis von 1533, Prace Filologiczne V 593) neniae, funebres cantus et ineptiae; es war nicht außerordentlich verbreitet, etwa „packen“. So übersetzt der polnische Terenz (1. Auflage von 1545) provolvam *wchłoszczę cię,* perdidi *schłościłem,* haec hinc facessat *ta niech sie ztąd chłości* usw.; in der 3. Auflage von 1586 ist *chłościć* bereits völlig unbekannt. Im 15. Jhdt. war es auch Schimpfwort beim „Mutterfluchen“; im J. 1403 rief einer dem Gerichtsdiener zu: *abo zabit bądź abo cię pies uchłosć* „hol dich der Tod, oder der Hund soll dich . . .“; episcopo ausus est dicere talia verba premisso verbo communi probro *chłość mater biskupowi* im J. 1497; Jacobus dixit Sobeslao vulgariter *chłościż swą macierz*; in einem Liede von 1560 *z niego drugi chłości* „spottet seiner ein anderer“ und (zum letzten Male) in der Metamorphosen-Übersetzung des Żebrowski vom J. 1636 (der Habicht) saevit in aves = *ptastwo chłości*; dialektisch gilt das Sprichwort *język bez kości co chce to chłości* „Zunge ohne Knochen beißt was sie will“, vgl. o. und n. serb. *chłošći khłóšći* „genäschig“.

Es ist dies = kslav. *chlastiti* χαλινοῦν frenare, das Berneker fälschlich unter *chlastati* stellt, statt unter *chołst-*; schon im Kslav. beginnt eine Verallgemeinerung der Bedeutung, z. B. *ni vъschlastiti jeja* „sie (das Weib) zu zügeln“, *ne vъschlaštajetь si jazyka* „zügelt nicht seine Zunge“, *oči ochlastilъ* „zügelte die Augen“. Die Tief-

stufe bietet poln. *chełstać, chełznąć* (aus **chełstnąć*, wozu *chełzać* und *chełzdać* — im Horaz des Petrycy 1610 — neugebildet sind) „zügeln, bändigen"; neben *st* bloßes *t, ocheltać* „abreiben, abnutzen". Zu *chlastiti* gehört weiter *chłastъ*, russ. *cholostoj* caelebs, wenn auch der begriffliche Übergang nicht zu entscheiden ist, war doch das Ledigsein der alten Zeit recht fremd. Dagegen scheint p. *chłostać* „stäupen" nicht hierher zu gehören; einmal wechselt es geradezu mit *chwostać* dass. (von *chwost* „Schwanz", b. *chvostišče* „Besen", woraus *koště* dass. nicht durch Zusammenziehung, wie Berneker nach Gebauer behauptet, entstanden, sondern ursprünglich ist, wie das os. und ns. beweisen); außerdem finden wir im Böhm. *chlost* „Auspeitschen" (allerdings nur spät, durch mährische Vermittlung aus Polen?), was auf die Gruppe *chlast — chlust* u. dgl. zurückweist; endlich das adiect. *chlostný* „sauber".

Ich betone nochmals, es gibt fast kein größeres Lemma, in dem das Polnische nicht Korrekturen verlangte. Nehmen wir die einfachsten, *jedinъ* und *gospodinъ* wegen ihres gleichen Loses (*jedinъ* zu *jedьnogo* gekürzt wie *gospodinъ* zu *gospodьna*, mit dem Unterschiede freilich, daß zu *jedьnogo* auch ein nom. *jedьnъ*, z. B. bei Serben und Westslaven, neu gebildet wurde, während ein **gospodьnъ* unterblieben ist). Unter *edьnъ* (falsches Lemma statt *jedinъ*) lesen wir: „russ. *pojedinok* 'Zweikampf' aus dem Kirchenslav.", muß natürlich heißen: aus dem Polnischen, wo der Zweikampf seit dem 16. Jhdt. *pojedynek* heißt; poln. wird *jedyniec* „Eber" genannt, statt des allein üblichen Russismus *odyniec*; neben *jednać* hätte jedenfalls das uralte *jednacz* arbiter genannt werden sollen; unter den adverbiellen Bildungen fehlt die interessanteste *jedną* und *jednąc* „einmal" (kslav. **jedinojąšti*). Unter *gospodь* lesen wir: „poln. alt *gospodnów* adj. poss. [falsch, *gospodnów* hat mit *gospodь* und *gospodьnь* adj. poss. nichts zu schaffen, steht für *gospodzinów*, wie in der ganzen Deklination für *gospodzina* usw. seit jeher *gospodna* usw. eintritt, voc. sogar *gosponie* für *gospodnie*!]; über einen Beleg von *gospód* vgl. das Warschauer Wörterbuch I 883" [ein vereinzelter Beleg aus einem russ. Einflüssen stark ausgesetzten Dialekt ist nicht erwähnenswert]; „poln. alt *gospodzin* (wohl böhm., vgl. Nehring usw.)" — hat nichts mit dem Böhm. zu schaffen, ist echt und urpolnisch, wird aber in historischer Zeit nur von Gott und dem Gottessohn gebraucht und für den weltlichen Herrn durch *pan* (aus *żupan* gekürzt, wie russ. *spoža* aus *gospoža* „Herrin" usw.) ersetzt; „poln. alt *gospodza* (nament-

lich von der Jungfrau Maria)" steht so im Warschauer Wörterbuch, aber falsch, weil noch im 17. Jhdt. die Geliebte so tituliert wird. Auf derselben Seite lesen wir: „russ. *gorělka* 'Branntwein', klruss. *horiụka* dass.", aber das sind keine russ. „Nominalbildungen zu *gorěti*", sondern Nachbildungen des poln. *gorzałka,* woraus auch der Böhme in Ermangelung eines *g kořalka* machte; der Branntwein kam ja zu ihnen aus Polen, daher sind auch ihr *vodka* (Wuttki!) und *okovitka* (poln. *okowita* = aqua vitae) polnisch; nur *vino, zeleno vino* des Volksliedes ist dafür einheimisch. Unter *bałvan* lesen wir „russ. *bołvančik* 'kleines Götzenbild', im 18. Jhdt. 'Abgott, Liebling'", aber dies ist nur Nachahmung des franz. mon idole und überflüssig, dagegen fehlt die schon alte poln. Abkürzung *bałwochwalca* „Götzendiener" statt **bałwanochwalca,* vgl. *kiełbodziej* „Wurstmacher" (von *kiełbasa* „Wurst"), *baroróg* Widdername (statt *baranoróg*) u. ä.

Völlig mißlangen Deutungen poln. humoristischer Ausdrücke. So wird S. 667 „poln. dialekt. *karkosz* 'Gans' (scherzhaft)" unter *kърkati* pipire gestellt, aber es gehört zu S. 665 *karkoszki* „Baumstrunke als Brennmaterial" und *karkoszka* „Knorren am Holz", die irriger Weise unter *kърčiti* 1 und 2 auseinandergerissen werden; der Flößer stahl nämlich eine Gans und benannte dies humoristisch als Stehlen von Brennmaterial. S. 78 lesen wir unter *botъjanъ* (falsches Lemma): „die Flößer nannten den Storch *ksiądz Wojtek* 'Priester Adalbert' (ndd. Adebar zu Adalbert umgedeutet); ist am Ende *bocian* aus *Wojciech* etwa in der Kindersprache entstellt?"; letzteres ist unmöglich wegen des hohen Alters (15. Jhdt.) und weitester Verbreitung des Wortes, aber auch ersteres ist zu bestreiten, der gravitätische Gang und das Gefieder mahnten an den Priester und *Wojtek* ist gratis zugegeben, da der Spaßmacher Anonymik meidet. S. 155 lesen wir unter *čęstь* „Teil": „poln. *uczęstnik* 'Teilnehmer', *uczęstować* 'bewirten'": ein *uczęstnik* gibt es heute gar nicht, nur ein *uczestnik, uczestniczyć* „teilnehmen", *uczęstować* dagegen hat nichts mit *čęstь* zu schaffen, sondern gehört, mit sekundärer Nasalierung, die vor *s*- und *š*-Lauten besonders häufig auftritt, zu *čьstь* „Ehre" auf S. 174, wo richtig angegeben wird: „alt *czestować,* heute *częstować* (volksetymologisch angelehnt an *część* 'Teil' oder *częsty* 'oft, häufig') 'bewirten, traktieren'". Die Volksetymologie möchte ich ganz bestreiten, ich möchte auch den bekannten ON. *Częstochowa* für jüngere Form statt *Czestochowa* (wo die Volksetymologie gar bezweifelt werden kann) ansehen, aber *Czestoch, czestować* (auch aus anderen Sla-

vinen wohl belegt) sind gegen die sonstige Behandlung der Halbvokale, die ihr Verstummen vor folgendem Vokal verlangte, was angemerkt zu werden verdient; vgl. ebensolches *teskny* u. a.

S. 670 lesen wir: „mit dem gleichen Bedeutungswandel von 'nähen' zu 'schustern' wie in lat. *suo* : *sutor* [ein poln. Beispiel lag jedenfalls näher: *szwiec* = lit. *suvikis* 'Näher, Schneider', heute 'Schuster'] gehört hierher *kъrpa* 'Schuh' = poln. dialekt. *kiérpce* 'Schuhe', daneben *kurpie* 'Bastschuhe', die aus dem Lit. stammen dürften". Die lit. Entlehnung ist natürlich unmöglich; *kierpce* ist nicht polnische, sondern slovakische Lautform; die poln. Form wäre *karp* (und kommt faktisch in Namen vor), aber neben *tart* als regelmäßiger poln. Fortsetzung von *tъrt* kommt, was bisher wenig beachtet blieb, *turt* und mit Umstellung *trut* vor (vgl. ähnliche Doppelformen bei *tъlt*, das im Poln. *tełt* oder *tułt* und daraus *tłut* ergibt), Beispiele s. Arch. f. sl. Phil. XXI 69. Poln. *birzwno* „Balken" erhärtet das Lemma *bьr-vь, bьrvьno* zu *ber-* „tragen", wie *vьr-vь* „Seil" zu *ver-* „binden"; der Ansatz *brъvь brъvьno* und die „Urverwandtschaft mit aisl. *brū* 'Brücke'" ist daher aufzugeben; gegen das poln. (und russ.) Zeugnis kann b. *břevno* „Balken" nicht aufkommen, da wir auch im Russ. *brevno* neben älterem *bervno* finden und Umstellungen des *r* nicht ausgeschlossen sind.

Das Polnische besitzt kein ausführliches, kritisches Wörterbuch nach Art der neuen akademischen, die in Petersburg oder Agram erscheinen, daher die Irrtümer bei Berneker, der auf das Warschauer Wörterbuch angewiesen ist, aber bei dessen knapper Fassung die Tragweite oder Richtigkeit von dessen Angaben nicht zu erkennen vermag, bloße Druckfehler, unrichtige Bedeutungen mitführt. Man liest unter *kment* „feines Linnen": „p. alt *kment, gment,* selten *gwent* dass.", aber *gwent,* ein später Terminus in der Malerei, hat nichts mit *kment* gemein, und *gment* kommt meines Wissens nur ein einziges Mal in einer Jahre nach dem Tode des Verfassers gedruckten Schrift vor, weckt daher kein Vertrauen; es hätte ausgereicht, *kment* anzuführen. Oder man liest unter *kaznь*: „p. *kaźń* 'Strafe' usw., alt (auch *kazień*) 'Befehl' und '*Predigt': zu erschließen aus *kazno-dzieja* 'Prediger' . . .". Die Form *kazień* ist falsch und *kaźń* hat nie „Predigt" bedeutet, der Prediger heißt nur darum *kaznodzieja,* weil im 13.—15. Jhdt. seine Predigt sich oft auf das Hersagen der zehn Gebote Gottes (*kaźń* „Gebot" heißen sie in der alten Zeit) in Vers und Prosa beschränkte; auch die Formen *skaźń* „Richterspruch" (S. 497) und *każca* „Verführer" sind allzu bedenklich und blieben besser fort

(auch asl. *kaznьсь* „Eunuch“ hat nichts mit *kaziti* „verderben“ oder *kazniti* „strafen, übel zurichten“ zu tun, sondern ist „Befehlshaber, Beamter“). So könnte man den poln. Teil im Etym. Wörterb. vielfach mit einem fortlaufenden Kommentar begleiten: es genüge, hier auf dessen Mängel aufmerksam gemacht zu haben.

A. Brückner.

Grec ἔνοσις f. „secousse“.

L'article que M. K. Fr. W. Schmidt a consacré à hom. *ἔθων* dans cette revue contient ces lignes (t. XLV 234, n. 3):

„Die verlockende Annahme, in *ἔνοσις* 'Erschütterung' (Hesiod und Euripides), *ἐνοσίχθων, ἐννοσίγαιος* und *εἰνοσίφυλλος* (Homer) die Hochstufe *ϝοθ-* [de R. *u̯edh-* : *u̯odh-* : *u̯ōdh-* attestée par *ἐθρίς* et *ὠθεῖν*] zu suchen, wie es noch Prellwitz S. 521 und Boisacq S. 258 tun, muß ich mit Leo Meyer I 410 ablehnen; aus **ἐν-ϝοθτις* konnte nur **ἐνϝοστις*, **εἶνοστις*, **ἔνοστις* werden.“

Au point de vue phonétique, M. Schmidt a incontestablement raison; je lui opposerai cependant le subst. f. *ὦσις* „action de pousser, impulsion (Hpe. Arstt.); heurt, coup (Plut.)“, que personne ne songera à séparer de *ὠθεῖν*, alors que la forme phonétique attendue serait **ὦστις* < **ϝωθ-τι-ς*, puis *πεῖσις* f. „persuasion“, apparenté à *πείθω*, et *πεῖσις* f. „affection (Hpe.); passion“, R. *πενθ-*, tandis qu'on ne possède point de **πεῖστις*. L'explication de ces faits a été fournie dès 1878 par H. Osthoff, Das Verbum in der Nominalkomposition, t. I 174: „In *τέρψι-ς, τάραξι-ς, κάταξι-ς, πεῖσι-ς* und allen solchen Fällen ist vielmehr unmittelbar das Suffix in der Gestalt *-σι-* angetreten, und das geschah infolge einer einfachen Formübertragung von denjenigen Fällen her, wo sich das *-σι-* aus *-τι-* lautlich entwickeln mußte“.

Bruxelles. Émile Boisacq.

Noch einmal ai. *ṣṭhīv*.

Zum Verständnis dieser durch Dissimilation merkwürdig verunstalteten Wz. führte mich o. XLV 95 die Doppelheit des schweizerdeutschen *špeɩwɩu šteɩwɩu* „speie“, *špüw štüw* „Speichel“ (Visperterminen im Wallis). Inzwischen hab ich für diese Dissimilation ein zweites Beispiel hinzugefunden, diesmal aus dem Schwäbischen. Während man in Ostdorf *šbuiä* partic. *gšbuid* sagt, heißt es in dem nicht weit entfernten Gruol *šbūbä gšbūbä*, in Binsdorf dagegen *šdūbä gšdūbä* (anderwärts *šbeibä gšbibä* neben *šbeiä gšbeid*). Fr. Veit Ostdorfer Studien II (1901), 9 Anm.

W. S.

Die Namen der Eltern im Indoiranischen und im Gotischen.

Ich führe zuerst das Material vor. Im Ṛgveda sind zwei Ausdrücke weit verbreitet, die Eltern werden entweder nach dem Vater *pitárā(u)*, oder nach der Mutter, *mātárā(u)* benannt. Ein Unterschied im Gebrauch dieser beiden Namen ist kaum wahrzunehmen. So heißt es in allgemeinen Ausdrücken, wie 7. 67. 1: *sūnúr ná pitárā vivakmi*, aber 7. 2. 5: *śíśuṃ ná mātárā rihāṇé*. In bezug auf Himmel und Erde wird bald *pitárā(u)*, bald *mātárā(u)* gebraucht. Von den Reibhölzern, Agni's Eltern, werden auch beide Ausdrücke gebraucht, 1. 31. 4: *pitrór múcyase*, aber 8. 60. 15: *śéṣe vánesu mātróḥ sáṃ tvā mártāsa indhate*. Wohl heißt es 5. 11. 3: *jāyase mātróḥ* „Du wirst aus (oder in) den Eltern geboren", also wohl mit bezug auf die Mutter, doch gerade so 3. 26. 9: *pitrór upásthe* „im Schoß der Eltern". Nur wenn von den Eltern der Rbhu's die Rede ist, heißt es *pitárā(u)*, 4. 34. 9: *yé aśvínā yé pitárā yá ūtí dhenúṃ tatakṣúr ṛbhávo* „die Ṛbhu's, die die Aśvins, die die Eltern, die die Milchkuh bildeten", vgl. noch 1. 20. 4, 1. 110. 8, 1. 111. 1, 1. 161, 10 u. 12, 4. 33. 3, 4. 35. 5, 4. 36. 3 usw. Bloße Abwechslung im Ausdruck scheint vorzuliegen: 1. 159. 2—3: *surétasā pitárā bhúma cakratur urú prajáyā amṛ́taṃ várīmabhiḥ* || *té sūnávaḥ svápasaḥ sudáṃsaso mahí jajñur mātárā pūrvácittaye* „die samenreichen Eltern schufen alles Sein, Unsterblichkeit den Söhnen, weit in weitem Raum, und diese Söhne reich an Kunst und Wunderkraft gestalteten sogleich das große Elternpaar". So noch 9. 75. 2—4.

pitárā(u) und *mātárā(u)* konnten sich gegenseitig im Genus beeinflussen, indem *mātárā* auch als masculinum, *pitárā* aber oft auch als femininum behandelt wird. 1. 140. 3: *ubhá tarete abhí mātárā śíśuṃ* „zu ihrem Sohne gehn die beiden Eltern hin". Hingegen 7. 53. 2: *pūrvajé pitárā* „die urgebor'nen Eltern". Bemerkenswert ist außerdem die Stelle 4. 6. 7, wo *mātárāpitárā* (Wortfolge!) im Sinne von „Eltern" steht.

Im jüngsten der 4 Veden, im Atharvaveda, habe ich den Ausdruck *mātárāu* „Eltern" nicht gefunden, *pitárā(u)* kommt öfters vor. 6. 120. 3: *tatra paśyema pitarāu ca putrān* „there may we see [our] parents and sons"; wenn Vater und Mutter zugleich genannt werden, steht öfters „Mutter" voran, 14. 3. 37: *mātā pitā*

ca retaso bhavāthaḥ „ye shall be mother and father of seed", vgl. 6. 120. 1, 3. 25. 5, auch Ṛgv. 10. 54. 3.

In den Brāhmaṇa's gesellt sich den bisher erwähnten Ausdrücken noch *mātāpitarāu* bei: Ait. Brāhm. 7. 9. 15: *mātāpitṛbhyām*. Letzterer Ausdruck hat dann den Sieg im Mittel- und Neuindischen davongetragen.

Im Pāli ist *mātāpitaro* weit verbreitet, vgl. z. B. aus dem Jātaka: *tassa mātāpitaro sotāpannā ahesuṁ* „dessen Eltern erreichten den ersten Grad der Heiligung" (D. Anderson, A Pāli Reader with notes and glossary, London 1901, I 22. 13). *mātāpitunnaṁ pana me matattā* „als meine Eltern starben" (Anderson I 31. 18). In der Aufzählung geht meist die Mutter voran: *mātaraṁ pitaraṁ hantvā* (Fausböll, Dhammapadam, Copenhagen 1859, 294), *na taṁ mātā pitā kayirā* (Dhammap. 43). *pitaro* hält Childers (A dictionary of the Pāli language, London 1875, s. v.) für eine alte pluralische Form, da wir auch *pitunnaṁ, pitūsu* haben. Dies dürfte aber angesichts der Tatsache, daß wir *pitaraḥ* im Sinne von Eltern im Altind. und Altiran. nicht belegen können, nicht sehr wahrscheinlich sein; man wird vielmehr annehmen müssen, daß der alte Dual *pitárāu*, da er lautlich mit dem Plural zusammenfiel, nach dem Aussterben des Duals pluralisch umgewertet und demgemäß flektiert wurde.

Im Prakrit-Dialekt der Mahārāṣṭrī liest man z. B.: *putta · dāra · pii · māi* „son, wife, father and mother" (Jacobi Ausgewählte Erzählungen aus dem M., Leipzig 1886, 58. 18), doch daneben viel öfter die Wortstellung „Mutter-Vater", 37. 29: *teṇa tāṇi ammā · piyarō pucchiyāṇi*; 77. 166: *ammā · piyarassa kumāra kusalaṁ-ti* „(your) mother and father are wel, prince". Die Wortfolge auch in synonymen Ausdrücken, 26. 4: *āṇandiyā jaṇaṇi-jaṇayā nāyara · jaṇo* „he gladdened his mother and father and the townspeople"; 82. 259: *jaṇaṇī · jaṇaēṇa garuya · nehēṇaṁ | ālingio* „he was embraced by his mother and his father".

In den in Bühlers „Beiträgen zur Erklärung der Aśoka-Inschriften" publizierten Texten kommt nur *mātāpitar-* vor, z. B. Khālsi-Version 3. 8: *sādhu (mā)tapi(t)i[su] (sususā)* „etwas Verdienstliches (ist) der Gehorsam gegen die Eltern", vgl. noch 4. 11, 11. 29, 13. 37 usw.

Die neuindischen Idiome weisen die Wortstellung „Mutter-Vater" reichlich auf: Bengālī: *māo-bāpē mōr hail bādī* „my parents have become my foes" (G. J. Grierson Specimens of the Bengali and Assamese languages, Calcutta 1903, 186); vgl. noch

ebenda S. 152. Das Maithilī, ein Bihārī-Dialekt hat ähnliche Ausdrücke, z. B. *kī hunakā māē-bāp gārī delaka* „hath she been abused by her father and mother" (Grierson, An introduction to the M. II, 4 cap. 5); *mātupitā ghara parijana* „parents, wife, and relations (Grierson ebenda 27, Vers 44). Das Hindustāni hat *mā-bāp* usw. (Fallon, Hindustani-English dictionary, Trübner, London 1879, s. v.).

In den altiranischen Denkmälern können wir solche Ausdrücke nicht belegen, auf den altpers. Inschriften kommt das Wort „Eltern" gar nicht vor. Doch wird *mātāpitā* auch hier vorhanden gewesen sein, vgl. in der großen Inschrift aus Behistūn I § 10 (Weissbach-Bang): *avahyā Kaᵐbujiyahyā brātā Bardiya nāma āha hamātā hamapitā Kaᵐbujiyahyā* „dieser Kambyses hatte einen Bruder, namens B., von derselben Mutter und demselben Vater, wie K.". Hier wird also auch zuerst die Mutter genannt.

Die Mängel der altiran. Überlieferung ersetzen uns die neuiran. Sprachen, wo der Typus *mātāpitar-* gang und gäbe ist. So z. B. im Balūči: *gindīϑ ki Kismat Parī o eši māϑpʿiϑ oštāϑīyeṅ* „er sah, daß K. P. und ihre Eltern da stehn" (Dames, Textbook of the Balochi-language, Lahore 1891, 21. 29). *māϑ-pʿiϑ* wird auch als einheitliches Wort behandelt, indem es seinem pluralischen Sinn gemäß die Pluralendung *-ān* erhält: *zar dī baškāṅ tʿaī māϑ-pʿiϑānī* „auch werde ich deinen Eltern Geld geben" (Dames ebenda 1. 39); siehe noch Dames 18. 10 u. Fußn. daselbst. Das Compositum wird auch durch die Partikel *o* „und" aufgelöst: *māϑ-o-pʿiϑā waϑi hāl dāϑa* „die Eltern trugen ihre Angelegenheit vor" (Dames 21. 26); *gwaštayan maīṅ māϑ-o-pʿiϑā* „my mother and father told me" (Dames, Popular poetry of the Baloches, London 1907, 157. 46). Bei der Aufzählung wird oft die Mutter zuerst genannt (vgl. oben aind. u. pāli): *māϑā de pʿiϑā de šukr kuϑai Huδāi darā* „both the mother and father offered up their thanks to God" (Lewis, Bilochi stories . . ., Allahabad 1885, 4. 18). Daneben die Wortfolge „Vater-Mutter": *waϑī pʿiϑ-māϑ nām de gwašta* „(he) gave them the name(s) of his father and mother" (Lewis ebenda 21. 2). Mit Pluralendung: *nind o nyāδ pʿiϑ-o-māϑānī* „to sit and rest with his father and mother" (Dames, Popular poetry 124. 107).

Aus dem Afghanischen sei erwähnt: *mōr o plār* „mère et père" (Darmsteter, Chants populaires des Afghans, Paris 1888—90, 27, Vers 4).

Das Ossetische hat *fidāltā* „Eltern" (darüber s. unten), und daneben *mad-āmā-f̥id,* wo also das alte Compositum ebenfalls durch eine Partikel getrennt ist (vgl. bal. afgh.): *ma ranāxstār āi ā fidi*

bästämä ä madä ma ä fidi agorummä „er zog aus in die Heimat seines Vaters, um seine Eltern zu suchen (Stackelberg-Miller 5 osset. Erzählungen, Petersburg 1891, 15. 1). *amän ä madä ma ä fidä bamundäi* „man hat ihm Vater und Mutter mitgeteilt" (ebenda 4. 16).

Das Kurdische endlich hat die alten Wörter aufgegeben, doch die Wortfolge „Mutter-Vater" großenteils behalten. Mukri-Mundart: *ägár dilid bä dâtk û bâbitawa häta* „wenn dein Herz bei deiner Mutter und deinem Vater ist" (O. Mann Die Mundart der Mukri-Kurden, Berlin 1906, I 45. 3); *šáwê mindâläkán cúnawa, χäbärtân dá bä dâtkûbâbî kicäkäi* „zur Nachtzeit gingen die Kinder heim, gaben den Eltern des Mädchens Kunde" (Mann ebenda I 5. 35); vgl. noch z. B. I 40. 7, 48. 8, 13. 7 usw. Aus dem Dialekt des Ṭūr-ʿAbdīn: *dīyē-ta u-bāvē-ta qá'il nābe* „denn deine Eltern geben es nicht zu" (Prym-Socin Kurdische Sammlungen, Petersburg 1887, I 64. 25). *dē u-bāvē-tā sar-min u-tā cūna geli* „deine Eltern sind zur Klage über mich und dich geschritten" (Prym-Socin I 57. 5). Ein stereotyper Ausdruck ist: *raḥmát ledê u-bávē gohdâra* „Gottes Erbarmen sei mit den Eltern der Zuhörer". Die Wortstellung „Vater-Mutter" ist da sehr selten: *kurik cū bakér bávē-ḥwa u-dīē-ḥwa* „der junge Mann ging, um seinen Vater und seine Mutter zu holen" (Prym-Socin I 27. 27). Aus dem Dialekt von Boḥtān: *dá-vi u-báb cōn heháštē* „seine Mutter und sein Vater kamen ins Paradies" (Prym-Socin II 104. 17).

Wir finden also auf dem ganzen arischen Sprachgebiet einen Ausdruck für Eltern mit der Wortfolge „Mutter-Vater", außerdem einen sogen. elliptischen Dual vom Worte „Vater", aber auch vom Worte „Mutter". Dies ist um so auffallender, als die verwandten Sprachen — ausgenommen das Gotische — nichts Analoges bieten. Im Griech. kommt nur *πατέρες*[1]) „Eltern" vor, vgl. Dionys. Antiq. 2. 26 *ἵνα σέβωσι (οἱ παῖδες) τοὺς πατέρας ἅπαντα πράττοντες ὅσ' ἂν κελεύωσιν.* Wenn bei Homer Vater und Muttter erwähnt werden, steht regelmäßig das Wort „Vater" voran; es gibt nur 3 Belege, wo dies nicht der Fall ist: *δ* 224 *οὐδ' εἴ οἱ κατατεθναίη μήτηρ τε πατήρ τε* |, *ϑ* 550 *εἴπ' ὄνομ' ὅττι σε κεῖθι κάλεον μήτηρ τε πατήρ τε* |, *ι* 367 *μήτηρ ἠδὲ πατὴρ ἠδ' ἄλλοι ἑταῖροι* (s. Ebeling Lexicon Homericum s. v.). Diesen Fällen kann man aber keine Bedeutung beilegen, da hier *μήτηρ* offenbar unter dem Zwang des Metrums vor *πατήρ* geraten ist. Das be-

[1]) Von allgemeinen Ausdrücken, wie lat. *parentes* usw. sehe ich überall ab.

stätigen uns auch prosaische Stellen, wie Plat. Conv. 179B: *ὄντων αὐτῷ πατρός τε καὶ μητρός*, Legg. III 680E: *διὰ τὸ τὴν ἀρχὴν αὐτοῖς ἐκ πατρὸς καὶ μητρὸς γεγονέναι.* Im Latein. kommt auch nur *patres* „Eltern" vor, doch sind Fälle, wie *Hermodorus et Juliana patres superstites posuerunt,* oder *Q. Trebonius Q. f. Cla. Aristo ex patribus libertinis* (näheres bei Forcellini) selten. Sonst heißt es *pater materque.* Das Lit.-Lett. hat auch nur *tėwaĩ* „Eltern" (von *tėwas* „Vater"); im Altruss. kommt *otecь-matь* vor; der tochar. A-Dialekt bringt uns *pācar mācar* „Vater und Mutter" (Feist, Kultur, Ausbreitung u. Herkunft der Indogermanen, Berlin 1913, 105). Nur das Got. bietet eine Parallele zum Arischen *mātárāu,* mit seinem *bērusjōs* Nom. Plur. „Eltern", wo die Eltern also auch nach der Mutter benannt sind; denn *bērusjōs* ist nach allgemeiner Annahme der Nom. Pl. zu einem Part. Perf. Act. **bērusī* Fem. „die getragen Habende, die Mutter".

Wie kann man sich nun die Tatsachen zurecht legen? Delbrück (Die indogerman. Verwandtschaftsnamen, Leipzig 1889, 199) hat hervorgehoben, daß man aus der Stellung „Mutter-Vater" auf einen Vorrang der Frau bei den Indern nicht schließen kann. „Der Grund der Voranstellung ist vielmehr ein grammatischer, das Masculinum als genus potius gibt dem Compositum das geschlechtliche Gepräge und da es nun peinlich wäre, wenn ein masculinisches Gesamtwort einen entschieden femininalen Ausgang hätte (was der Fall sein würde, wenn *mātar, strī* usw. am Ende stände), so kommen die führenden Masculina ans Ende." Doch dürfte man fragen, ob das Wort „Eltern" den Indern vorzüglich als masculinisches Gesamtwort erschien? Einerseits haben wir neben *pitárā(u)* auch *mātárā(u),* andererseits wird *pitárāu* oft als Femininum behandelt (s. oben, und Graßmann, Wörterb. zum Ṛgveda s. v. *pitar-*). Auch wird bei der Aufzählung das Wort „Mutter" oft dem „Vater" vorangestellt (s. oben, und Delbrück ebenda 198), wofür man einen grammatischen Grund schwerlich geltend machen kann, zumal die verwandten Sprachen diese Erscheinung nicht kennen. Das oben erwähnte altpers. *hamātā hamapitā* und die neuiran. Sprachen deuten darauf hin, daß die Erscheinung wahrscheinlich schon vorindisch war; endlich bleibt es angesichts der meisten idg. Sprachen noch immer auffallend, daß im aind. *mātárāu* und got. *bērusjōs* das Wort „Mutter" vorliegt (Delbrück erwähnt das got. Wort — soviel ich sehe — nirgends). Ich glaube daher annehmen zu dürfen, daß obige Bezeichnungen der Eltern vielleicht doch nicht nur auf grammatischen Rück-

sichten beruhen, sondern daß hier vielmehr auch sachliche Gründe mitspielten, zumal eben Delbrück (a. a. O. 74) erwähnt, daß für „Eltern“ in der indog. Ursprache ein sogen. elliptischer Dual wahrscheinlich nur vom Worte „Vater“ gebraucht wurde.

Höchstwahrscheinlich bildeten die Arier zur Zeit der indoiranischen Gemeinschaft nicht ein vollkommen einheitliches Volk, sondern es waren unter ihnen vielmehr verschiedene Stämme, die unter verschiedenen kulturellen Verhältnissen lebten, und so wird ein Teil der Arier seßhaft, der andere aber nomadenartig gewesen sein (Ed. Meyer Geschichte des Altertums, Berlin 1913, I 2^{3} §§ 577—581). Nun kann man aber bei Nomaden eine auch in alter Zeit auffallend freie Stellung der Frau beobachten (E. Huntington Geograph. Journ. XXV 154, London 1905), und wir leiden nicht Mangel an solchen Nachrichten, die uns Ähnliches auch bei den arischen Nomaden bestätigen. So erzählt bekanntlich Herodot (I 216) von den Massageten: *γυναῖκα μὲν γαμέει ἕκαστος, ταύτῃσι δὲ ἐπίκοινα χρέωνται.* Auch Strabo (XV 56) berichtet uns über gleiche Verhältnisse im Indischen Kaukasus. Von den Issedonen sagt Herodot (IV 26): *ἰσοκρατέες δὲ ὁμοίως αἱ γυναῖκες τοῖσι ἀνδράσι.* Die freie Stellung der Frau bei den Sarmaten war auch bei den Griechen berühmt (H. E. Minns Scythians and Greeks, Cambridge 1913, 39. 84 usw.). Da also solche Verhältnisse bei arischen Nomaden gut bezeugt sind, dürfte man vielleicht nicht ohne Grund annehmen, daß nun auch bei denjenigen seßhaften und kulturell entwickelten arischen Stämmen, deren Sprache und Kultur wir kennen, unter dem Einflusse jener Nomaden, schon in arischer Zeit eine Hebung des Standes der Frau eintrat, die sich sprachlich darin äußerte, daß man neben *pitárāu* auch *mātárāu* „Eltern“ gebrauchte, andererseits aber zu Composita griff, in denen, unter Mitwirkung grammatischer Rücksichten, das Wort „Mutter“ vor „Vater“ zu stehen kam; eine Folge dieser Hebung des Standes der Frau wird es auch gewesen sein, daß man sich bei der Aufzählung der Familienmitglieder nicht scheute die Mutter öfters an erster Stelle zu nennen. Die Wortstellung „Mutter-Vater“ wurde dann so üblich, daß sie auch noch in jener Zeit erhalten blieb, in der die alten, einheimischen Worte für Vater und Mutter verloren gingen. Und in der Tat, man hat die hohe Stellung der Frau beim vedischen und beim Awesta-Volke schon oft betont (Zimmer Aind. Leben, Berlin 1879, 316; Geiger Ostiran. Kultur im Altertum, Erlangen 1882, 244), und die viel strengeren Verhältnisse bei den alten Italikern, oder

bei den alten Slawen könnten die Annahme nahe legen, daß die ved. und awest. Verhältnisse in dieser Hinsicht die indog. Verhältnisse nicht ganz getreu widerspiegeln.

Und wie steht es mit got. *bērusjōs?* Neben den Ariern sind es vorzüglich die alten Germanen, bei denen die Frau eine höchst ehrwürdige tellung einnahm; berühmt sind die einschlägigen Berichte der klassischen Schriftsteller (zuletzt darüber: Feist Indogermanen und Germanen, Halle 1914, 60). Daß diese Zustände hier auf selbständiger Entwickelung beruhen, kann man schwerlich beweisen. Im germanischen Recht der alten Zeit finden sich ja — wie man annimmt — trotz der gründlichen Indogermanisierung auch Spuren des Mutterrechts (Amira Grundr. des german. Rechts, Straßburg 1913, 170, 185). Man kann also annehmen, daß manche german. Stämme, in unserem Fall die Goten, als sie unter den Einfluß der nordischen Urbevölkerung mit mutterrechtlichen Verhältnissen kamen, die Eltern auch nach der Mutter bezeichneten.

Zum Schluß noch ein Wort über osset. *fidältä,* das, wie oben erwähnt, auch „Eltern" bedeutet. F. Miller (Grundr. der iran. Phil., Anhang zum I. Bd., Straßburg 1906, 41) ist geneigt dieses Wort aus arisch **pitaras* abzuleiten. Ähnlich gebildete Plurale sind: *madältä* von *mad, madä* „Mutter", *ärwadältä* von *ärwad, ärwadä* „Bruder" usw. Angesichts solcher Singulare, wie westoss. *ärwadäl, madäl* hält es Miller für nicht unmöglich, daß *-äl-* ein besonderes Suffix sei. Als unmöglich darf ich es selbstverständlich auch nicht bezeichnen, doch scheint mir eine andere Kombination näher zu liegen. Bekanntlich wird im Osset. der Plural mit dem Suffix *-tä* gebildet, z. B. *toxona* „Ofen" : *toxonatä, bäx* „Pferd" : *bäxtä* usw. Nun haben sich Plurale, wie *fidältä, madältä, ärwadältä* aus altarischer Zeit ins Ossetische hinübergerettet, die das Sprachgefühl neben *fịd, mad, ärwad* störend empfinden konnte. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß nach dem Verhältnisse *bäxtä* : *bäx* zu *madältä, ärwadältä* im Westoss. *madäl* und *ärwadäl* im Sing. neugebildet wurde. Letztere Formen sind aufs Westoss. beschränkt (Miller a. a. O.).

Igló (Ungarn). Julius Benigny.

ϝέργον.

Daß die Neutra dieses Typus *e*-Stufe fordern, zeigt der an den Geschlechtsunterschied geknüpfte Gegensatz von *ὀϱός* und *serum, ὄϱοβος* und *ervum.* W. S.

Etymologisches.

1. Germ. *þwītan*, gr. *σῖτος*.

Gr. *σῖτος, σιτίον* „Getreide; Brot; Nahrungsmittel", *σιτεῖν* „nähren", *σιτηρά* „Cerealien" läßt eine idg. Wurzel **tu̯ī* erschließen, die ich in ae. *þwītan* „schneiden", me. *þwitel* „Messer", aisl. *þveita* „hauen, stoßen", *þveita* „Axt", *þveitr* „Einschnitt", *þveiti* „Maß", lit. *tvýczyti* „schlagen" wiederfinde. Somit wäre *σῖτος* eigentlich das geschnittene Getreide, vgl. *ἀμητός* „geerntete Frucht" zu *ἀμᾶν* „mähen". Sollte etwa auch *σίδηρος* „Eisen, Schwert, Pfeilspitze, Axt, Sichel" hierher gehören? Es würde sich schön zu me. *þwitel* und aisl. *þveita* stellen!

2. Ae. *þyddan, þoddettan,* lat. *tundo.*

Ae. *þyddan, þoddettan* „stoßen, schlagen" sind bisher noch unerklärt. Ersteres setzt ein got. **þudjan* voraus, das auf idg. **tudh-* oder **tut-* beruhen könnte. Beide Formen dürften Erweiterungen der in lat. *stupeo, stuprum* und *tundo* vorliegenden Wurzel **(s)teu̯-* sein, vgl. Walde s. v.

3. Nd. *dūn,* l. *tumeo, teneo.*

Mnd. nnd. *dūn* „aufgeschwollen, dick, voll, betrunken; dicht, enge, nahe", as. **thūn,* gehört offenbar zu der Wurzel idg. **teu̯* „schwellen", die in nhd. *daumen,* l. *tumeo,* gr. *τύλη* usw. vorliegt (vgl. Walde unter *tumeo*). Die häufig daneben vorkommende Form *dūne* ist das Adverb; in Wendungen wie *hei is dūne* „er ist betrunken" (Schambach) liegt vielleicht Verkürzung aus *dūne full* vor. Meist wird *dūn* mit teilweise gleichbedeutendem mhd. mnd. *don,* mhd. *dünic,* nl. *deun* (spr. *döhn*), westf. *duənə* verglichen, was nur angeht, wenn man Letzteres auf dieselbe Wurzel zurückführt, aber unmöglich ist, wenn man hierzu nhd. *dehnen, dohne,* l. *teneo, tendo* stellt. Bei mhd. mnd. *don* „gespannt, gestreckt, straff" kann natürlich nur die Wurzel *ten* zu Grunde liegen, während die Bedeutungen „aufschwellen, geschwollen sein, strotzen" des mnd. mhd. Verbums *donen* sich nur aus der Wurzel *teu̯* erklären. Es scheint fast, als seien in germ. **þuna-* die beiden Wurzeln *ten* und *teu̯* in ihrer Schwachstufe zusammengefallen, nachdem letztere durch das Suffix *-na-* erweitert war; so können in mhd. *donen* „sich spannen, strecken; aufschwellen" sehr wohl beide stecken. Dasselbe gilt von westf. *duənə* „dick, dicht, fest,

betrunken; eng, nahe", *dūənən* „sich häufen, gehäuft sein", ae. *þunian* „schwellen, sich erheben, sich ausbreiten" (vgl. IF. XVII 294). Hiermit vermischt sich dann noch eine dritte Wurzel *þun-* in ae. *þunian* „donnern", *þunor* „Donner", die zu lat. *tonāre*, gr. *τόνος* gehört.

4. Ae. *gōp*, lat. *habeo*.

Ae. *gōp* „Diener", nur Rätsel 50, 3 belegt und durch den Zusammenhang gesichert (vgl. *se wonna þegn, swĕart ond saloneb* V. 4f.), könnte als Ablautsform zu lat. *habēre*, wruss. *habać*, slovak. *habat'* „ergreifen" gehören, wenn es ursprünglich „Gefangener" bedeutete, wie air. *cacht* „Dienerin" = lat. *capta*, kymr. *caeth*, korn. *caid* „captivus, servus". Das *ō* könnte auf idg. *ā* oder *ō* beruhen, wie auch in lit. *góbti* „einhüllen", *gobė́ti* „begehren", *gobelė́ti* „sammeln", die Bildung wäre dieselbe wie in nhd. *schwur*, ahd. *swuor*, neben *schwören*, ahd. *swerian* < **swarjan*.

5. Ae. *nǣstan*, gr. *νεῖκος*.

Ae. *ge-nǣstan* „kämpfen", einmal in den Rätseln (28, 10) belegt, läßt sich auf urgerm. **naihstjan* zurückführen und mit gr. *νεῖκος* „Zank, Streit, Kampf" und lit. *nìkti* „schlechter Laune sein", lett. *nizinát* „schmähen" vereinigen. Ob das von mir IF. XX 320 dazugestellte *nǣgan* „angreifen, sich wenden an" wirklich verwandt ist, scheint doch wegen der anglischen Form *nēgan* (Elene) zweifelhaft: vielleicht ist es besser zu ae. *neah*, got. *nēƕ* „nahe" zu stellen.

6. Ae. *gōian*, ai. *ghūka*.

Ae. *gōian* „seufzen", belegt in der Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte, könnte rein lautlich zu gr. *χώομαι* „zürne, bin unwillig, betrübt" gehören. Der Bedeutung nach liegen aber näher got. *gaunōn* „trauern, klagen", aisl. *gaula* „heulen", *geyja* „bellen, schelten", lit. *gaudùs* „wehmütig", *gaũsti* „weinen, jammern, heulen", nl. *guiten* „bellen, schelten", ai. *ghūka* „Eule" usw., vgl. Falk-Torp Wortsch. d. germ. Spracheinheit 121f. Ae. *gō-* stände dann für idg. **ghō̆u̯-* (vgl. as. *kō* „Kuh") und im Ablaut mit *ghū-*, *ghau̯-*.

7. Ae. *bōian*, lat. *fārī*.

Ae. *bōian* „prahlen" dürfte zu lat. *fārī* „reden", *fāma* „Gerede, Gerücht", gr. *φημί*, *φāμί* „spreche", *φωνή* „Stimme", lit.



bóti „fragen", asl. *bajati* „reden" usw. gehören, ferner zu aisl. *bón,* ae. *bœ̄n* „Bitte, Gebet". Aus der Bedeutung „von etw. reden" kann sich leicht „prahlen" entwickeln, vgl. schwed. *stor-talig* „prahlerisch", eigtl. „großsprecherisch". Weiteres s. bei Walde unter *fābula.*

8. Ae. *grǣdan, grǣtan.*

Neben ae. *grǣtan,* got. *grētan,* aisl. *grāta* „weinen" steht im Ae. ein schw. Verbum *grǣdan* (prt. *grǣdde*) „rufen, schreien", das zu der idg. Wurzel **ghrēd-* in ai. *hrādatē* „tönt" eine Parallelwurzel **ghrēdh-* mit Aspirata voraussetzt.

9. Lat. *Libitīna, libivъ.*

Lat. *Libitīna* „Leichengöttin" stelle ich zu asl. *libivъ, -ěvъ* „dünn, zierlich, schwach, schlank", lit. *láibas* „schlank", *lėbas* „mager", as. ae. *lēf* „schwach, gebrechlich", die zu lat. *lētum* „Tod", ai. *līyatē* „schwindet", gr. *λοιμός* „Pest", *λῑμός* „Hunger", *λειρός* „mager", lit. *lainas, lėlas, leilas, lė́sas* „dünn, mager" gehören, vgl. Walde s. *lētum,* Berneker s. *libivъ,* Boisacq s. *λειρός, λοιμός* u. *λῑμός.* Vielleicht ist auch mit wurzelerweiterndem *-g* noch *λοιγός, ὀλίγος,* lit. *ligà* und mit Dental: ahd. *leid* hierherzustellen, vgl. Boisacq s. *λοιγός.*

10. Norw. *laft,* gr. *λαπαρός.*

Wenn norw. schwed. *laft* n. „Ecke eines Gebäudes, rechtwinkliger Absatz einer Mauer oder Felswand", ae. *twi-lafte* „zweischneidig" eine Grundbedeutung „dünn" voraussetzen, lassen sie sich leicht mit gr. *λαπαρός* „schmächtig, dünn", *λαπάρα* „Flanke", *λεπτός* „dünn, schwach, zierlich" usw. verbinden, vgl. Walde unter *lepidus,* Boisacq unter *λαπάσσω,* Falk-Torp s. *laft.*

Kiel. F. Holthausen.

Lückenbüßer.

Im Ṛgveda kommt die Wortgruppe *té te* öfters vor, z. B. VI 16, 27. 47 X 87, 20. Das entsprechende *τοί τοι* finde ich bei Homer nicht, wohl aber einen ähnlichen Fall, wo zwei gleichlautende Pronominalformen ganz verschiedener Funktion, nur durch die Betonung auseinandergehalten, unmittelbar zusammenstoßen, δ 653 *οἷ οἱ ἕποντο.* Freilich ist hier der Gleichklang erst durch Digammaverlust (aus *οἷ ϝοι*) entstanden. W. S.



Sl. *družьba* und *vražьda*

bilden ein Paar so gut wie d. *Freundschaft* und *Feindschaft* oder wie sl. *pravьda*, und *krivьda*, wenn sie auch von der registrierenden Grammatik fein säuberlich unter die Rubriken Suff. *-ba* und Suff. *-da* aufgeteilt werden (Meillet Études II 273. 320, Leskien Gr. der abg. Spr. § 6f., Gr. der sbk. Spr. 283. 292). Man braucht die Wörter aber nur nebeneinander zu stellen, um zu erkennen, daß für die Suffixauswahl in *družьba* und *vražьda* ähnliche euphonische Rücksichten maßgebend gewesen sind, wie bei der Schaffung von ai. *yávamant-* (statt des zu erwartenden **yávavant-*, o. XXXIX 612. XLIII 286). Es kann auch unmöglich Zufall sein, daß das seltene Suffix *-da* außer in *vražьda* nur noch in den Abstraktbildungen *pravьda krivьda* alt und verbreitet ist: überall äußert das *v* seine Wirkung. Nur nicht in *svatьba*, wo die Dentalis des Stammes der Einführung des Dentalsuffixes widerstrebte. — In jüngerer Zeit ist man nicht mehr so feinhörig gewesen: r. *vorožbá* p. *wróżba* č. *vražba* „Wahrsagerei" von *vorožitь wróżyć* (vgl. *vračьba* Meillet a. a. O. 273).

W. S.

Zu got. *ibnassus*.

S. 75 dieses Bandes habe ich, um die Ausbreitung des Suffixes *-assus* im Got. verständlich zu machen, ein verschollenes Verbum **ibnon* erschließen zu dürfen geglaubt, konnte aber für diesen Ansatz kein positives Indicium beibringen. Das war indes nicht ein Mangel der Überlieferung, sondern nur meines präsenten Wissens: an. *jafna* ist ja ein ganz geläufiges Verbum, das uns das verlorene *ibnon* einigermaßen ersetzen kann. Nun erst schließt alles lückenlos zusammen. Ags. *emnettan* verrät uns den Ursprung des got. *ibnassus*, an. *jafna* zeigt den Weg, den die Ausbreitung dieses Typus bei den Goten genommen; im Westgerm. ist die Nachbildung *galīknassus* (oder wie die Endung sonst ausgesehen haben mag) zur Keimzelle ungezählter Neuschöpfungen geworden, während im Nord. das alte Wort durch *jǫfnuðr* früh verdrängt und damit alle Entwickelungsmöglichkeiten, wie sie das Got. oder Westgerm. verwirklicht hat, in der Wurzel zerstört wurden.

W. S.



Studien zu den deutschen Münznamen.

II. PFENNING.

Es liegt mir bei diesem so wenig wie bei dem nächsten Artikel daran, eine neue oder gar eine überraschende Etymologie vorzuführen. Ja dies scheint mir geradezu undenkbar, wo ich alle Möglichkeiten der Ableitung bereits erschöpft sehe. Aber indem ich die sprachlichen und sachlichen Tatsachen reden lasse, will ich die Verwerflichkeit eines Etymologisierens aufdecken, das ohne sie, ja im Gegensatz zu ihnen operiert.

Nachdem die bis ins 16. Jh. zurückreichende Spielerei mit *pecunia* (und gelegentlich auch mit *pignus*) überwunden war, tauchen im 18. Jh. neben andern Vorschlägen auch diejenigen auf die noch heute diskutiert werden; vgl. Adelung s. v. *Pfennig*. Die Herleitung von *pfant* rührt von Schilter her, dem besten Kenner der sprachlichen Überlieferung; kaum jünger ist die Ableitung von *pfanna*, welche die Numismatiker im allgemeinen bevorzugen, während H. Grote auf das von Wachter empfohlene keltische *pen* „Kopf“ zurückgriff. Schließlich ist uns vor etwa zwei Jahrzehnten auch der König Penda von Mercien (626—655) als Pate des *pendings* vorgestellt worden, da aber diese Kandidatur von ihrem Urheber selbst stillschweigend zurückgezogen wurde, lohnt es nicht sie hier zu erörtern.

Die Ableitung von *pfanna* wäre morphologisch gut und würde sich sachlich begründen lassen, wenn das Wort sehr alt und *pfenning* resp. *panning* die älteste überlieferte Form wäre. Wir haben tatsächlich zu dem Parallelwort *channa*[1]) die Ableitung *chenning*: s. Ahd. Gll. III 644, 4. Sie muß aber schon deshalb zurücktreten, weil die älteste Form, wie längst feststeht und ich gegenüber recht überflüssiger Anzweifelung nachdrücklich bestätigen werde, die mit *-nd-* ist. Zur sachlichen Begründung hat man früher auf die Schmuckbrakteaten hingewiesen, die aber doch mit einer Pfanne nichts weiter als die runde Form gemeinsam haben, neuerdings hat man gar von Herstellung in der Pfanne gefabelt — die einzig sachliche Begründung ist der Hin-

[1]) Wenn *panna* < *pătĭna* stammt, wird es erlaubt sein für *kanna* ein vulgärlateinisches Substrat **cătĭna* zu konstruieren, das analogisch aus *cătĭnus* gebildet wäre. Freilich ist es gegenüber der Doppelform *kanta* (frühster Beleg Ahd. Gll. II 593, 21 „cantharus“—*chanta*) unmöglich, *cantharus* aus der Vorgeschichte dieses Wortes auszuscheiden.

weis auf die sog. „Regenbogenschüsselchen“, die schüssel- oder, wenn man will, pfannenförmigen Münzen der Kelten aus Gold resp. Elektron. Aber auch diese Herleitung wird unmöglich gegenüber den geschichtlichen Tatsachen: „Pfennig“ ist keine prähistorische Münzbezeichnung, sondern ein Name der in geschichtlicher Zeit für ein bestimmt zu erfassendes Geldstück aufkommt: für den fränkischen „denarius“.

Ich beginne mit einem Überblick über die Geschichte der Wortform.

Im Gotischen ist das Wort für „Pfennig“ nicht überliefert und, wie sich unten ergeben wird, niemals vorhanden gewesen: *δηνάριον* ist für Ulfila *skatts*.

Für das Altnordische, das ausschließlich die Formen *penningr, peningr* kennt, setzt die handschriftliche Überlieferung erst mit den ältesten isländischen Hss., kurz vor und um 1200 ein, s. Larsson, Ordförrådet i de älsta isländska handskrifterna S. 255 (vgl. S. 61 *eirpenningr*). Literarisch weit höher hinauf reicht die Bezeugung für die Kenning *salpenningr* in Brages Ragnardsdrápa 12[1]) und die Wendung *ǫln né penning* (metonymisch für „Tuch noch Baargeld“) in der Lokasenna 40 (Norwegen 10. Jh., s. Finnur Jónsson, Literatursh istorie I 184).

Dem Altsächsischen schreiben Kluge u. AA. ein *pending* zu, das ich nicht kenne. Ich finde keine frühern Belege als *penning* in der Frekenhorster Heberolle des 10. Jh.s (Gallée, Vorstudien zu einem altniederdeutschen Wörterbuch S. 240).

Die Überlieferung des Altfriesischen setzt bekanntlich erst um und nach 1300 ein: wir haben hier reichlich bezeugt *panning* und *penning*: Richthofen S. 975f., van Helten, Zur Lexicologie des Altostfriesischen S. 271ff.

Im Altenglischen fehlen Zeugnisse aus den ältesten Glossensammlungen ebenso wie aus der Poesie. Die Belege beginnen mit Urkunden aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts; ich scheide sie in solche mit und ohne Dental.

a) *pending*: Sweet, Oldest English Texts Ch. 41 (Kent a. 835) = Thorpe 469ff., ZZ. 22. 26. 27 Abkürzung *pend'*, Z. 35 *pending* (für *pendinga* am Zeilenschluß), Z. 68 *pendinga*. — *seampending*, Kemble Cod. dipl. V 143 (Nr. 1075, Mercien 873—899).

b) *penning*, neben dem sofort *pening (pęning, pæning)* auftaucht, über dessen konsonantische Verkürzung die Grammatiker

1) Vgl. hierüber unten bei „Schilling“ S. 262.



kein Wort verlieren. Schon bei Sweet Ch. 39 (Kent um 831) stoßen wir auf die Abbreviatur *pen'* Z. 12; weiterhin Ch. 45 (Kent-Surrey 871—889) Z. 22 *peninga*, Z. 34 *pęninga*. In den ags. Gesetzen begegnen ausschließlich Formen mit einfachem *n* (Liebermann II 172a), und ebenso sind sie für Aelfred wie für Aelfric gesichert. Auch in der Evangelienübersetzung treffen wir nur *peni(n)g, panig, penegas* usw.; in der Interlinearversion Lind. aber 12mal *penning* gegen ein *pening*, dazu einmal die altertümliche Abkürzung *pend'*, die offenbar in die Zeit der ersten Einführung der Pfennigmünze zurückreicht.

Die Erklärung des *nn* wie des vereinfachten *n* spar ich mir auf, bis ich auch das Althochdeutsche erledigt habe. An der Reihenfolge *pending — penning — pening — penig* ist grundsätzlich nicht zu zweifeln; dialektisch hielt sich freilich *penni(n)g* neben *peni(n)g*, um dann im neuenglischen *penny* das *nn* wieder zur Geltung zu bringen.

Anmerkung. Wenn in den von K. Aelfred aufgenommenen Gesetzen des Königs Ine von Wessex (688—695) Bußtaxen in Pfennigwerten vorkommen: *V p. weorđ, twegea pæninga* usw. Ine 59. 69 (bei Liebermann I 116. 118), so ist von den verschiedenen Erklärungen welche Liebermann s. v. „Pfennig" (II 614a, 3b) vorschlägt, nur die letzte zulässig: daß hier der *pening* erst nachträglich (durch Aelfred?) für den *sceatt* eingesetzt worden sei.

Bei den althochdeutschen Formen überlass ich die Schicksale des Anlauts, den Umlaut und den dissimilatorischen Ausfall des *n* der Ableitung (Zs. f. d. Alt. XXXVII 124ff.) der Grammatik und beschränke mich auf den wichtigen Unterschied zwischen *nd (nt)* und *nn*. Formen mit Dental sind vor allem durch die ältesten Denkmäler überliefert.

Ahd. Gll. I 112, 34: *pfantinc* Pa. (ebenso IV 681, 17: Freher-Petausche Fragmente), *phendico* Gl. K., *pfentinc* R. — I 509, 14: *fendingum* Rb. — II 234, 31: *fpendicga* Rc. — IV 220, 39: *pfentinc* Em. 29.

Monseer Fragmente: *pending* (*pendinga* usw.), 6 Belege mit konstantem *nd* (Hench S. 189).

Tatian: *phending* usw., 4 Belege mit *nd* gegenüber 7 mit *nn* (Sievers [2] S. 402).

Otfrid III 14, 92: *pending* V, *pendi* : : D, *penthing* P, *phendinch* F.

Die im Tatian bereits vorherrschende Form mit *nn* gewinnt mit dem 10. Jh. unbedingt die Oberhand, es genügt auf Graff III 343 zu verweisen. Nur in Hochalemannien, genauer in Reichenau und S. Gallen, hat sich der Dental bis ins 11. Jh. gehalten:

Ahd. Gll. I 715, 60: *tagefendin[ge* (Reichenau, 11. Jh.).

Notker, Boëtius III 41: *féndingo* (Piper I 151, 28).

Daß die Form mit *d* die ältere ist, unterliegt keinem Zweifel: es heißt einfach die Tatsachen auf den Kopf stellen, wenn man den Dental aus einer nachträglich vollzogenen Annäherung an *pfant* erklärt.

Aber dieser Dental weist freilich merkwürdige Schicksale auf, an deren Isoliertheit bisher niemand Anstoß genommen hat.

Der bayerische Translator des Matthäusevangeliums hat die Form *pendinc* offenbar einfach aus dem rheinfränkischen Original übernommen; aber auch die S. Galler Hs. des Keronischen Glossars, Tatian und Otfrid, kennen *nd* sonst nur für germ. *nþ*, sie schreiben also *stunta* und *bintan* — dagegen *phending* allein immer mit *nd*! Diese Abweichung und diese Unsicherheit läßt sich nur erklären bei einem Lehnwort, das zugewandert war; besonders charakteristisch dafür ist auch einerseits das Verhalten der Otfridhss., anderseits die Bewahrung auch des anlautenden *p* in der bayrischen Umschrift des rheinfränk. Matthäus bei allen 6 Vorkommen von *pending*.

Dieser *pending* oder *panding* kann also nicht gut auf jenem hochdeutschen Sprachgebiet heimisch sein, das außer dem Bayrischen und Alemannischen das Ostfränkische und Südfränkische umfaßt.

Auf diesem Boden ist aber auch die Assimilation von *nd*, oder vielmehr *nt* (wie es für die eben genannten Gebiete anzusetzen wäre) zu *nn* ausgeschlossen; Braune, Ahd. Gr.[3] § 99, Weinhold, Mhd. Gr.[2] § 154 wissen denn auch nur diesen einen Fall anzuführen. Es bleibt nichts anderes übrig: das Wort muß in weiterem Nachschub aus derselben Richtung auch sein *nn* nach Oberfranken, Bayern und Alemannien gebracht haben, der *panding* und seine jüngere Form der *penning* sind beide von Norden zugewandert!

Nun erinnern wir uns, daß auch in England die Form *pending* durch eine Form *penning* abgelöst wurde. Auch hier verzeichnen die Grammatiker diesen Fall als den einzigen einer Assimilation von *nd* > *nn*: Sievers § 198, Bülbring § 552, Wright § 300. Ja, während der Vorgang wenigstens in jüngern Sprachperioden in Norddeutschland weitverbreitet ist, scheint er sich (wenn wir von gewissen Erscheinungen des Schottischen absehen) in England bis heute auf das einzige *Lonnen* < *London* zu beschränken, s. Wright, English dialect grammar § 301. So war ich auf Grund der Aussagen der Grammatiker zu der Überzeugung

gekommen, daß die assimilierte Form auch nach England importiert sein müsse, als ich ein paar Fälle auffand die die Grammatiker übersehen haben.

In der Glossierung von „paleas“ Luc. 3, 17 stehn sich *windungo* Lind. und *winnunge* Rushw. gegenüber, an andern Stellen ist nur noch die Form mit *nn* überliefert (s. Bosworth-Toller s. v. *windung*).

Der verbreiteten ahd. Glosse „fascia (fasciola)“ — *winting* (s. u.) entsprechend treffen wir in einem ae. Glossar bei Wright-Wülcker I 125, 14 „fascia“ — *wyningc* (und 16 „vallegias“ — *wyncgas*); einen weitern Beleg für den Plur. *wynyngas* gibt Bosworth-Toller s. v. *wining*.

Also: wir haben drei Fälle wo *nd* > *nn* wird, wenn der nächste Silbenschluß *n* zeigt; es ist physiologisch ohne weiteres klar, daß die Folge eines zweiten Nasals die Assimilation begünstigt. Zugleich sehen wir aber in dem letzten Falle auch wieder die Ersetzung des *nn* durch *n*: es handelt sich dabei offenbar um eine weitere Erleichterung, um einen ersten Akt der Dissimilation.

Fest aber steht, daß sich die Form mit *nn* in England spontan entwickelt hat. Der Gedanke daß etwa die englische Form nach Deutschland gewandert sei, wo das *nn* um 825 schon in Fulda auftaucht, anderwärts aber gewiß schon früher vorhanden war, muß natürlich zurückgewiesen werden. Die Zuwanderung muß, da der sächsische Norden damals noch nicht der Spender solcher Kulturwörter sein konnte, aus dem Nordwesten erfolgt sein, aus Ripuarien, Niederfranken — oder weiterher aus Friesland. Sehen wir uns dort nach Möglichkeiten des Übergangs *nd* > *nn* um.

Zunächst freilich müssen wir einen Abstecher nach Nordwesten machen, wo wir die allerfrühsten Belege in der von Heyne, Bremer, W. Seelmann und H. Hartmann behandelten Sprache des Merseburger Totenbuchs und Thietmars finden: *Widukinni, Gonnesheim, Winnilgerd, Winnilsuth* (Nd. Jahrb. XII 91). Für das eigentliche Niedersachsen ist der Vorgang graphisch erst im 14. Jh. bezeugt; Ag. Lasch, Mnd. Gr. § 323 betont, daß sich die mnd. Schriftsprache dauernd dagegen sträube. Wie man auch über die ethnographischen Grundlagen der Alt-Merseburger urteilen mag, sprachlich gehören sie unbedingt zu der „anglo-friesischen“ Gruppe.

Alle anderen Zeugnisse fallen denn auch auf den Nordwesten. Zunächst muß die Tendenz für das Mittelniederländische zugestanden werden, obwohl die von van Helten, Mnl. Spraakkunst

S. 189 aufgeführten Beispiele verschieden zu beurteilen sind; der frühste (Rein. 2440) und häufigste Fall betrifft freilich den Namen der Stadt London: *Lonnen* : *ontgonnen* usw., bei dem immerhin eine englische Vulgärform (s. o.) übernommen sein könnte. — Sodann stellt van Helten, Altostfries. Grammatik S. 94 den Vorgang als friesisch hin, wobei er freilich außer *panning, penning* nur *orkynna* anführt, das zu afries. *kūth* im gramm. Wechsel stehn muß. Es gibt aber aus diesem Sprachwinkel noch eine bessere Parallele, dieselbe, die wir bereits auf englischem Boden kennen gelernt haben: *winning* < *winding.* Die im Ahd. vielbezeugte Glosse „fasciola" — *winting, winding,* Ahd. Gll. II 618, 8. 619, 23. 620, 26. 651, 18. 663, 65. 686, 23. 722, 36; IV 201, 63 erscheint nämlich Ahd. Gll. IV 245, 35 = Wadstein, Kl. asächs. Sprachdkm. 111, 34 als „fasciola" — *uinning.* Es handelt sich um den Oxforder Codex Auct. F. 1, 16, über den Steinmeyer IV 588 (Nr. 491) berichtet; die Handschrift des 11. Jh.s ist im 17. Jh. in Münster aufgetaucht, ihre Glossen sind verschiedener Herkunft, sodaß zwar auch „uitta" — *uuinding*[1]) vorkommt (Wadst. 113, 29), anderseits aber der Übergang *nd* > *nn* auch noch durch die „umgegekehrte Schreibung" „pulmone" — *lungandian* (Wadst. 113, 17) bezeugt ist. Angelsächsischer Einfluß liegt bestimmt nicht vor. Die niederdeutschen Bestandteile gehören dem äußersten Nordwesten an und weisen Erscheinungen auf, die geradezu an das Friesische erinnern, wie Wadst. 112, 7 *segelgerd* (ags. *ȝeard*), 113, 15 *ermberg* (ags. *earm-*), s. Holthausen, Altsächs. Elementarbuch § 76 Anm. 1.

Das Alter des Vorgangs im Friesischen festzustellen besitzen wir leider kein Mittel: aber da uns nunmehr sehr verschiedene Zeugen der anglofriesischen Sprachgruppe die gleiche Tendenz zur Assimilation *nd* > *nn* schon für eine Zeit bezeugen, wo sie den binnenländischen Dialekten und vor allem dem Hochdeutschen ganz fremd ist, sind wir berechtigt, bei einem Worte wie „Pfennig", das alle Vorbedingungen zu einem Wanderwort besitzt und sich als solches auch schon in der Form *pending* innerhalb der ahd. Denkmäler sprachlich erwiesen hat, den Ursprung der gesuchten Form recht hoch hinaufzurücken. Die weitern lexikalischen Beobachtungen und in der Folge die münzgeschichtlichen Erwägungen werden uns immer wieder auf den Nordwesten verweisen.

Die alten Germanen besaßen für das geprägte Geld, das sie

[1]) *xxxnding* für *xxknding.*

durch die alten Kulturvölker und demnächst auch durch die Kelten kennen lernten, zunächst nur den einen Ausdruck got. *skatts,* ahd. *scaz* usw.[1]); neben dies trat in der Zeit welche zum reichern Import südlicher Goldmünzen und zu deren erster Nachahmung in den Schmuckbrakteaten führte, der *skilling* (s. Art. III). Aber noch der Dichter des Heliand scheint keine andere Bezeichnung für gemünztes Geld zu kennen als *skatt*: er unterscheidet *guldîna skattôs, silubrîna skattôs, êrîna skattôs,* und er weiß damit ganz genau Bescheid gegenüber seiner biblischen Quelle: wieder ein Beweis für den sichern Stand seiner Bildung, die Jostes doch sehr mit Unrecht herabgedrückt hat, zugleich ein lexikalisches Zeugnis dafür, daß von Sachsen aus um (und gar vor) 830 keinerlei Beeinflussung der Wortform des Pfennigs nach Hochdeutschland gelangt sein kann.

Der *skaz* wurde durch den *pending* verdrängt im Laufe des 8. Jh.s, wobei dieser von vorn herein ein ganz bestimmtes lateinisches Wort vertrat, „denarius“, während *scaz* die allgemeine Bezeichnung „Silbermünze“ behielt, die es seit dem Auftreten der Goldmünze, des *skillings,* angenommen hatte. Die Vorstellung die man aus späterm Sprachgebrauch gewonnen hat (*Gülden-pfennig,* wie es auch *Güldengroschen* gibt), als ob „Pfennig“ von Haus aus „Münze“ bezeichne und erst später in der Bedeutung eingeschränkt sei, ist ganz verkehrt.

Der frühste Beleg im sog. Keronischen Glossar Ahd. Gll. I 112, 33f. betrifft eine Glosse, die aus einer Darstellung der merowingischen Währung stammt und sachlich von Pa. wie Gl. K. mißverstanden ist[2]):

	Pa.	Gl. K.
„Dinarius (Denarius) — pondus est XXIII“	*scaz* [*zuuainzuc edo pfantinc ist dri anti*	*scaz* [*zuueinzuc edho phendico dri indi*

Die Version Ra. hat nur „Denarius“ — *scaz,* die um 790 entstandene knappe Redaktion R dagegen „Denarius“ — *pfentinc.*

Ahd. Gll. I 216, 38 bleibt „idē denarius“ ohne Glosse, aber die verlorene Freher-Petausche Hs. hatte hier *daz ist pfantinc* (Ahd. Gll. IV 681, 17).

Für die Zeit um 800 stellen wir fest, daß der ursprünglich rheinfränkische Matthäus, den wir nur in der bayrischen Um-

[1]) Über das Wort und seine Geschichte soll der IV. Artikel eingehend handeln.

[2]) Dieselbe Quelle liegt 114, 31—34. 216, 35—38. 223, 2—5. 253, 34. 35. 254, 35—255, 5. 262, 18. 19 zu Grunde; dazu vgl. Bd. IV S. 681.

schrift der Monseer Fragmente besitzen, *pending* 2× für „denarius“, 4× für „argenteus“ verwendet, während *scaz* fehlt; im Fuldaer Tatian[1]) steht *phending* 8× für „denarius“, 1× für den „argenteus“, dem der Übersetzer von Matth. 27 (193, 3. 4. 6) die Kontrafaktur *silabarling* (wie Luther) unterlegt[2]). *scaz* dagegen dient zur Wiedergabe der allerverschiedensten Münzwörter: „argenteus“, „as“, „minutum“, „quadrans“, „stater“ je einmal; 6mal steht es für „pecunia“, das auch einmal mit *mietscaz* gegeben wird, während *zinsscaz* „didrachma“ Mt. 17, 23 (99, 2) umschreibt.

Etwa 50 Jahre später, bei Otfrid, ist *scaz* bereits ganz in die allgemeine Bedeutung „Geld und Geldeswert“ übergetreten; das einmalige *niheinan pending* gibt keinen Aufschluß (III 14, 92 = Mark. 6, 8 „neque in zona aes“) — aber den brauchen wir auch längst nicht mehr: der „Pfennig“ bezeichnet jetzt ausschließlich den Silberdenar der Karolingerzeit; da es keine Kupfermünzen gibt, muß ihn der Dichter auch da einstellen, wo die Quelle von „aes“ (χαλκός) redet.

Einige Daten aus dem deutschen und englischen Münzwesen des 7. u. 8. Jh.s müssen hier eingeschaltet werden[3]).

Die Münzproduktion der Merowinger hat ihren Schwerpunkt unbedingt auf romanischem Boden; dort liegen weit über 800 Münzstätten, während auf das deutschsprachliche Gebiet nur eben ein Dutzend entfallen; außer Konstanz (von dem Münzen noch nicht aufgefunden sind) Basel, Straßburg, (Metz), Speier, Worms, Mainz, Trier, Aachen, Köln, Maestricht, Duurstede. Im inneren Deutschland hat es in der Zeit die uns zunächst allein angeht, überhaupt keine Prägorte gegeben: es lief hier in mero-

[1]) Das vortreffliche Glossar von Sievers überhebt mich der Stellenangaben; zur Kontrolle dient jetzt Köhler, Latein.-ahd. Glossar zur Tatianübersetzung (Paderborn 1914).

[2]) Man beachte daß die Übersetzung kein einheitliches Werk ist.

[3]) Vortrefflich orientiert jetzt (besser als Dannenbergs Münzkunde) Luschin von Ebengreuth bei Hoops III 256—284, wo auch die Literatur zu finden ist. Ich habe vor allem benutzt Engel et Serrure, Traité de numismatique du moyen âge T. I (Paris 1891), besonders für die Franken; für die Angelsachsen: Keary u. AA., A Catalogue of English Coins in the British Museum. Anglo-Saxon Series 2 voll. (London 1887. 1893), dazu Chadwick, Studies on Anglo-Saxon Institutions (Cambridge 1905) und Liebermann, Gesetze der Angelsachsen Bd. II (Halle 1906); für die Friesen auch das viel zu wenig bekannte Buch von Hooft van Iddekinge, Friesland en de Friezen in de middeleeuwen (Leiden 1881), wo ich aber beim Zitieren nur die Overzicht der Anhangstafel im Auge habe; für Skandinavien das unten genannte Werk von Hauberg (Køb. 1900).

wingischer Zeit neben fränkischem Gold auch vor allem byzantinisches und arabisches um, vgl. v. Luschin bei Hoops III S. 273ff.; danach ist es von vornherein ausgeschlossen, daß von dort aus Münzbezeichnungen ausgegangen sein könnten, die sich über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreiteten.

Von Haus aus war das Geldwesen der Franken auf die in Gallien massenhaft vorgefundenen Gold- und Silbermünzen begründet. Ihre eigne Münzerzeugung beschränkte sich lange auf Goldmünzen, „Solidi" und „Tremisses" („Trientes"); der „Solidus" zerfiel in 3×8 „Siliquae". Die Prägung von Silber-„Denaren" setzt in größerem Umfang erst gegen die Mitte des 7. Jh.s ein; da sie uns fast ausschließlich aus (neuen) französischen Funden bekannt geworden sind, dürfte davon sehr wenig in Deutschland Eingang gefunden haben; für Frankreich aber war damit der Übergang von der Gold- zur Doppelwährung angebahnt.

Wir kennen die deutschen resp. verdeutschten Münznamen der merowingischen Periode fast ausschließlich aus dem sog. Keronischen Glossar, dessen Entstehung Kögel, Littgesch. S. 428 nach Bayern verlegt; daß es ein Erzeugnis der Merowingerzeit und mit 740 von Kögel keinesfalls zu früh datiert ist, ergeben auch gerade die Münznamen: *skillink* dient nur hier als Wiedergabe für *aureus* sc. *solidus* (255, 2); *tremissis* ist zu *thrimisa* (253, 35), *drimisa* (114, 33. 34) umgedeutscht, *siliqua* erscheint in verschobener Form als *silihha* (216, 36. 223, 5. 254, 35); der *denarius* wird mit *scaz* wiedergegeben (112, 33. 114, 32), einmal aber *edo pfantinc* hinzugefügt (112, 34). Für einen halben Denar hatte das merowingische Latein (neben „obulus") die Bezeichnung *scripulus, scriptolus* (114, 32. 223, 4. 243, 28. 255, 5), auf die ich im I. Artikel das deutsche **scerp, scherpf* zurückgeführt habe. Schließlich gehört in diese Frühzeit jedenfalls auch noch *medili* für „as" (Graff II 507) und vor allem *saiga,* dessen Etymologie ich Zs. f. Num. XXIV 339ff. als „Wage" festgestellt habe, und das jetzt von v. Luschin einleuchtend auf den Gold-Tremissis bezogen wird; so erklärt sich auch, wie das Mask. *tremissis* bei der Umdeutschung zum Fem. *drimisa* werden konnte: durch Anlehnung an *saiga.*

Wir haben also für die späte Merowingerzeit ermittelt die Münznamen *scilling, saiga, thrimisa* (für Goldmünzen); *silihha* (für Gold- und Silbermünzen); *scaz, pfanting, scerpf* (für Silbermünzen); *medili* (für Silber- und Kupfermünzen [1])). Diesem Bestand von

[1]) Von Kupfermünzen gab es auf dem Festland nur alte römische, die aber wie alles römische Geld noch immer Kurs hatten.



8 Münzwörtern hat der Heliand noch fast 100 Jahre später nur das eine *skatt* gegenüberzustellen!

Das jüngste Wort in dieser Reihe ist unzweifelhaft der „Pfennig“, denn der „Scherf“ hat gewiß schon neben dem „Schatz“ existiert, mit dem er auch durch die Alliteration verbunden war. Der „Pfennig“ muß auf dem deutschen Sprachgebiet entstanden sein, als ein Wort das nur die Germanen des Merowingerreiches gebrauchten: ist er doch weder latinisiert worden noch hat er Aufnahme in die französische Sprache gefunden (wie etwa *scilling* > *escalin, fierling* > *ferlin*).

Damit ist unserem Suchen ein bestimmter Weg gewiesen. Wir haben in der mittlern und neuern Münzgeschichte zahlreiche Fälle, wo wir die Zeit und den örtlichen Ausgang eines Münztypus mehr oder weniger genau festlegen können: der Goldgulden (Floren) ist von Florenz (1252), der Turnos von Tours (1266), der Groschen von Prag (1300), der Kreuzer von Meran (ca. 1280), der Heller von Schwäb. Hall (ca. 1220), der Thaler von Joachimsthal (ca. 1510) ausgegangen usw. usw. Darf da nicht der Versuch gemacht werden, auch für den Pfennig Heimat und Alter genauer zu ermitteln?

Er tritt gegen Ende der Merowingerzeit als deutsche Bezeichnung des Denarius auf und verdrängt in dieser Rolle den „Schatz“. Das hängt natürlich mit der Ausprägung von Silberdenaren zusammen, die bei den Merowingern nicht vor Charibert I. (629—631) bezeugt ist. Unter den Münzorten des deutschen Sprachgebietes aber die in merowingischer Zeit tätig waren, ist nur einer der Silbergeld geprägt hat: Dorestat, das heutige Wijk bei Duurstede in Friesland.

Hier haben die Franken schon nach der ersten Unterwerfung der südlichen Friesen unter Chlotar II. und Dagobert I. ca. 625 eine Münzstätte eingerichtet, aus der aber zunächst nur Gold hervorgegangen zu sein scheint[1]). Die Münze ist wohl mit dem Orte selbst bald wieder in den Besitz der Friesen übergegangen.

Nach einem weitern Sieg der Franken unter Pipin von Herstal über die Friesen Radbods 689 wurde die Münze als fränkische wieder aufgetan[2]), um abermals nach kurzer Zeit in friesische Verwaltung zu kommen. Jetzt wurde, also etwa seit 700, massenhaft Silber geschlagen: Denare, u. zw. zunächst nach dem Muster der englischen „sceattas“. Diese Stücke, in Unmassen

[1]) Münzmeister Rimoaldus aus Maestricht.

[2]) Münzmeister Madelinus aus Maestricht.



hergestellt, überschütteten die Märkte von Dockum und Stavoren bis zum Beginn der karolingischen Periode, d. h. während des ganzen 8. Jahrhunderts (Engel-Serrure S. 190). In ihnen haben wir wohl die ältesten friesischen **pandingas* zu sehen, die durch den von den Friesen im karolingischen Zeitalter beherrschten Rheinhandel (s. Stein bei Hoops II 394) auch nach Oberdeutschland gelangten: hier wurde der Name ebenso der Lautverschiebung unterworfen, wie der der römischen *siliqua,* der merowingischen *selegua,* zur *silihha* wurde.

Mit dem Regierungsantritt Pipins d. Kl. 752 beginnen dann jene karolingischen Münzreformen, welche an Stelle der Gold- und demnächst der Doppelwährung die reine Silberwährung setzten und unter Karl d. Gr. im J. 779 zu einem ersten Abschluß gelangt sein müssen: in diesem Jahre lernen wir zuerst das karolingische Zählpfund zu 20 Solidi (silb. Rechenschillinge) à 12 Denare (Silberpfennige) kennen (Engel-Serrure 214). In dieser Zeit nun bewahrte und verstärkte Dorestat seine Bedeutung für die Münzproduktion: „Die Münzen von Duurstede gehören der Zahl nach zu den gemeinsten der ersten Periode Karls des Großen; von einem sehr ausgebreiteten Umlauf, waren sie der Gegenstand zahlreicher Nachahmungen bis in die skandinavischen Länder hinauf" (Engel-Serrure 207)[1]. Damals ist die friesische Benennung *panding (pending)* und weiterhin die Form *panning (penning)* durch den Handel der Friesen fortgesetzt rheinaufwärts und nach Ostfranken und Bayern gewandert, wo wir *pending* und *pfenninc* als lautliche Fremdkörper im Wortschatz der Karolingerzeit von den Fragm. theotisca bis auf Otfrid feststellen konnten.

Dorestat ist nun auch eine der wenigen karolingischen Münzstätten und auf deutschem Sprachgebiet die einzige, in der „Oboli" d. i. Hälbelinge geprägt wurden, und zwar in bemerkenswerter Zahl. So ist höchst wahrscheinlich dort auch die Bezeichnung *halfling* aufgekommen, die wir in dieser Form und weiterhin als *halling, helling* eben im deutschen Nordwesten kennen lernen (s. Art. I, oben S. 144), während in Süddeutschland sich das merowingische *skerp, scerpf* bis über 1200 hinaus gehalten hat.

Im Gegensatze zu den Merowingern weisen die Angelsachsen[2]) nur eine sehr geringe eigene Produktion von Goldmünzen und anscheinend einen stärkern Umlauf arabischer Groß-

[1]) Vgl. auch Menadier, Deutsche Münzen IV 109 ff. und vor allem Hauberg, Myntforhold og udmyntninger i Danmark indtil 1146 (Kjøb. 1900).

[2]) Vgl. den III. Artikel „Schilling" unten S. 260.



stücke („Mancus“ zu 30 Pfennigen) als der fränkischen Gepräge auf. Das nationale Gepräge ist dort ein Silberdenar von kleinem dickem Schrötling und meist recht barbarischem Münzbild, der *sceatt*, und er bleibt es bis über die Mitte des 8. Jh.s hinaus; daneben sind für die Angelsachsen Kupfermünzen charakteristisch, welche *stycce (stycas)* „Teilstück“ hießen. Sehr bald nach der ersten Münzreform Pipins taucht aber auch in England der neue karolingische Pfennig mit breiterm flachem Schrötling auf (s. die Tafel 21 bei Hoops Bd. III und bes. Catalogue Vol. I Pl. Vff. im Vergleich mit Pl. II—IV). Die ältesten Gepräge die wir von ags. „Pennies“ besitzen, und zwar gleich in großer Anzahl und z. Tl. recht sorgfältiger Ausführung, sind die des Königs Offa von Mercien (757—796); der Gegensatz zu den *sceattas* ist ein so schroffer, daß mit dem Aufkommen des neuen Münztyps ein neuer Name fast notwendig erscheinen mußte: man übernahm den festländischen, friesisch-fränkischen Namen *pending* und wandelte ihn früh über *penning* zu *pening* um.

Skandinavien hat bis zum Ausgang des 10. Jh.s nur fremdes Geld gekannt: erst römisches Gold, dann arabisches Silber in großen Massen; dazu trat dann der Import englischen und friesischen Geldes; die ältesten einheimischen Münzen sind durchweg Nachprägungen: teils der angelsächsischen (anglodänischen), teils der Dorstater Pfennige; von England wie von der deutschen Nordseeküste konnte man auch den Namen *penningr* resp. *peningr* übernehmen.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß das Wort *panding* als bewußte und längere Zeit verstandene Ableitung von *pand* bereits existierte, als jene Münzreformen des 8. Jh.s eintraten, in deren Verlauf es eine neue Anwendung und Bedeutung erhielt. Das führt uns auf die Frage nach der Bedeutung und Herkunft des Grundwortes.

Daß „Pfand“ ein Fremdwort sei, ist bis vor kurzem die unbestrittene Ansicht aller Lexikographen und Etymologen gewesen, obwohl man sich über die Herkunft nicht einigen konnte. Die Ableitung von afz. *pan* „Tuch, Fetzen“ befriedigte ebensowenig wie das von Pott konstruierte **panctum* für *pactum*; auch der Hinweis auf afz. *paner* „wegnehmen“ war von sehr zweifelhaftem Werte, und so begnügt sich denn Heyne mit der Formulierung „fremden, noch unaufgeklärten Ursprunges“.

Gegen fremde Herkunft des Wortes ist neuerdings Ph. Heck in seiner Altfriesischen Gerichtsverfassung (1894) S. 461f. mit dem scheinbar gewichtigen Einwand aufgetreten, daß „Pfand“ in den

ältesten Belegstellen „ein Institut bezeichne, das bei den Germanen ursprünglich und weit verbreitet, dem römischen Rechte aber fremd war", und Th. Siebs ist ihm ebenda S. 463ff. mit „sprachwissenschaftlichen Beiträgen" zu Hilfe gekommen, die aus Dialektwörterbüchern einen Staub um *pand* und *pund* aufwirbeln, in dem andere so wenig klar sehen wie er selbst. Er konstruiert denn für sein echtgermanisches „Pfand" die Bedeutung „eingeschlossenes, abgegrenztes Objekt", die von Heck S. 469ff. freudig aufgenommen wird.

Ich will die Kritik, zu welcher hier wie sonst in dem gewiß wertvollen Buche Hecks das „Zusammenarbeiten" von Rechtshistoriker und Sprachforscher herausfordert, unterdrücken und mich an die Tatsachen halten, die durch die beiden Gelehrten verdunkelt werden. Wenn gesagt wird, das Wort finde sich „später (!) in allen westgermanischen Dialekten und im Altnordischen", so ist dem sofort entgegenzuhalten: es hat dem Englischen zu allen Zeiten gefehlt, es fehlt im Altisländischen und tritt im Altnorwegischen, wie die reichlichen Belege bei Fritzner [2] II 928 zeigen, deutlich als Lehnwort (*pantr* m.!) und nicht vor dem Ausgang des 13. Jh.s auf! Es handelt sich also ausschließlich um ein deutsch-friesisches Wort, das allerdings innerhalb dieser Grenzen schon für die Zeit um 800 einerseits durch die Lex Frisionum I 8 anderseits durch alemannische Glossen bezeugt ist (Graff III 341), welche *fant* für „pignus, arrabo" verwenden, ohne jeden Unterschied von *wette* (Graff I 739), das dieselben Wörter glossiert.

Die Frage, ob ahd. *wetti,* got. *wadi* mit latein. *vadi-monium* urverwandt oder nicht vielmehr aus diesem geschöpft sei, betracht ich als unentschieden. Für fries. *pand,* hd. *phant* aber gibt es ein ganz bequemes lateinisches Substrat: es ist die frühste Entlehnung von lat. *pondus.* Wenn man diesen gewiß naheliegenden Einfall niemals zuvor geäußert hat, so kann ich mir das nur erklären, daß man sich dabei beruhigte, *pondus* durch *phunt* erschöpft zu sehen. Aber haben wir nicht auch zu verschiedenen Zeiten „Speise" und „Spese" aus demselben *spēsa,* „Ziegel" und „Tiegel" aus dem gleichen *tegula* gewonnen?

Bekanntlich ist die Mosel die „kleine Maas". Als die Germanen, die keltische *Mosa* als *Masa* mit Lautsubstitution übernahmen oder aber als *Mosa* übernahmen, um sie im eigenen Sprachschatz die Wandlung *o* > *a* (wie in **owiz* > **awiz,* **gostiz* > **gastiz*) mitmachen zu lassen, damals entlehnten sie auch *pond(us)* „Gewicht, Gegengewicht" und ließen es zu *pand* werden; als sie

aber ein Jahrhundert oder zwei später, nachdem der Übergang von idg. *o* > germ. *a* abgeschlossen war, auch den Namen der *Mosella* verdeutschten, da wurde daraus nicht mehr **Masila* (was nhd. **Mesel* ergeben haben würde), sondern *Musila* (Graff, Ahd. Sprachschatz II 875, bes. Ahd. Gll. III 115, 13ff.); es war dies die Zeit wo das römische *pondus* „Pfund" zum zweiten Male übernommen wurde: als *pund*.

Ich enthalte mich aller nähern Ausführungen und überlasse es den Rechtshistorikern, sich mit dem neuen Vorschlag abzufinden. Nur das eine möcht ich nachdrücklich bemerken: Wörter, auch solche der Rechtssprache, sind nicht immer oder auch nur in der Mehrzahl Sprachsymbole, welche das wesentliche eines Begriffs oder gar einer Institution umschließen: es sind Marken, die von ihrem Schöpfer geprägt oder von ihrem Entleiher herübergenommen werden, zu einem Zeitpunkt oder aus einem Anlaß der sie benötigte. Findet sich bald ein Ersatz, dann werden sie wieder ausgeschaltet, bleibt der Ersatz aus, so kann eine solche „Sprachmarke" von der Allgemeinheit aufgenommen und festgehalten werden, auch wenn man die Auffassung und Absicht der ersten Erzeuger oder Entleiher nicht versteht oder über sie hinausgeschritten ist.

III. SCHILLING.

Hier haben wir es nicht nötig, Unsicherheit und Zweifel gegenüber der Form zu beseitigen, die in allen germanischen Sprachen als die gleiche bezeugt ist und nur geringe Wandlungen erfahren hat. Die eine ist die niederländische zu *schellinc*[1]) (Verwijs u. Verdam, Mnl. Wb. VII 409ff.): sie erfolgte unter dem Einfluß von *hellinc* (s. ebda III 48f.), und es trifft sich gut, daß gerade der älteste Beleg für *scellinc* „solidus" Ahd. Gll. III 381, 55 dicht bei dem ältesten Beleg für *hellinc* „obolus" ebda 381, 48 steht: in dem Oxforder Glossar Id aus dem frühen 13. Jh. Eine andere Umgestaltung hat der *scilling* im 14. u. 15. Jh. in Oberdeutschland und im Osten erfahren, wo unter dem Einfluß von *krûzer, heller* usw. daraus ein *schillinger* wurde (Belege bei Lexer s. v. und DWb. VIII 153).

Die Etymologie hat früher wohl mit *siclus, siliqua* und sogar mit *solidus* gespielt, jetzt scheint sie sich bei der Ableitung von *scellan* zu beruhigen (so Müllenhoff, Kluge und Heyne), will also das

[1]) Wozu auch der Familienname *Schelling* gehört.



Wort als „klingende Münze“ auffassen. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß es in den ältern Sprachperioden kein einziges Beispiel dafür gibt, daß ein Nomen concretum masc. auf *-ing* vom Verbum abgeleitet wäre; es genügt einfach auf das Verzeichnis des ahd. Materials bei Graff II 1132 zu verweisen: es sind sämtlich Denominativa [1]). Dasselbe gilt von Haus aus für die Substantiva auf *-ling* (Graff II 231), deren Ursprung in der Anfügung des *-ing* an ein *-l* liegt; Bildungen wie nhd. *Steckling, Setzling* sind erst nach Analogie von ahd. *sniteling* entstanden, dies aber setzt das Nomen actionis *snit* voraus. Weiter widerstreitet eine solche Deutung der Semasiologie der Münznamen. In meiner annähernd tausend Namen umfassenden Sammlung befindet sich ein einziger der die Münze nach dem Klang zu benennen scheint [2]), und auch hier ist es eine Täuschung. Im 14. und 15. Jh. begegnen verschiedene niederländische Goldmünzen (von Flandern resp. Burgund bis Geldern) unter dem Namen *clinkaert* (Mnl. Wb. III 1549f.), *klinkert* (Mnd. Wb. II 484), und dieses wollen die Numismatiker auf den Klang deuten (so Schmieder, Handwb. der gesamten Münzkunde S. 255, Halke, Handwb. der Münzkunde [1909] S. 63 unter „Chaise d'or“); aber schon Hildebrand im DWb. V 1192 hat hingewiesen auf den Renner V. 1561 *Klinghart, Richart und Gebehart Sint werder vil denne Adelhart*, und dem von ihm z. J. 1410 nachgewiesenen Familiennamen „Klinghart“ kann ich einen Beleg hinzufügen, der 120 Jahre älter ist: *Henricus Clinkhardus*, Bürger zu Frankenberg i. H. 1295 (bei Wyss, Hess. Urkb. I 451; jüngere Belege im Register zu Bd. III 523f.). Daraus ergibt sich, daß ein nach bekanntem Muster gebildeter und appellativisch gebrauchter Name Klinghart für einen reichen Mann, einen „Protzen“, schon längst im Brauch war, als jener Münztypus mit dem thronenden König aufkam, auf den er nun scherzhaft angewandt wurde. — Ein dritter Einwand gegen die Deutung als „klingende Münze“ wird sich daraus ergeben, daß der *skilling* von Haus aus gar nicht das Zahlgeld, sondern nur die Schmuckmünze bezeichnete.

Indem ich nun zur Prüfung der Bedeutungswerte des Wortes

---

[1]) Wilmanns II 368f. will gerade das frühstbelegte *skilliggs* ausnehmen; dazu noch *winding*, das aber zu *winda* gehören kann, und das einmal bezeugte *hintring*, das sich zu *hintar* stellt wie *suntring(un)* zu *suntar*.

[2]) Trotzdem halt ich es nicht für unmöglich, daß man im Niederländischen, als man das Paar *scellinc* und *hellinc* anglich, dabei an die Zeitwörter *scellen* und *hellen* dachte; dies wäre eine „Volksetymologie“, nachdem die Herkunft von *hellinc* < *helflinc* vergessen war.



übergeh, kann ich das Altfriesische (Richthofen S. 1031, van Helten S. 302) und das Altsächsische (Gallée S. 276) bei Seite lassen, weil hier der „Schilling“ ausschließlich als Rechenmünze erscheint und nur zu geldgeschichtlichen Erörterungen Anlaß gibt, die wir soweit ausscheiden als es für unsern Zweck möglich ist.

Im Gotischen fehlt ein Beleg bei Ulfila: freilich fällt gerade Matth. 17 aus: es wäre immerhin möglich, daß hier in V. 27 der *στατήρ* als *skilliggs* wiedergegeben war. Als gotisch kennen wir das Wort aus den beiden Urkunden von Neapel und Arezzo (um 550), wo es zweifelsfrei den oströmischen Goldsolidus bezeichnet.

Die gleiche Bedeutung hat es noch in dem ältesten Beleg den das Althochdeutsche bietet: Ahd. Gll. II 255, 2 „aureos sex“ — *skillinka sehsi* Gl. K.; dazu IV 681, 21 (*scillinga*) Freher-Petausche Hs. In allen spätern Glossen wird „aureus“ und das gleichbedeutend verallgemeinerte „philippus“ nur noch durch *mancus* wiedergegeben: I 449, 19. 451, 43. 813, 33[1]); II 245, 61[2]); II 349, 31. 388, 21. 393, 3. 408, 3. 432, 3. 477, 32. 480, 61. 505, 41. 541, 12. 586, 17[3]); II 751, 48[4]). Der arabische Mancus und sein Name[5]) hatte in England (wo ihn K. Offa in Mercien sogar nachprägen ließ) und anscheinend auch in Deutschland mit dem Schwinden der römischen Goldsolidi aus dem Verkehr auch die Erinnerung an deren alte deutsche Bezeichnung verdrängt. — Die jüngeren Glossen III 120, 34 (= 192, 40). 381, 55; IV 217, 51 verstehen unter „solidus“ *scillinc* auf beiden Seiten die Rechenmünze. Literarische Belege fehlen ganz bis auf die Wiener Genesis 71, 4: (Joseph gab dem Benjamin) *zehen scillinge, silberîn si wâren, ich neweiz waz si wâgen*; der Dichter hat hier die „trecentos argenteos“ der Quelle (Gen. 45, 22) in 10 „lange (bayrische) Zählschillinge“ à 30 Denare umgerechnet.

Nur in der westgermanischen Stabreimformel *scaz unde scillinch* MSDkm. Nr. XCIX 14 (vgl. *sceat ne scilling* ags. Gen. 2143, fries. *mit schat ende mit schillinge* Richth. 439, 27) hat sich, längst nicht mehr verstanden, die Erinnerung an die alte Bedeutung „Silber- und Goldgeld“ bis ins Mhd. erhalten.

Im Altnordischen (s. die Belege bei Fritzner [2] III 325f.) ist, wenn *skillingr* und *mǫrk* gegenübergestellt werden, deutlich die Rechenmünze gemeint; aber es existierte noch die Erinnerung

[1]) Zu IV Reg. 5, 5. [2]) Zu Gregor, Dial. 4, 55. [3]) Zu Prudentius, P. Laur. 101. [4]) Zur Vita S. Martini. [5]) Vgl. meinen Artikel bei Hoops III 189f., bei dessen Korrektur im Felde mir leider Liebermann, Gesetze der Angelsachsen II 140. 575f. nicht zur Hand war.



daran, daß es einmal eine Münze dieses Namens mit vielfachem Pfennigwert gegeben habe. Freilich wenn man in Übersetzungen aus alttestamentlichen Schriftstücken „siclus“ mit *skillingr* wiedergab, mag lautlicher Anklang eingewirkt haben, aber der *gullskillingr* der Olafs s. hins helga (Fritzner [2] I 664) sagt mehr. Und unzweifelhaft meint Goldstücke die Thrymskviđa (Norwegen, vor 900?) V. 32

hǫn skell of hlaut
fyr skillinga,
en hǫgg hamars
fyr hringa fjǫld.

Die Art aber wie hier „Schillinge“ und „Ringe“ zusammengestellt werden, weist entschieden darauf hin, daß unter den *skillingar* nicht Münzen, sondern Schmuckstücke zu verstehen sind [1]). Im folgenden hoff ich das zu bestätigen.

Die wichtigsten Aufschlüsse und nächst dem Gotischen die ältesten Belege bringt das Altenglische. Hier bietet uns gleich die frühste Quelle, die alte Glossargruppe (bei Sweet OET. S. 72. 73):

570 „lunules (-as)“: *menescillingas* Ep., *meniscillingas* Erf. = *menescillingas* Corp. (Leid.) 1242.

„lunula“ ist ein halbmondförmiger Schmuck, den die römischen Frauen, um den Hals befestigt, trugen. Das Wort stammt hier aus einer Glosse zu Jes. 3, 18, und so finden wir es denn auch, aus der gleichen ags. Quelle geschöpft, in zwei aus Reichenau und S. Gallen stammenden Hss. eines glossierten Jesaias wieder, die auch sonst vielfach angelsächsischen Einfluß verraten und deshalb aus den althochdeutschen Zeugnissen ausscheiden mußten: Ahd. Gll. I 589, 10—14: „Lunulas quas mulieres habent de auro uel argento similitudine lunę diminutię sic dicuntur. i. *hlibas* [2]) uel *scillingas*“. Hier haben wir also zu einem Schmuck aufgereihte, sei's an Ösen befestigte oder angelötete „Schillinge“, römische Goldmünzen mit dem Kaiserbild.

Danach ist denn zunächst die bekannte Widsith-Stelle V. 90ff. zu verstehn:

se me bêaȝ forȝeaf burȝwarena fruma,

---

[1]) Der Zusammenhang in dem hier *skell* und *skillingar*, „Prügel“ und „Schillinge“ erscheinen, hat nichts zu tun damit daß, wie Heyne in seinem Wörterbuch III 341 sich ausdrückt, „Sch. auch scherzhafte Bezeichnung eines Schlages oder einer Tracht Prügel“ sei, sondern dies erklärt sich einfach aus dem DWb. IX 153 unter 5) beigebrachten.

[2]) Scheint unerklärt.

on þâm siexhund wæs smǣtes ȝoldes
ȝescyred sceatta scillinȝrîme.

Die „600 (Silber-) Sceattas" drücken den Wert des Goldschmucks aus, der in aufgereihten „Schillingen" bestand; *rîm* bedeutet, wo immer es vorkommt, die Zahl nicht im Sinne der „Summe", sondern als „Reihe", bald zeitlich wie in *ȝeâr-rîm,* bald räumlich wie in *fæđm-rîm,* oder beides verbindend in *cnêo-rîm*; vgl. auch die Glosse „in catalogo" = *on*[1]) *rîme* Wright-Wülcker 506, 24[2]).

Danach scheint mir im Hildebrandslied V. 34 gegenüber Kögels unmöglicher Deutung („aus Kaisergold", Litgesch. S. 221) und trotz Kauffmanns erstem wirklichem Interpretationsversuch („mit einer Kaisergoldmünze versehen", „mit eingelegter . . . byzantinischer Goldmünze", Philol. Studien für Sievers S. 147) die von K. Hofmann vorgeschlagene und von Grein und Wadstein angenommene Änderung von *cheisuringu* in *cheisuringum* (resp. *-ū*) fast unumgänglich. Ich kann nicht finden, daß die Stelle durch den Hinweis auf Saxo S. 185 „vollkommen deutlich" wird (denn Saxo schildert ein ungewöhnliches Kunstwerk!), aber jedenfalls empfiehlt auch gerade sie eine Mehrheit von Münzen: der *baug* — *cheisuringum gitân* war aus aneinandergereihten „Schillingen" hergestellt.

Das dem ahd. *cheisuring* entsprechende ae. *câsering* taucht bekanntlich in der gegen Ausgang des 10. Jh.s entstandenen, aber unzweifelhaft (was ich nirgends betont finde) auf weit älteren Glossierungen beruhenden nordenglischen Interlinearversion der Evangelien (Lind. Rushw.) auf: Matth. 17, 24 übersetzt es „didragma" (Lind. fügt hinzu *„vel caseres gafel"*), Luc. 15, 8 und außerdem Lind. Praef. 8, 16 „dragma". Daß der Übersetzer, resp. der Glossator dem er folgte, hier ein dem (zur Rechnungsmünze gewordenen) „Schilling" gleichwertiges Geldstück im Auge hatte, ergibt sich daraus, daß er a) im folg. Vers dafür *scilling* einsetzt, b) in demselben Verse unmittelbar vorher die Summe „dragmas decem" umschreibt *fif sceattas tea sidum* = „10mal 5 sceattas": er rechnet also mit dem westsächsischen Schilling zu 5 Pfennigen,

[1]) Wülckers *in* ist wohl eine der ungezählten Entgleisungen des neuen Herausgebers oder Setzers.

[2]) Ich komme auf die Stelle unten zurück S. 260. — Den in der gleichen alten Partie des Widsith (Möllers II) vorkommenden Eigennamen *Scilling* wollte Müllenhoff Zs. f. d. Alt. VII 530 als „Spielmannsnamen" direkt aus *scellas* ableiten; ich bringe ihn vielmehr mit der Schmuckmünze in Beziehung: sei's daß ihr Träger eine solche als Auszeichnung erhalten hatte, sei's daß man ihm ehren- oder scherzeshalber den Namen des Goldstücks beilegte; vgl. oben S. 145f.



was zur Heimat der Interlinearversion selbst nicht zu passen scheint[1]), und er verwendet für die Pfennigmünze noch den seit 800 dafür veralteten Ausdruck *sceatt,* während ihm sonst der *penning* für „denarius“ durchaus geläufig ist[2]) (Matth. 20, 2. 9. 10. 13; 22, 19[3]); Marc. 6, 37; 12, 15; Luc. 7, 41; 10, 35[4]); 20, 24; Joh. 6, 7).

Bei dem weitern Auftreten des Wortes „Schilling“ im Altenglischen müssen wir streng unterscheiden zwischen der Literatur, den Übersetzungen und Glossarien einerseits, den Gesetzen und Urkunden anderseits.

1) In der Poesie fehlt *scilling,* abgesehen von jener Widsithstelle und der Formel in der Genesis, ganz. Die Übersetzer aber bedienen sich des Wortes in der Verlegenheit, welche ihnen die reine Pfennigwirtschaft ihrer Zeit auferlegt, um die verschiedensten alten Münznamen, vor allem der Vulgata und der von ihr abhängigen Poesie und Prosa wiederzugeben, so:

„argenteus“: Ev. Matth. 26, 15; 27, 3. 5. 9 = Lind. Rushw.; vgl. Aelfric Hom. II 242. — Aelfric Genesis 20, 16[5]).

„dragma“: Ev. Luc. 15, 9 = Lind. Rushw. — Gl. zu Aldhelm de laud. virg. 6, 26 (bei Napier, Old english glosses p. 11, 348).

„siclus“: pros. Ex. 21, 32 (vgl. Aelfred Ges. 64, 13); Num. 18, 16.

„stater“: Rushw. Matth. 17, 27.

„denarius“: Lind. Matth. 18, 28; Marc. 14, 5; Joh. 12, 5 (*penn. ł scillin.*).

„numisma“: Wright-Wülcker 183, 21.

„obulus“: Wright-Wülcker 460, 15 — ebenda in dem gleichen Glossar 462, 25 „Obulum“ — *sceat*!

Diese Liste zeigt deutlich, in welcher Ratlosigkeit man dem Worte gegenübersteht: man schwankt in der ganzen Skala zwischen

[1]) Der mercische Schilling hat 4 Pfennige.

[2]) Einen zweiten Beleg für das hohe Alter der benutzten Glossen bietet Matth. 17, 27, wo es in Lind. zu „staterem“ heißt *þæt wæs feor trymes ł* VIII, also noch mit den Tremissen des merowingischen Münzsystems gerechnet wird; Rushw. setzt dafür *scilling* ein; ein drittes Zeugnis Marc. 12, 42, wo die „minuta“ mit *stycas* (Rushw. *stycgce*) wiedergegeben sind; auch diese angelsächsischen Bronzemünzen sind bald nach 850 verschwunden.

[3]) An diesen fünf Stellen bietet Rushw. *dinere.*

[4]) An diesen zwei Stellen hat Rushw. eine Lücke.

[5]) Man beachte, daß dasselbe „argenteus“ Gen. 37, 28 mit *peneg,* Gen. 45, 22 mit *sylfring* wiedergegeben wird.

„stater“ und „obulus“, und nur allenfalls die Übersetzung von „stater“ könnte eine letzte Erinnerung daran bewahren, daß *scilling* einmal eine Goldmünze bezeichnete. Aber ich glaube das nicht einmal.

Anderseits hat es Silber-Schillinge in geprägter Form niemals vor den Tagen K. Heinrichs VII. (1485—1509), der in England die ersten schlagen ließ, gegeben. In Skandinavien sind derartige Münzen ein wenig älter: die ersten hat hier K. Christoph von Schweden (1440—1448) für Dänemark geprägt; in Deutschland treffen wir sie ein Jahrhundert früher, zuerst wohl in Trier und Köln ca. 1350; dann folgen die Deutsch-Ordens-Schillinge Winrichs von Kniprode, weiter Mainzer, fränkische, schwäbische, schweizerische, hanseatisch-wendische Schillinge.

2) Dafür daß der „Schilling“ in den ags. Gesetzen ausschließlich eine Rechenmünze bedeutet, genügt es jetzt auf die mustergültige Darstellung von Liebermann II 190 („*scilling*“). 640 („Schilling“) zu verweisen. Was sich über das Vorkommen fremder und in geringem Umfang heimischer Goldmünzen im 7. u. 8. Jh. ermitteln läßt, hat Liebermann II 477 („Goldmünzen“) zusammengestellt; dazu vergleiche den reichhaltigen Artikel „Mancus“ II 575. Als Bezeichnung dieser Goldmünzen herrscht seit etwa 800 das arabische *mancus*, vorher wird man sie als *scilling* bezeichnet haben, wie bei den Goten und auf dem deutschen Festlande, daneben als *câsering*; gelehrte Bezeichnung ist „siclus auri“ Liebermann II 575c.

So trat jetzt auch die Berechnung von Schmuckstücken nach *mancusas* an die Stelle der alten Wertung nach *scillingas*. Wir haben in den Urkunden zahlreiche Erwähnungen solcher *armillae auri obrizi* d. i. *bêaȝas smǣtes ȝoldes*[1]) (Wids. 90f.), welche Liebermann II 575c oben aufführt. Sie unterscheiden sich von der Angabe der Widsithverse dadurch, daß sie die Zahl der „mancusas“ angeben, denen das Schmuckstück gleichwertig oder aus denen es zusammengesetzt ist: 30, 60, 80, 100, 120. Bosworth-Toller freilich übersetzen auch die Dichterstelle so: „containing gold to the value of six hundred shillings“, aber das ist offensichtlich falsch, es ist von „600 sceattas“ als dem Werte die Rede, der durch das *scillingrîm* repräsentiert war: durch die Zahl der Schillinge die dafür eingeschmolzen oder, wie ich interpretiere, durch die Reihe der Schillinge, die aneinandergeschlossen waren. Diese

---

[1]) Vgl. „obrizum“: *smǣte gold* Corp. Gl. 1401 (Sweet, OET. S. 81a).



Zahl läßt sich, wie ich glaube, mit Sicherheit ermitteln. Der „Mancus“ wird regelmäßig auf 30 (silberne) Pfennige gewertet; setzen wir „Mancus“ = *scilling* (goldene), „Pening“ oder „Denarius“ = *sceatt* (silberne), so sind 600 „sceattas“ = 20 „scillingas“. Man beachte wohl, daß wir es hier mit dem alten Goldschilling (dem „siclus auri“) zu tun haben, nicht mit dem Rechenschilling, der nur 4 oder 5 Pfennige umfaßt.

Wir wissen jetzt, daß in England wie in Deutschland bis gegen 800 herab der „Schilling“ eine Goldmünze war, in der Hauptsache der römische Goldsolidus, der zeitweise zahlreich umlief, auch hier und da in vorkarolingischer Zeit nachgeprägt wurde, außerdem aber als Schmuckstück diente, einzeln und zu mehrern aneinandergereiht. Für die letztere Tatsache haben wir vorläufig ein sicheres sprachliches Zeugnis in der Glosse „lunulas“ — *menescillingas* für einen Halsschmuck, während die Deutung der Stellen aus Widsith und Hildebrandslied, die ich vorgeschlagen habe, nicht unbestritten bleiben wird. Den stärksten Einwand den man dagegen erheben kann, will ich selbst hier anführen: wir kennen zwar aus zahlreichen Funden die Münzen als Hals- und Brustschmuck, aber ein aus Münzen zusammengesetzter Armring ist mir vorläufig nicht bekannt [1]). Für die weitern Ausführungen kommt die Sache nicht in Betracht.

Wir wenden uns nun der Frage zu: ist der „Schilling“ als Münze oder ist er als Schmuckstück zu seinem Namen gekommen? Diese Frage ist bisher gar nicht aufgeworfen worden. Es ist natürlich nur eine grobe Gedankenlosigkeit, wenn das etymologische Auskunftsbureau sagt: „mittelst der bei altdeutschen Münznamen beliebten Endung *-inga* gebildet“ — denn es hat vorher keinen einzigen altdeutschen Münznamen gegeben außer dem „Schatz“ (got. *skatts*), der „Schilling“ ist also der Prototyp für die lange Reihe derartiger Namen, nach dem zunächst (mit Trennung *skill-ing*) der *panding* und bald darauf (mit Trennung *skil(l)-ling*) der *halfling* geschaffen worden sind, beide im 8. Jahrhundert. Unser Wort kann also überhaupt nicht als Münzname im eigentlichen Sinne geschaffen sein.

Ich habe im Eingang die Herleitung von *skellan* abgelehnt und ich lehne ebenso ab die direkte Ableitung von einer Wurzel,

[1]) Vgl. außer Lindenschmitt Bd. I Taf. XIII jetzt den Artikel „Armring“ von Schnittger bei Hoops I und die Tafeln 7. 8. 9.



die „spalten" bedeutet, wie sie Torp-Fick S. 458 (460. 461) als *skel- (skelk-, skelp-)* ansetzt. Denn obwohl ich nicht der Meinung bin, daß die Wortbenennung allezeit das Wesen der Sache erfaßt hat, glaub ich doch, daß die alten Germanen, so wenig Geld sie im „scazfung" haben mochten, doch von der Entstehung der Münzen mehr verstanden, als beispielsweise moderne Etymologen, bei denen die Pfennige in der Pfanne gebacken werden. Sie wußten also, daß der Schrötling nicht durch „Spalten" entsteht, sondern flach geschlagen und demnächst beschnitten oder auch in Gußformen gebildet wird, eh er auf den Prägstock kommt.

Es gibt für *skilling* keine andere Ableitung als die von g. *skildus* „der Schild": der „Schilling" ist also „der Schildartige", „eine Art Schild" oder auch „der kleine Schild".

Lautlich begegnet diese Herleitung keiner Schwierigkeit. Sie setzt freilich mit **skildling* ein *skild* voraus, das bereits das *u* des Suffixes eingebüßt hatte, kann also nicht gut in der Sprache des Ulfila aufgekommen sein, welche *skildus* (wie *dauþus, fotus* usw.) bietet. Aber wer sagt uns überhaupt, daß es die Goten waren, die das Wort schufen? — dann gibt es ja auch in got. *tagr* einen Beleg dafür, daß ein Auslautsgesetz, welches dem von Sievers für das Westgermanische formulierten Synkopierungsgesetz entsprach, schon weit früher gewirkt und nur eben im Gotischen starke Störungen erfahren hat; und schließlich haben wir es möglicherweise mit einem alten *-wa*-Stamm **skeldwa* zu tun, also *skeldwling* > *skeldling* > *skelling* > *skilling*.

Daß die Lautgruppe *ldl*, sobald der etymologische Zusammenhang mit dem Grundwort *skild* vergessen wurde, bei einem vielgebrauchten Worte zu *ll* werden mußte, ist ohne weiteres selbstverständlich. Als ein durch reichliche Beispiele belegtes „Lautgesetz" kennen wir den Vorgang freilich nur aus dem Altenglischen, wo ws. *siellîc, syllîc* gegenüber got. *sildaleiks*, north. *ballîce, moniȝfallîce, hêhstallîc* dafür zeugen (Sievers § 193, 3; Bülbring § 533b). Aber auch auf hoch- und niederdeutschem Boden begegnen wir der Erscheinung bei der gleichen und ähnlichen Lautgruppen: *Baldlof* (< *Baldolf*) wird zu *Ballof, Ballauf, Volkland* (< *Volknand*) zu *Volland, halfling* zu *halling*.

Die runde Münze als einen Miniaturschild anzusehen und sie danach zu benennen, lag an sich nahe: prägt doch z. B. Brage in der Ragnars drápa 12 die Kenning *Svǫlnis salpenningr* für den in Valhal aufgehängten Schild Oðins.

Es gibt aber noch zwei Gesichtspunkte, unter denen die Be-

nennung „Schildchen“ für eine Goldmünze der frühgermanischen Zeit betrachtet werden kann: das ist einmal das Münzbild und dann die Verwendung als Brustschmuck.

Unter den griechischen und römischen Münzen die in deutschen und skandinavischen Funden vorliegen, befinden sich nicht wenige welche im Gepräge den Eindruck eines in konzentrischen Kreisen geschmückten Rundschildes wiedergeben. Das Vorbild dieser südeuropäischen Geldstücke aber, bis hinauf zu den Tetradrachmen Philipps von Makedonien, finden wir in den nordischen Schmuckbrakteaten wieder, von denen man die bequemste Anschauung aus S. Müller-Jiriczek, Nordische Altertumskunde II 192ff. gewinnt, vgl. dazu Lindenschmitt I 391ff. und jetzt den Artikel „Brakteaten“ von Luschin v. Ebengreuth bei Hoops I 307ff., insbesondere verweise ich auf die Abbildung 118 bei S. Müller II 197 — ich bin geradezu der Ansicht, daß wir von solchen Geprägen aus unsere etwas mangelhafte Vorstellung von der äußern Erscheinung der germanischen Rundschilde ergänzen können. Daß Apollinarius Sidonius Ep. IV 20 bei den Franken weiße und gelbe Schilde kennt, also gerade solche in den Münzfarben Silber und Gold, will ich nicht unerwähnt lassen.

Diese ausschließlich zu Schmuckzwecken hergestellten Brakteaten, die im Norden besonders zahlreich gefunden, aber keineswegs auf den Norden beschränkt sind (Lindenschmitt glaubte sogar, daß sie vorzüglich in den ehemals römischen, von Deutschen besetzten Ländern vorkämen), finden sich vielfach zusammen, auch am selben Hängeschmuck vereinigt mit echten antiken Goldmünzen des 5. Jh.s usw. (S. Müller II 192 unten). Es ist kein Zweifel, daß man beide Arten unter der Bezeichnung „Schilling“ zusammenfaßte, der wir bereits auf Grund der Glosse „lunulas“ — *menescillingas* diesen Wert zugeschrieben haben. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bezeichnung aufkam zu einer Zeit, wo der vereinzelte Import der fremden Münzen sie zunächst nur als Schmuckstücke Verwendung finden ließ; Geldeswert erhielten sie erst, als sie in größeren Mengen in Umlauf kamen.

Wir kämen also mit der Erklärung „Schildchen“ aus der Ähnlichkeit des Münzbildes mit einem Schilde aus; wenn ich eine zweite Erklärung hinzufüge, so ist es nicht, um beide zur Wahl zu stellen. Freilich bin ich nicht des Glaubens, dem sich Viele gedankenlos hingeben, daß es für jedes Wort eine ganz bestimmte etymologische Bedeutung geben müsse, und daß unsere Wissenschaft im Besitz der Mittel sei, um diese festzustellen. Sehr oft

ist ein Wort schon von der Menge die es aufnahm und weitergab, anders verstanden worden als von dem worterzeugenden Individuum — die „Volksetymologie" ist nur eines von den Zeugnissen dafür. Dann aber such ich auch nach einem Mittel oder einem Anschluß, um das Suffix zu erklären.

Ich glaube nämlich, daß gerade bei der Bildung des Wortes die Verwendung der frühsten importierten Goldmünzen als Hängeschmuck, als Brustschildchen entscheidend gewesen ist. Natürlich zu einer Zeit als man noch sparsam damit umgehen mußte, als man also für einen solchen Halsschmuck nur immer ein auf die Brust niederfallendes „Schildchen" (vgl. Luthers *Schildlin* II Mos. 25, 7 u. ö.) verwendete, gelegentlich auch es zur Spange gestaltete, die das Frauengewand vor der Brust zusammenhielt.

Zwischen der Benennung der Schmucksachen und der Münzen bestehen seit ältester Zeit und bis in die unmittelbare Gegenwart Beziehungen hinüber und herüber, die ich bei Hoops III 254 angedeutet habe und hier aus einem sehr reichen Material, über das ich verfüge, noch mit einigen Beispielen belegen will. Ich übergeh dabei den Fall, daß aus demselben Substrat zu verschiedenen Zeiten ein Münzwort und eine Schmuckbezeichnung gebildet wird (s. *medili* und *Medeie* a. a. O.), und beschränke mich auf die drei Hauptmöglichkeiten:

1) Münze wird zum Schmuck verwendet. Nach dem Verschwinden des „Mancus" taucht in England wie in Frankreich und Deutschland der *besaunt* auf, der durch die Kreuzzüge reichlich importierte jüngere byzantinische Goldsolidus, literarisch bezeugt seit Orm (ca. 1200). Nachdem aber durch die Nobles-Prägung K. Edwards III. reichlich eigenes Goldgeld in Umlauf gekommen war, dienen die „besaunts" als Schmuckstücke, und so erscheint in späteren Gedichten wiederholt die formelhafte Verbindung *broches and besauntes* u. ä. Morte Arthure 3253, Roland 411 (Murray I 842 s. v. „Bezant"). — Im J. 1544 sendet K. Christian III. seinem Statthalter einen „Gulden" zur Übermittelung an den schottischen Gesandten: — *at han for vore skyld vilde drage samme Giølden*; Werlauff, De hellige tre Kongers Kapel (1849) S. 30 vermutet, daß es sich um das Ordensabzeichen jener Brüderschaft handelte, welche mit dem später gegründeten Elephantenorden in einem noch nicht aufgeklärten Zusammenhang stehe.

2) Schmuckbenennung wird auf Münze übertragen. Die Bezeichnung *Flitter*[1]) gilt ursprünglich von kleinen zum Schmuck

[1]) Der Artikel im DWb. ist ganz ungenügend.



der Kleidung aufgenähten Metallplättchen; sie wurde von da auf die kleinsten Silbermünzen (Pfennige, Heller) übertragen [1]) — und erscheint 1620, als man in Braunschweig und in der Nachbarschaft zur Ausprägung massenhafter Kupferpfennige schritt, als offizielle Benennung auf deren Rückseite.

3) Schmucksachen dienen als Geldwert und geben später einer Münze den Namen. Hier ist der interessanteste Fall der des slavischen *userengŭ* „inauris", das Miklosich Etym. Wb. 372b auf ein got. **ausa-hriggs* zurückführt: dies Wort taucht im 13. Jh. in baltischen Urkunden und bei baltischen Historikern unter der Form *osering* zur Bezeichnung einer fremden Goldmünze auf, von der sich bei den heidnischen Landesbewohnern noch leidliche Bestände vorgefunden haben müssen; ich habe mir aus dem Liv-, Esth- u. Kurländ. Urkb. folgende Fälle notiert: Bd. I S. 220 (a. 1241). 668 (a. 1290). 775 (a. 1300); VII S. 160 Nr. 229. 230 (a. 1424). Dazu der älteste Beleg bei Heinrich dem Letten MG. SS. XXIII 290, 5: *Et ostendit eis oseringos quinquaginta* (a. 1215), und ein deutsch-literarischer, Livl. Reimchr. 3071 f. *alsus wart ir gedinge vümfhundert ôseringe.*

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß „Schilling" von Haus aus sehr wohl die Benennung einer Schmuckmünze sein kann. Höhere Wahrscheinlichkeit dafür bringt die Betrachtung der Ableitungssilbe. Münznamen nach deren Vorbild sie gewählt werden konnte, gab es nicht; literarisch ist dies *-ling* übh. vor dem *skilling* nur sehr schwach bezeugt: bei Ulfila findet sich bloß *gadiliggs,* das freilich durch as. *gaduling,* ae. *ʒædeling,* ahd. *gatulinc* als gemeingermanisch erwiesen ist, aber für *skilling* keine Anschlußmöglichkeit bietet.

Die beste Orientierung über die Ausbreitung des Suffixes gibt noch immer J. Grimm Gr. II 352 ff. Da ersieht man, daß es als echtes und eigentliches Deminutivelement nur im Nordischen vorkommt; allein schon Polzin QF. 78, 3 hat betont, daß es sich da fast immer um das Tierjunge handelt, sodaß einzelne Wortbilder wie *bœklingr* „libellus" und *kvedlingr* „cantiuncula" erst junge und vielleicht gelehrte Ausweichungen sind.

Es bleibt nur eine Gruppe von westgermanischen Bildungen übrig, die zwar z. Tl. — was bei der literarischen Natur unserer Überlieferung nicht verwundern darf — erst relativ spät über-

---

[1]) Bei einer Rundfrage in Zeitungen stellte ich vor einigen Jahren fest, daß man auch die jetzt eingezogenen silbernen 20-Pfennige so (und *Flimmerchen*) genannt hat.



liefert erscheinen, aber ganz unzweifelhaft volkstümlich sind und darum als alt angesprochen werden können. Ich meine die Benennungen von Bekleidungs- und Ausstattungsgegenständen, wie ahd. *zuhalinc* („pero") Ahd. Gll. II 661, 45; *snuriheling* („pero") ebda 711, 56; as. *striorling*[1]) („pero") Wadst. 113, 2; ae. *rifelingas* („obstrigelli") Wright-Wülcker 125, 33 — sämtlich für Fußbekleidungen; dazu für Handbekleidungen aus dem Glossar Id: *knûuelinge* („muffule"), *vustilinge* („uuanti") Ahd. Gll. III 377, 27. 28; schließlich für eine Decke ae. *wæstling* („stragula"). Auch die Benennung eines Gebäcks, des Kringels, als *(h)ringiling* („panis tortus") Wadst. 74, 14 darf ich hier anreihen. Mit dieser, sagen wir einmal kunstgewerblichen Gruppe war der Anschluß und Ausgangspunkt für eine Bildung wie **skildling* gegeben, das nicht eigentlich „kleiner Schild", sondern „eine Art von Schild" heißen wird: der Erzeuger des Wortes dachte dabei in erster Linie an den Brustschmuck, Andere, die es aufnahmen, mögen mehr die Ähnlichkeit des Gepräges mit einem Rundschild im Auge gehabt haben; für seine weitere Verbreitung war der Umstand nicht gleichgiltig, daß es sich zur alliterierenden Formel fügte: *skatts jah skilliggs.*

IV. SCHATZ.

Mit dem „Schatz" (germ. **skattaz*) erreichen wir das einzige Wort, mit dem schon in urgermanischer Zeit ein geprägtes und im Umlauf befindliches Geldstück bezeichnet wurde — gleichwohl werden wir auf Bedenken stoßen, die uns abhalten, diese Bedeutung als gemeingermanisch anzuerkennen.

Die Form des Wortes ist klar und erleidet in einzelnen Dialekten nur soweit Veränderungen, als es deren besonderer Lautwandel erfordert: sie betreffen den Vokal im Englischen und Friesischen, den verschobenen Dental im Hochdeutschen.

Über die reiche Bedeutungsentwickelung in mittlerer und neuerer Zeit geben die Wörterbücher genügenden Aufschluß: sie geht uns hier nur soweit an als ich den Münznamen gegen sie abgrenzen muß.

Ulfila bedient sich des Wortes *skatts* in den erhaltenen Teilen der Bibelübersetzung 14mal, und zwar in folgender Weise:

a) er übersetzt damit konsequent *δηνάριον* (6mal): Marc. 12, 15. 14, 5; Luc. 7, 41. 20, 24; Joh. 6, 7. 12, 5;

[1]) Entstellt, Wadstein vermutet *snuorling.*



b) er braucht es einmal im Plur. für *ἀργύριον* „Geld“: *nih hlaib nih skattans* = *μήτε ἄρτον μήτε ἀργύριον* Luc. 9, 3;

c) einmal verwendet er es für *ἀργύριον* „Silberling“ Matth. 27, 6, wofür er sich sonst (3mal) der selbstgeschaffenen Kontrafaktur *silubreins* bedient: Matth. 27, 3. 5 [1]). 9;

d) im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden Luc. 19, 13—25 wechselt er gegenüber *μνᾶ* ohne erkennbares Prinzip derart, daß er, mit *dailos* beginnend und schließend, im ganzen 6mal *skatts* und 3mal *daila* braucht, dies aber nur im Plural, während von den ersteren Fällen 4 auf den Singular kommen.

Die Geläufigkeit des Wortes für „gemünztes Geld“ wird ferner durch den Namen des Wechslers: *skattja* (Marc. 11, 15; Luc. 19, 23) bezeugt; vgl. ahd. *fenning-uuantaleri* (Tat. 117, 2).

Von sonstigen Münznamen der biblischen Vorlage hat Ulfila *assarjus* (Matth. 10, 29) einfach beibehalten, die *δραχμή* fand er wohl schon zum *drakma* gewandelt (Geschlecht an *skatts* angeglichen) vor (Luc. 15, 8. 9), doch ist der Schreiber bei Luc. 15, 9 mit *drakmein* in das Grundwort zurückgeglitten (Zs. f. d. Alt. XLVIII 162). — In *kintus* (für *κοδράντης* Matth. 5, 26) vermute ich eine populäre Kurzform für *centenionalis* (s. oben unter „Scherf“ S. 149). Wie sich Ulfila zum *στατήρ* verhalten hat, wissen wir nicht, da uns leider Matth. 17, 27 fehlt. —

Das altnordische *skattr* hat für sich und in seinen zahlreichen Kompositis ausschließlich die Bedeutung „Abgabe“, „tributum“; Cleasby-Vigfusson 540, Fritzner² III 293—295, wo das noch bestimmter ausgedrückt sein könnte. Denn den Wert von „thesaurus“ hat es nur in dem entlehnten Ausdruck *Niflunga skattr,* zufrühst bei Snorre Sk. 42 Schluß, Ht. 41. Aus dem jüngern Münznamen *skettingr* (Fritzner² III 314b) auf einen gleichen Wert des Grundworts zu schließen, ist natürlich ganz verkehrt: *skettingr* in seinem Verhältnis zu *skattr* ist vielmehr eine wertvolle Parallele zu *pending—pand.*

Für das Friesische setzt v. Richthofen S. 1028, J. Grimm folgend, zwei verschiedene Wörter *sket* an, die aber jetzt allgemein als ein Einheitswort anerkannt sind (van Helten, Zur Lexikologie des Altostfriesischen S. 300) mit der interessanten Doppelbedeutung:

a) „Vieh“, insbes. „Rindvieh“;

---

[1]) Wo für das überlieferte *silubram*: *silubreinam* (nicht *-aim*) einzusetzen ist, Zs. f. d. Alt. XLVIII 162.



b) „Geldsumme", „Geldstück"; „Abgabe" (vgl. *tribuet ende schat* R. 112, 34).

Der bestimmteste Wert: „silbernes Geldstück, Denar" lebt nur noch in der Stabreimformel *mit schat ende mit schillinge* R. 439, 27 nach.

Dem Altsächsischen sichert der Heliand zugleich eine umfassende und eine engere Bedeutung für *scat*:

a) „Geldstück": *guldîne scattos* 3205. 3214 übersetzt „staterem" (Matth. 17, 27); *êrîne scattos* 3767 „aerea minuta" (Luc. 21, 2); *ênna silofrinna scat* 3417 den „denarius diurnus" (Matth. 20, 2)[1]). Die „triginta argentea" (Matth. 27, 3) sind *thrîtig scattos* 5149 (5148. 5151 *that silubar*), aber beim ersten Vorkommen (Matth. 26, 15) *silubarscatto thrîtig* 4488f. In der Geschichte vom Zinsgroschen wird „numisma census" (Matth. 22, 19) mit *the scattos* 3820 wiedergegeben, „denarium" (ebda) mit *ênna silubrinna* 3822. Der Dichter kennt den Denar als Silbermünze, aber das einfache *scat* genügt ihm nicht dafür: so übersetzt er denn „ducentorum denariorum" (Joh. 6, 7) mit *siluberscatto tuêhund* 2835f.

b) „Geld", „Vermögen", „Schatz": *scattes . . . mêr* 3438; ähnlich *scattas uuiht* Gen. 22 (vgl. Braune, Beitr. XV 272). — *feho . . . endi fremidi scat* 2501; die Komposita *uueroldscat* 1641. 3303 und — altertümlich-poetisch — *fehoscattos* 1546 (Luc. 6, 34). 1648 (Matth. 6, 20). 1854 (Matth. 10, 9).

c) „Abgabe": in der Zusammensetzung *hôbidscattos* 3189[2]). 3812[3]).

Die Entwickelung zielt schon auf eine allgemeinere Bedeutung hin, aber die Bewahrung der Pluralformen auch bei *fehoscat* und *hôbidscat* zeigt, daß wir dem Ausgangspunkt „(silbernes) Geldstück" noch nahe stehn.

Nach dem Heliand gibt es dafür kein Beispiel mehr. Die freie Essener Glosse zu Matth. 27, 5 *uuat scal ûs the scat?* (Wadst. 52, 36) gibt die Bedeutung „pecunia", in *frônescat* Ahd. Gll. III 722, 34 steckt „dominicus census" — und so geht es weiter ins Mnd. und Mnl., wo allein noch die beiden Bedeutungen „Geld, Schatz" — „Abgabe" vorhanden sind, s. Schiller u. Lübben IV 54; Verwijs u. Verdam, Mnl. Wb. VII 339ff.

Im Altenglischen liegen die Verhältnisse nicht so einfach wie es nach der Bekanntheit gerade des *sceatt (scæt)* scheinen könnte.

---

[1]) Vgl. *tagaphenning* Ahd. Gll. I 809, 4; 715, 16.

[2]) Matth. 17, 23 „didragma"! [3]) Matth. 22, 17 „censum".



a) Die Bedeutung „Silberpfennig“ tritt mit voller Deutlichkeit nur in den allerältesten Gesetzen zu Tage[1]), von dort aus muß sie für die literarischen Stellen erschlossen werden; in den alten Glossaren fehlt sie. Die Gesetze K. Aethelberhts von Kent (601—604), bei Liebermann I 1—8, bringen das Wort in §§ 16. 32. 59. 60. 72, 1, zumeist in den Pluralformen *scættas, scætta*; der Wert ist hier $^1/_{20}$ „scilling“. — Im Mercier-Recht des 10. Jh.s § 2 wird das einfache Wergeld des Königs dem von 6 „Thegnas“ gleichgestellt und demgemäß auf „30000 sceattas“ = „120 Pfund“ [= 7200 Schillingen] festgesetzt. Sonst kommt bei Liebermann (II 389, 11) nur noch in einer Eidesformel des 10./11. Jh.s die alte Reimformel vor: *sceatt ne scilling, ne penig ne peniges weorđ*.

In den kentischen Gesetzen des spätern 7. Jh.s (bei Liebermann II 9—14) fehlen Denaransätze überhaupt, und in den Gesetzen K. Ines von Wessex (688—695), die Aelfred seinem Kodex einfügte, sind bei der Aufnahme die „sceatt“-Taxen in „pæning“-Taxen umgeschrieben worden (s. oben unter „Pfenning“ S. 243).

Die oben unter „Schilling“ behandelte Widsithstelle V. 92 spricht von einem Wert von *„600 sceattas on scillingrîme“*. Lassen wir den hier sicher gemeinten Goldschilling der Rechnung K. Aethelberts gleichwertig sein, so würde es sich um 30 Goldmünzen handeln. Im Beowulf verteilt der Gefolgsherr Armringe und Silberdenare, vgl. V. 80 *bêagas dǽlde* — V. 1686 *sceattas dǽlde*; weiter hat Rieger, Zs. f. d. Phil. III 415 geschlossen, daß bei der Nennung von hohen, speziell Tausendzahlen mehrfach *sceatta* ergänzt werden müsse: so 2195. 2994.

Mit dem Aufkommen des „Pfennigs“ schwindet die „Sceatt“-Rechnung, und wenn sie so spät noch einmal auftaucht wie in der Interlinearversion Lind. Rushw. Luc. 15, 8, so muß das aus ältern Glossierungen stammen. Auch die Übersetzung von „argenteos“ durch *sceattas* im sog. Heptateuch Jud. 16, 5 ist (nach 1000) sehr auffällig. — Anderseits ist es wohl möglich, daß neben den breiten „Pfennigen“ noch immer welche von den alten kleinen „sceattas“ umliefen: so würde sich die Übersetzung „obulum“ — *sceat* Wright-Wülcker 462, 25 erklären, neben der freilich in demselben Glossar „obelus“ — *scilling* 460, 17 steht. — Über die Formel *sceat and scilling* s. o.

b) „Geld“, „Geldeswert“, „Vermögen“. So schon in den ältesten Glossaren „bona“ *scæt* Ep. Erf. 157, Corp. 311, und daher

[1]) Angabe der Stellen bei Liebermann II 189c unter *„sceatt“*.



Wright-Wülcker 358, 22 (11. Jh.); ebda 95, 8 „pretium“ *sceat.* — Für „pecunia“ steht der Singular Gen. 503. 813 (= as. Gen. 22); Ps. 77, 29; Chron. a. 1070 (Pl. 205 unten). 1085 (Pl. 217); — der Plural im gleichen Sinne: Byrhtn. 40; Aelfr. Gen. 12, 16; Num. 22, 7; Chron. a. 1064 (Pl. 190). 1069 (Pl. 203). 1079 (Pl. 214). — Die Bedeutung ist nicht immer scharf von a) zu trennen. — Belege aus den Gesetzen bei Liebermann II 189.

c) „Abgabe“: Andr. 297 *sceattas ʒescrifene* (= *ʒafulrǣdenne* 296); vgl. *fere-scœt* „naulum“; für *têoþa sceat* Belege bei Bosw.-Toller 827b.

Die Bedeutungen b) und c) liegen zahlreichen Kompositis zu Grunde (s. B.-T. und Liebermann II 190a oben), von denen *feoh-sc.* (vgl. altsächs.), *ʒif-sc., mân-sc.* nur je einmal in der Poesie vorkommen, *fere-sc.* und *mêd-sc.* auch im Ahd. erscheinen und ebenso wie *sceatwyrpan* dort erörtert werden sollen.

Das Englische ist die einzige germanische Sprache in der das Wort frühzeitig ganz ausgestorben ist — die letzten Belege scheint (um 1250) die frühmittelengl. Genesis 795. 881. 3169 zu bieten in der Formel *srûd and sat*[1]). Zu den Ersatzwörtern gehört *scot*[2]), das auch in die Komposita eindringt: *ciricscot* neben *ciricsceat, scotfrê*[3]) neben ahd. *scazfrî.*

Für das Althochdeutsche möge man die ganze Mannigfaltigkeit der Bedeutungen des *scaz* zunächst bei Graff VI 557ff. überblicken.

a) Die Bedeutung „denarius“ kennt, wie ich oben unter „Pfennig“ S. 247 ausgeführt habe, nur noch das sog. Keronische Glossar aus der letzten Merowingerzeit, und selbst da dringt bereits der *pfantinc* ein. Unter den Kompositis haben mit Sicherheit diesen Ausgangspunkt nur *scazwurf* „manumissio“ Ahd. Gll. II 122, 39ff. (*scazvurfun* resp. *frilazun ł scazuurfun*) und *scazwurfo* (manumissus) „libertus“ ebda 120, 16ff. (*frilaza ł scazwurfun*) sowie das den Rechtshistorikern wohl noch kaum bekannte *scazfrigitha* „manumissio“ Ahd. Gll. IV 206, 2 (aus dem Glossar der Trierer Seminarbibliothek). Über ags. **sceatwyrp,* das nur in den abgeleiteten Verben *be-, ʒesceatwyrpian* spät überliefert ist, hat Roedér GGN. 1907, 305ff. und sich selbst berichtigend 373ff. gehandelt: danach steht es fest, daß die „manumissio per denarium“ ein westgermanischer Rechtsbrauch war, den die Angelsachsen vom Festland mit her-

---

[1]) Vgl. die an. Formel *qln né penningr.*

[2]) Über *scot,* das nicht mit *scat* zusammengeworfen werden darf, denk ich demnächst in der Wiener Numismat. Zeitschrift (1918) zu handeln.

[3]) *scotfrê and gafolfrê* Kemble, Cod. dipl. IV 215, 32.



über gebracht haben. — Auch das mit einem sehr alten Fremdwort (vgl. got. *puggs*) gebildete *scazfung* „marsuppium“ Ahd. Gll. I 284, 10 wird vom „denarius“ ausgegangen sein.

Schon die Übersetzer des Tatian, die den „denarius“ konsequent mit *phending* (*phenning* usw.) wiedergeben, wußten, wie ich oben S. 248 ausgeführt habe, mit *scaz* nichts rechtes mehr anzufangen: aber es war ihnen bekannt, daß es ein alter Münzname sei, und so verwendeten sie es für ganz verschiedene Münzwerte der Vulgata, ähnlich wie etwa die ags. Übersetzer und Glossatoren der Evangelien mit *scilling* verfuhren. Weitere Zeugnisse für diese frühe Unsicherheit sind z. B. Ahd. Gll. I 715, 28 „talenta“ — *geuuagi. scaz vel funt* einerseits und IV 10, 5 „obulus“ — *zuuelif scaza* („Glossae Affatim“ Ic.).

b) Schon im 9. Jh. ist die Bedeutung „Geld“, „Geldeswert“, „Kapital“, „Vermögen“ die vorwiegende, ja es kommt schon zu Ausdrücken wie *varanter scaz* „mobilia“ (II 135, 51) und *unvaranta scaza* „immobiles“ (II 137, 48).

c) Die Bedeutung „Abgabe“ entwickelt sich aus Zusammensetzungen wie etwa *feriscaz* „naulum“ (II 7, 42), das auch altenglisch ist wie *mietscaz* (Tatian), und *zinsscaz* (Tatian), gewinnt aber für das Simplex niemals den Umfang wie etwa im Altnordischen. Die umgekehrte Entwickelung hat bekanntlich „Geld“ durchgemacht; vgl. schon die alte Glosse „censum“ — *scaz ł gelt* II 274, 3.

Wenn wir uns nun zur Etymologie des Wortes und zur Ermittelung seines ältesten Wertes wenden, müssen wir zunächst feststellen, daß der *scaz* auf hochdeutschem Gebiete einen Zwillingsbruder hat, den *quaz*, und sogar einen Drillingsbruder, den *swaz*! Das wissen natürlich die Kenner des althochdeutschen Wortschatzes, aber in den Erörterungen über die Geschichte von „Schatz“ (wie im DWb. VIII 2274) find ich es nirgends erwähnt; W. Wackernagel hat sogar irgendwo — ich kann meine Notiz nicht auffinden — *quâȥ* schreiben und damit die Form (ahnungslos?) von *scaz* trennen wollen.

Ich stelle das Material alles aus den Ahd. Gll. zusammen für *quaz*: „denarius“: „Nummolarius est qui nummos facit. i. *quazza* vel denarios“ II 263, 14 (Cod. S. Galli 299 u. Schlettst.); aus denselben Hss.: „Minutis“ — *quazzon* 262, 47; weiter „Minutis“ — *quazun* 274, 22 (5 Hss.). — Sodann „Pars stateris“ — *teil des chuazzes* I 410, 6. — „Didragmas“ — *quaza* I 700, 35 (6 Hss.); — „Nummus“ — *qhuaz* Ib. *quaz* Rd. (in beiden Hss.

284, 10 „marsuppiis“ — *scazfungim*); — schließlich „Dipondio“—*ziquazze* 727, 15 (Schlettst.), wo Wackernagel *zuiquazze* ändern wollte.

Alle Glossen weisen, soviel ich sehe, auf Alemannien und das 9. Jh. zurück — die erste allein möcht ich höher datieren, weil der Glossator den „Pfennig“ noch nicht zu kennen scheint. Die übrigen zeigen die gleiche Unsicherheit in der Heranziehung von *quaz,* wie wir sie bei *scaz* für die Übersetzer des Tatian feststellten. Aber die Form ist doch offenbar ausgestorben, eh sie die Bedeutungsentwickelungen b) und c) antrat.

swaz erscheint, nur halb noch verstanden und regelmäßig auf das Zwillingswort *scaz* gereimt, in ripuarischen Dichtungen des 12. 13. Jh.s. Karlm. 5, 12 (Hoderich und Hanfrat haben einen großen Schatz ausgegraben:) *Den wunderen starcken grossen schatz, Menchen gulden swatz*; ebda 360, 65 (Karl hat Spanien und Galizien erobert:) *Ind darynne groessen schatz Ind menchen gulden swatz.* Danach hat Sprenger beim Wilden Mann „Von der girheit“ 74 zweifellos richtig ergänzt: *Wat halp Jugurthe sîn grôzer scaz unde manig ⟨guldin⟩ swaz den he zusamme brathe?* Man sieht deutlich: *swaz* ist ein halb verklungenes Münzwort, bei dem man sich anscheinend etwas besonderes vorstellt; daher wird es zur Goldmünze.

Das Ergebnis dieser Zusammenstellung ist klärlich dies, daß wir die urgermanische Form als **skwattaz* ansetzen müssen; aus ihr haben sich die drei Anlaute *sk-, kw-* und *sw-* entwickelt, als verschiedene Erleichterungen einer Konsonantenverbindung die in keiner südgermanischen Sprache erhalten ist.

Trifft diese Feststellung zu — und ich wüßte nicht, was ihr entgegen zu halten wäre — so ergeben sich daraus weitere Erkenntnisse. Zunächst, daß das nordische *skattr* vom Süden her zugewandert ist, und zwar sofort in der Bedeutung „Abgabe“; man denke daran, wie leicht gerade derartige Wörter wandern: „Tribut“, „Zins“, „Zoll“ usw. Im Norden nämlich hat sich die Lautgruppe *skv-* während des ganzen Mittelalters erhalten, ja im Norwegischen wie im Isländischen bis heute: bei Aasen, Ordbog over det norske Folkesprog füllen die Wörter wie *skvala, skvapa, skvelja, skvetta* noch eine ganze Spalte. Ob die Goten oder die Westgermanen, bei denen der Übergang *skw-* $>$ *sk-* jedesfalls unabhängig erfolgte, die Darleiher waren, ist vorläufig nicht zu entscheiden.

Weiter wird damit das Verhältnis zum Slavischen bis zu einem gewissen Punkte aufgeklärt. Ziemlich allgemein stellt man zu got. *skatts* asl. *skotъ*, das die Doppelbedeutung „Vieh“ — „Geld“ hat, und während Miklosich, Etym. Wb. 303a, Heyne und Kluge die Frage nach der Herkunft unentschieden lassen, ist Schade, Altd. Wb. 784 mit großer Bestimmtheit für Entlehnung des gotisch-germanischen Wortes aus dem Slavischen eingetreten. Nun geht aber asl. *skotъ* kaum auf ein älteres **skvotъ* zurück, da sich im Slav. *skv-* wie im Nordischen meist erhalten hat, sogar vor Liquiden. Also nur allenfalls das Gotische, nicht aber das Germanische, wo **skwattaz* noch im Hochdeutschen sich dreifach spalten konnte, würde von den Slaven entlehnt haben — aber wem wird es einfallen, das Gotische in diesem Punkte vom Hochdeutschen trennen zu wollen?

Liegt also eine Beziehung zwischen beiden Sprachen vor, so kann sie nur zu Gunsten des Germanischen bestimmt werden, wie das z. B. Müllenhoff, D. Akde IV 157 und Braune, Beitr. XV 272 unbedenklich getan haben, indem sie gleichzeitig daran festhalten, daß die älteste Bedeutung „Geldstück“ und nicht „Vieh“ war.

Hierfür spricht mit starkem Gewicht auch das Geschlecht des Wortes: „Schatz“ ist in allen germ. Sprachen Masc. — nur im Fries. scheint dies für die Bedeutung „Vieh“ nicht gesichert (v. Richthofen 1028). Nun sind aber im Germanischen — es sei erlaubt, hier kurzweg die hd. Formen anzuführen — nicht nur *fihu* und *nôz*, sondern auch *hros, hrind, farh (suîn), lamb, scâf* sächlichen Geschlechts, das Masc. *scaz* würde ganz aus dieser geschlossenen Reihe heraustreten.

Unter allen germanischen Stämmen haben einzig und allein die Friesen für ihr *sket* den Doppelwert „Vieh“ — „Geld“. Aber einmal ist ihre Sprache uns nur aus späterer Zeit überliefert, und dann sind eben die Friesen, nachdem sie vorübergehend, in der Hauptsache vor den Einfällen der Normannen, an ihrer Südgrenze einen beweglichen Handelsstand ausgebildet hatten, wieder ein Bauernvolk mit rechter Naturalwirtschaft geworden, bei dem die nachträgliche Ersetzung des „Geldes“ durch das „Vieh“ sehr wohl möglich, ja wahrscheinlich ist.

Das Vorurteil daß überall die Bedeutung „Geld“ aus der Bedeutung „Vieh“ abgeleitet werden müsse, stammt von dem lateinischen Paar *pecu*—*pecunia* her und ist durch die Doppelbedeutung von ahd. *fihu* (in den ältesten Quellen), ae. *feoh*, ai. *fê* gefestigt worden. Auch ein Gegenüber wie ahd. *scazgirida* (Graff IV 229)

gegenüber as. *fehu-giri,* ae. *feoh-gyrnes,* got. *faihu-gairnei* usw. beweist selbstverständlich nichts: es ist einfach ein Ersatz, wie sich noch im 18. Jh. „Habgier“ und „Habsucht“ gebildet haben. Noch im 16. Jh. ist in Friesland für das Zweistüberstück Ennos II. die Bezeichnung „*Schâp*“ aufgekommen und hat sich lange gehalten, weil man zeitweise für diesen Preis ein Schaf kaufen konnte (ten Doornkaat-Koolman III 99); noch bekannter ist das Schicksal von *penningr* auf Island, wo es zur Bedeutung „Schaf“ gelangt ist.

So konnte der *skatts* sehr wohl von den Goten zu den Slaven zunächst als „(silbernes) Geldstück“ wandern und bei zeitweiligem Schwinden des Bargeldes aus dem Verkehr den Bedeutungswandel zu „Vieh“ erleben; bemerkt doch auch Miklosich a. a. O.: „russ. *skot* Vieh, alt auch Geld“, wobei ich es dahin gestellt sein lasse, ob hier die kurze Entwickelung „Geld“ ➛ „Vieh“ oder auch eine komplizierte Reihe „Geld“ ➛ „Vieh“ ➛ „Geld“ ➛ „Vieh“ vorliegt, die ich bei der Verschiebung der Wirtschaftsverhältnisse durchaus nicht für unmöglich halte.

Wir sind also bei der Etymologie von **skwattaz* gezwungen vom Slavischen ganz abzusehen.

Die von Müllenhoff bei Curtius, Griech. Etym. vorgeschlagene Zusammenstellung mit gr. *σκεδάννυμι* und *σχέδος,* die früher auch Heyne und Delbrück Zs. f. d. Phil. 1, 136 übernahmen, hat sachlich geringe Wahrscheinlichkeit: keinesfalls darf man dabei an ein Spalten nach der Fläche denken, wie das gewöhnlich geschieht, denn so entstehn wohl Holzschindeln (*scandulae*), aber keine Münzen. Wenn ich mich recht erinnere, hat Müllenhoff später, wenn er die Etymologie zur Erwägung stellte, an das „Hacksilber“ gedacht: Namen und Begriff hab ich zum ersten Mal aus seinem Munde gehört. Aber die Vorstellung von der er dabei auszugehn schien, daß dies sozusagen das frühste Edelmetall des Verkehrs darstelle, ist falsch: die „Hacksilberfunde“ gehören erst einer sehr viel spätern Zeit an, s. S. Müller-Jiriczek II 286, von Luschin bei Hoops II 350.

Ich habe keinen rechten Mut, mich über das Germanische hinaus auf das Gebiet von Sprachen zu wagen, die ich nur notdürftig mit Hilfe der Grammatiken und Wörterbücher heranziehen könnte: als „idg. Form“ für das rein germanische Wort wäre wohl **sqodnós* anzusetzen, und danach mögen die „Berufenen“, denen ich die sachliche Orientierung und die Unterlagen der sprachlichen Überlieferung geboten habe, weiter forschen. Mit dem einzigen germanischen Wort das man heranziehen könnte,

norweg. *skvetta* „sprudeln", „spritzen", vermag ich nichts anzufangen, und daß das Subst. *skvett* m. „einen kleinen Regenbogen" bezeichnet (Aasen s. v.), will ich nur erwähnen, damit mir nicht Jemand mit dem Einfall entgegenkommt, das Wort könne doch am Ende mit den keltischen „Regenbogenschüsselchen" zusammenhängen.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 144 Z. 20ff. Die frühsten mnd. Belege für *scherf* weist wohl das Hildesheimer Stadtrecht von ca. 1300 auf (Urkb. d. St. Hildesheim I Nr. 548 S. 289f.): § 100 *dre scherf,* § 108 *ein scherf* (Akk.), § 113 *en scherf* (Akk.). Um die gleiche Zeit taucht das Wort in Schlesien in der Zollrolle von Löwenberg auf (Progr. v. Löwenberg 1885 S. 12f.): *dru scherf — ein scherf* (öfter). Auch für die Ostseeprovinzen muß (entgegen Anm. 1) der Gebrauch im Kleinverkehr anerkannt werden: *1 scherff Rigisch* weisen die Handelsrechnnngen des Deutschen Ordens (ed. Sattler) S. 255, 20 z. J. 1404 auf.

S. 145 Z. 12f. Die Ausprägung von Kupferscherfen in Lüneburg beginnt 1531 und dauert bis 1777.

S. 146 Z. 21. Hier möcht ich einschalten den als Zeugen in einer oberösterreichischen Notiz von ca. 1180 im Salzburger Urkb. I 817 (Nr. 90) begegnenden *Růdiger Nothscerf* (vgl. „Nothgroschen", „Nothpfennig", „Nothschilling" im DWb.).

Göttingen. Edward Schröder.

Lit. *plĕ́kti* „prügeln".

Leskien Ablaut 370 führt an: *„plĕkiu, plĕkiau, plĕkti* 'prügeln' (Schl. Don. schreibt *ḗ,* schwerlich richtig)". Die Schreibung Schleichers, die man auch Gram. 241 finden kann, ist tadellos: das verbürgen die žemaitischen Formen des Verbs und zwar 3. Fut. *pljiks* bei Scheu-Kurschat, Pasakos apie paukščius S. 69 Z. 28 und S. 70 Z. 3. Danach ist auch Doritsch Beiträge § 352 zu verbessern und *užplẹ͘ikti* in § 353 aufzunehmen. Es ist noch zu erwähnen, daß Lalis 235 nur *pliekti* kennt: seine Unterscheidungen zwischen *ė* und *ē* haben sich mir bisher gut bewährt. Leskien ist von Kurschat abhängig, der LDWb. *plĕkti* und *plĕ́kti* kennt, DLWb. aber nur *plĕkti* und *plėkìmas* anführt. Kurschat aber ist in unserm Betreff ein schlechter Führer. Vorläufig jedenfalls schweben die Ausführungen P. Perssons, Beiträge (1912), S. 230, vollkommen in der Luft. R. Trautmann.

Sachregister.



Wortregister.

Albanesisch.

Lateinisch.

Mittel-(Neu-)Latein.

Romanisch.

Italienisch.

Französisch.

Spanisch.

Portugiesisch.

Rumänisch.

Faliskisch.

Oskisch.

Umbrisch.

Sabellisch.

Volskisch.

Altirisch.

Mittelirisch.

Neuirisch.

Neugälisch.

Cymrisch.

Cornisch.

Bretonisch.

Ogom-Inschriften.

Gallisch.

Slovakisch.

Sorbisch.

Polnisch.

Salabisch.

Magyarisch.

Türkisch.

Mordwinisch.

Kirgisisch.

Gedruckt bei Hubert & Co., G. m. b. H. in Göttingen.

